This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

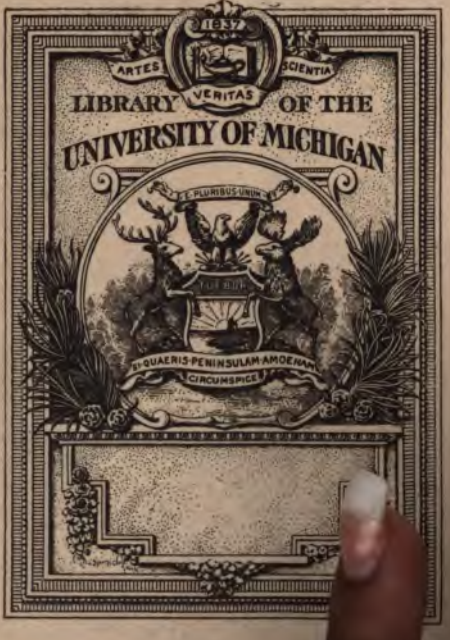
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 408774


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

166
.N94
v.1

Deutsche Sagen.

Deutsche Sagen

in ihrer

Entstehung, Fortbildung

und

poetischen Gestaltung.

Von

Prof. Dr. Jakob Nover.

Gießen.
Verlag von Emil Roth.
1895.

Beliebte deutsche Volkssagen.

96453

Erster Band.

Faust.

Till Eulenspiegel.

Der ewige Jude.

Wilhelm Tell.

Gießen.
Verlag von Emil Roth.
1895.

Deutsche Sagen

in ihrer

Entstehung, Fortbildung

und

poetischen Gestaltung.

Von

Prof. Dr. Jakob Hoyer.

Gießen.
Verlag von Emil Roth.
1895.

Beliebte deutsche Volkssagen.

96455

Erster Band.

Faust.

Till Eulenspiegel.

Der ewige Jude.

Wilhelm Tell.

Gießen.
Verlag von Emil Roth.
1895.

Deutsche Sagen

in ihrer

Entstehung, Fortbildung

und

poetischen Gestaltung.

Von

Prof. Dr. Jakob Nover.

Gießen.
Verlag von Emil Roth.
1895.

Beliebte deutsche Volkssagen.

96453

Erster Band.

Faust.

Till Eulenspiegel.

Der ewige Jude.

Wilhelm Tell.

Gießen.
Verlag von Emil Roth.
1895.

Alle Rechte vorbehalten.

Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz, Würzburg.

Herrn Julius Wolff

dem genialen Neugestalter deutscher Sagen

verehrungsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Die nachfolgenden Behandlungen deutscher Sagen in ihrem Ursprung, ihrer Fortbildung und poetischen Gestaltung sind aus populären Vorträgen erwachsen, wie sie zum Teil bereits Aufnahme in die Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung populär-wissenschaftlicher Vorträge gefunden haben. So die „Faustsage" und „Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit." Sie hatten den Zweck, ein größeres gebildetes Publikum mit den Resultaten gelehrter Forschung in gemeinverständlicher Darstellungsweise bekannt zu machen, es über Entstehung, Weiterentwickelung und poetische Verwertung zu orientieren und ihm den Sinn und das tiefere Verständnis dieser Mythen zu erschließen. Der Anklang, den diese Vorträge in verschiedenen Vereinen gefunden, ermunterte den Verfasser, ihren Inhalt einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

Die Beschränkung, welche die übliche Zeitdauer eines solchen Vortrages auferlegt, fiel bei der Drucklegung weg, und so war es dem Verfasser möglich, seiner Arbeit durch mancherlei mehr ins Einzelne gehende

und beim Lesen weniger ermüdende Ausführungen zu bereichern; zugleich nahm er die Gelegenheit wahr, durch Benutzung und Verwertung der neueren Litteratur den Inhalt seiner Abhandlungen wesentlich zu modifizieren, zu berichtigen und zu ergänzen. So erscheint die Faustsage hier in fast ganz neuer Gestalt, indem der einschlägigen Litteratur und namentlich auch der dichterischen Verwertung mehr Raum gewidmet ist. Sehr anregend in Bezug auf das Verständnis der mittelalterlichen Geheimkünste wirkte auf den Verfasser namentlich das jüngsterschienene, mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit geschriebene Werk Karl Kiesewetters: „Faust in der Geschichte und Tradition."

Bezüglich der Volkssage von „Till Eulenspiegel" bin ich hauptsächlich den Ausführungen Bobertags gefolgt; bei der poetischen Behandlung der Sage aber war es mir eine besondere Lust, mich in Jul. Wolffs duftige und humorvolle Dichtung: „Till Eulenspiegel redivivus" zu versenken. Der geniale Dichter, dem wir die anmutige Gestaltung so mancher schönen deutschen Sage, wie „Der Rattenfänger von Hameln," „Der wilde Jäger," „Tannhäuser," „Lurlei," und „Der fliegende Holländer" verdanken, hat in liebenswürdig entgegenkommender Weise die Widmung dieses Buches angenommen.

Was die Sage vom „Ewigen Juden" betrifft, so haben wohl die gründlichen und scharfsinnigen Untersuchungen Dr. L. Neubaurs: „Die Sage vom ewigen Juden" (1884) den wissenschaftlichen Abschluß gebracht. (Vergl. auch Centralblatt für Bibliothekwesen 1893. Bibliographie der Sage vom ewigen Juden). Über

die poetiſche Geſtaltung der Sage hat F. Helbig: „Die Sage vom ewigen Juden, ihre poetiſche Wandlung und Fortbildung“ 1874 eine Überſicht gegeben, konnte aber natürlich die litterariſchen Erſcheinungen der Neuzeit nicht verwerten; es galt alſo hier ſeine Arbeit fortzuführen und zu ergänzen.

Auch die Abhandlung über „Wilhelm Tell,“ wobei namentlich die Schriften von Rochholz: „Tell und Geßler“ und Hubers Abhandlung: „Die Tellſage“ benutzt wurden, erſcheint hier in weſentlich neuer Geſtalt und mit Berückſichtigung der jüngſten, gelegentlich der 1891 begangenen Säcularfeier der Schweizer Eidgenoſſenſchaft erſchienenen Schriften. Obwohl die frühere Form gerade im Vortrag und auch in der Preſſe nach ihrem Erſcheinen in der Virchow-Holtzendorff'ſchen Sammlung, die Wahl einer poetiſchen Wanderung zu Tellserinnerungen und eines ſich daran knüpfenden Geſprächs, allgemeinen Beifall fand, ſo gaben wir doch bei dieſer erneuten Behandlung mehr der wiſſenſchaftlichen Seite den Vorzug.

So möge denn dies Buch hinausziehen in die Welt und dazu beitragen, den Sinn und das Verſtändnis unſerer ſchönſten und beliebteſten deutſchen Volksſagen einem größeren gebildeten Leſerkreiſe zu erſchließen!

Prof. Dr. Jakob Nover.

Worms, den 1. November 1894.

Faust.

Radierung nach Rembrandt von Jan Joris van Vliet, 1630.

Faust.

1. Hat es einen Dr. Faust gegeben?

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."
(Goethe: „Faust".)

Täglich sind wir von Rätseln und Wundern der Natur und des Lebens umringt, und vergebens versuchen wir den Schleier von Geheimnissen zu lüften, den wohl eine gütige Gottheit absichtlich über Ursprung und Werdegang der Schöpfung gebreitet. Trotzdem haben scharfsinnige und wißbegierige Forscher und Gelehrte sich von jeher abgemüht, Licht und Klarheit in die Rätsel der Natur und des Lebens zu bringen, gar manche studierende Häupter haben von jeher darüber gegrübelt, nach Heine „Häupter in Turban, Hieroglyphenmützen und Barett, arme schwitzende Menschenhäupter" über dem uralten, qualvollen Rätsel: „Was ist der Mensch? Woher ist er kommen? Wohin geht er? Wer wohnt dort oben über goldenen Sternen?" — Wieviel Kräfte und Mittel hat schon der erfinderische Menschengeist zu Hilfe genommen, wieviel Hebel und Maschinen in Bewegung gesetzt, den Urgrund alles Seins zu erforschen! Doch ähnlich wie der Faustische Schmerzensschrei klingt der trostlose Ausruf des Schweizer Dichters und

Gelehrten Albrecht v. Haller: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist!“

Ja, es fehlt nicht an erschreckenden Beispielen alter und neuer Zeit, zu zeigen nicht nur, wie zwecklos und vergeblich alles menschliche Ringen ist, die Grenzen unseres Wissens und Könnens zu überschreiten, sondern auch für wie frevelhaft und gottlos es gilt, die von der Natur und der Gottheit gezogenen Schranken zu durchbrechen, wie Strafe und Verdammnis den Vorwitzigen und Ruchlosen treffen, der mit übermenschlichen und übernatürlichen Kräften, mit Hilfe der Geister- und Dämonenwelt in die Geheimnisse dringen will, die uns ein allweiser und allgütiger Gott verhüllt. Wohl kein Beispiel lehrt dies, wenngleich selbst nur mit mysteriösen Andeutungen, anschaulicher und dringlicher als Schillers Gedicht: „Das verschleierte Bild zu Saïs“? Schon auf einer Pyramide zu Saïs las man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben“, und im Innern des Tempels der Isis zeigte man allerlei symbolische und mysteriöse Geräte, darunter eine heilige Lade, den sogenannten Sarg des Serapis, den kein Laie berühren oder öffnen durfte. Einer, der die Verwegenheit gehabt, den Deckel aufzuheben, sei wahnsinnig geworden. Doch die menschliche Neugier oder der brennende Wissensdurst ist ein gar mächtiger Trieb. Was könnte auch den Menschengeist mehr reizen als die Erforschung aller Dinge, als die Erkenntnis der Wahrheit? Und die Wahrheit sollte ja auch nach Aussage des Hierophanten gerade jenes verschleierte Bild zu Saïs bedeuten. „Wie!“ ruft da der wissensdurstige Jüngling, „nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese gerade ist

es, die man mir verhüllt?" — „Das mache mit der Gottheit aus!" versetzt der Hierophant. „Kein Sterblicher", sagt sie, „rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe. Und wer mit ungeweihter, schuldiger Hand den heiligen, verbotenen früher hebt, Der", — spricht die Gottheit — „Nun?" — „Der *sieht* die Wahrheit!" — Auf das weitere erstaunte Fragen des Jünglings, ob denn der Hierophant selbst nie den Schleier gelüftet, antwortet dieser ernst mit nein. „Und doch trennt nur eine so dünne Scheidewand uns von der Wahrheit", erwidert mit wachsendem Erstaunen der Jüngling. „Und ein *Gesetz*", sagt bedeutungsvoll der Hierophant, „ein Gesetz, das man nicht ungestraft verletzt". Welches Gesetz? Doch wohl das Natur- oder Sittengesetz. Und wer kennt nicht den mysteriösen Ausgang des Gedichtes, der noch viel zu raten und zu denken giebt? Warum wohl äfft ihm das Echo spottend nach, als er entschlossen ausruft: „Doch ich will und muß die Wahrheit *schauen*!?" Etwa, weil er, wie der Erklärer Götzinger meint, Unmögliches erstrebt, denn mit dem Auge *schauen* lasse sich die Wahrheit nicht, sondern nur mit dem Verstande *erkennen*, — oder weil er, wie Leimbach interpretiert, „*schauen*" und „*besitzen*" für identisch hält? Nun, und was sah der Jüngling? Der Rest ist Schweigen. Der Dichter weiß es selber nicht, oder will sich nicht näher erklären. Nur aus der Wirkung des Erschauten können wir es erwarten. Besinnungslos und bleich fand man ihn am folgenden Tage am Piedestal des Bildes. „Was er allda gesehen und erfahren, hat seine Zunge nie bekannt." Doch seines Lebens Heiterkeit war dahin, und ein tiefer Gram riß ihn in ein frühes Grab. „Wehe dem, der zu der Wahrheit geht durch

Schuld", — dies war auf ungestümes Fragen sein warnungsvoller Zuruf, „sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!" Obwohl hier der Schwerpunkt auf dem Worte „Schuld" liegt, so scheint doch der tiefere Sinn in der Parabel zu liegen, daß auch schon an und für sich der Besitz oder die Erkenntnis der Wahrheit unglücklich mache. Hätte denn auch sonst eine allgütige und allweise Vaterhand der Gottheit sie uns mit einem Schleier verhüllt? Und was scheint der tiefere Sinn der naiven Erzählung vom Sündenfalle des ersten Menschenpaares im Paradiese anders zu bedeuten, als daß die Erkenntnis der Dinge, die Wahrheit Unglück im Gefolge habe. Darum auch verbot Gott der Vater Adam und Eva von den Früchten des Erkenntnisbaumes zu kosten. Als sie aber von der Sündenschlange verführt, deren glatten Worten glaubten und sein wollten wie der allwissende Gott und von der verbotenen Frucht naschten, da erkannten sie allerdings, was gute und böse sei, sie erkannten ihre Nacktheit und schämten sich. Zur Strafe für ihren Ungehorsam aber und ihre Verwegenheit gingen sie ihrer paradiesischen Unschuld und Daseinsfreude verlustig, sie nahmen menschliche Arbeit und Mühseligkeit in Kauf, Krankheit und Tod.

Zur Parallele könnte man auch noch die verhängnisvolle Pandorabüchse heranziehen, aus der, als Epimetheus gegen das Verbot den Deckel öffnete, alle Übel der Welt herausflatterten und seitdem die arme Menschheit heimsuchen. Nur über die Hoffnung, die nach Anschauung der Alten ein sehr trügerisches Gut war, behält er noch die Herrschaft, indem er sie noch in Verschluß hält. Ja die Hoffnung! Wenn die Hoffnung nicht wäre!

Und ähnlich muß auch der Anblick des entschleierten

Bildes zu Saïs gedacht werden. Schrecklich, trostlos, grauenhaft muß es gewesen sein, was der Jüngling erblickte. Sei es Verwesung oder Tod, Eitelkeit und Nichtigkeit allen Strebens oder Androhung furchtbarer Strafe für menschlichen Vorwitz und Frevel, so daß wir unwillkürlich an Schillers Kassandra erinnert werden: „Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod" oder an die andere trostlose Wahrheit: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?!" — Fast wären wir dann auch versucht, den Ausspruch Christi zu wiederholen: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich!"

Und doch wird sich der titanisch ringende Menschengeist mit dieser Verheißung nicht zufriedengeben. Er wird forschen und tiefer in die Erkenntnis alles Seienden dringen wollen, und geschähe es auch mit dem Frieden seiner Seele, mit dem Preise seines Lebens.

Aber mit allen jenen mehr oder weniger erbaulichen Beispielen bestraften Vorwitzes und verbotener Befriedigung des uns doch nun einmal angeborenen Erkenntnistriebes soll ja wohl auch weniger der Stab über das Forschen an und für sich und das Ringen und Streben nach Wahrheit von vornherein gebrochen werden, als vielmehr über die Verwerflichkeit der Mittel, deren sich der Mensch zuweilen bedient, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Bund mit dem Teufel ist es, die Anwendung höllischer Künste, die verworfen werden als ruchlos und strafbar. Und hiermit kommen wir auf den Kernpunkt der Faustsage und aller anderen ähnlichen und verwandten Sagen. In diesen allen handelt es sich zunächst um einen Widerstreit im menschlichen Innern zwischen dem guten und bösen Prinzip, um

einen Kampf des Himmlischen und Göttlichen in unserer Seele mit dem Irdischen und Sinnlichen. Dieser Wettstreit der beiden in unserem menschlichen Wesen vereinigten Naturen gestaltet sich zu einem förmlichen Ringkampf zweier Geister, die mehr oder weniger plastisch oder körperlich vor unser geistiges Auge treten. Von Anbeginn unseres Daseins bis zu unseres Lebens Ende sind wir diesem tragischen und unser Inneres ständig mächtig erregenden Zwiespalt preisgegeben. Verzweiflungsvoll entringt sich daher der Schmerzensschrei der Brust eines Faust bei Goethe:

„Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält mit derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Gar manche sinnige Legende und Parabel besitzen wir aus alter und neuer Zeit, die diesen Wettkampf des guten und bösen Prinzips, den Triumph der Tugend oder des Lasters über die arme Menschenseele illustrieren. Am anschaulichsten ist wohl die dem Sophisten Prodikus, einem Zeitgenossen des Sokrates, von Xenophon in den Mund gelegte Allegorie von „Herkules am Scheideweg". Darnach nahten sich einst dem Heldenjüngling, als er in sein reifes und mannbares Alter getreten, zwei stattliche Frauengestalten, die eine sittsam und von natürlicher Schönheit, die andere dagegen üppig herausfordernd und in auffallender Tracht. Die letztere drängte sich zuerst an den Jüngling heran und verhieß ihm ein Wohlleben ohne Beschwerden, ein Leben voll sinnlicher Lust; die andere dagegen schilderte ihm einen mühsamen und entsagungsreichen Weg, den aber Ruhm und Ehre lohne und der da hinaufführe zur Gottheit. Herkules

wählte, wie bekannt, den rauhen Pfad der Tugend und scheute nicht Kämpfe und Arbeit.

Als Parallele aus neueren Dichtungen könnten wir noch der Ähnlichkeit der Auffassung halber die bekannte Ballade Bürgers: „Der wilde Jäger" heranziehen. Auch hierin drängen sich gewissermaßen als Verkörperungen der guten und bösen Seite des menschlichen Wesens zwei Geister an den wilden Jäger heran, als er im Begriffe ist, den Sonntag durch seine Hetzjagden zu entheiligen. Der gute Geist, ein lichtfarbener Engel, sucht den Wüterich, der unbekümmert um den Fleiß des Landmannes auf und dran ist, das Wild durch die wogenden Saatfelder zu jagen, mit sanfter, aber eindringlicher Stimme zu warnen; doch sein böser Genius, ein schwefelgelber Dämon der Hölle, entflammt seine sündhafte Gier zu schnöder Hetzjagd noch mehr. Und das Ende, — die Verdammnis zu ruheloser Jagd ist die Strafe.

Doch genug der Parallelen! Wir begegnen diesem Ringkampf des guten und bösen Prinzips fast bei allen Kulturvölkern. Bei den Persern ist es der gütige Gott Ormuzd, dem der böse Ahriman widerstrebt; bei den Indern stehen sich der schöpferische Brahma und der Zerstörer Shiwa gegenüber. Ähnlich empören sich bei den Griechen im trotzigen Rebellenkampfe die Titanen gegen die olympischen Götter; als ihr genialster Repräsentant gilt Prometheus. Im Christentum tritt der böse Geist, — ursprünglich ein abgefallener Engel, — frühzeitig als Satan oder Teufel auf, dem bekanntlich auch die Macht zugeschrieben wird, die gläubigen und tugendhaften Menschen zum Abfall von der Gottheit zu verleiten. Dies gelingt ihm wesentlich, wenn er im Menschengeiste jenen frechen

Sinn des Hochmuts und frevelhafter Überhebung über alle göttlichen und natürlichen Gesetze nährt, der ihn dazu treibt, sein Wahnbild an die Stelle der höchsten Wahrheit zu setzen, sich Gott gleich oder gar höher zu dünken. »Eritis sicut deus, scientes bonum et malum« ist der Lockruf der Schlange im Paradiese, und sehr bedeutungsvoll schreibt Mephisto als Pseudo-Faust diesen Spruch dem jungen Schüler ins Album. Darin liegt auch der titanische Rebellentrotz eines Prometheus. Zugleich liegt aber auch in dieser Auflehnung gegen die Gottheit ein Kampf mit sich selbst, eine Vernichtung seines besseren Selbst, ein Krieg gegen die höchsten Forderungen des Gemüts, eine Austilgung der Sehnsucht nach Heil und Frieden, die doch eigentlich schließlich nur in Gott ihr Ziel haben können. Da giebt es keine Rettung als nur die Rückkehr zu Gott, Reue und Buße, der hinwiederum die göttliche Gnade zu Hilfe kommen muß. Dies predigte schon im Grunde genommen Plato mit seiner Lehre von der Verähnlichung mit Gott, wir finden es aber auch eingehüllt in die Resultate unserer modernen Philosophie von Spinoza und Leibnitz bis Kant.

Mit dem Abfall von Gott hängt aber, wie wir schon im Eingang unserer Abhandlnng betont haben, aufs Innigste ein brennender Wissensdurst, gewissermaßen ein frevelhafter Vorwitz hinter verbotene und uns von der Gottheit absichtlich verhüllte Geheimnisse zu schauen, zusammen; dies kommt als wesentliches Element in der weiteren Ausbildung der Faustsage noch hinzu. Und dies ist ein spezielles, ein charakteristisches Merkmal des 16. Jahrhunderts. Fast zu keiner anderen Zeit war der Drang und Trieb zum Studium jener geheimen und dunklen

Künste so mächtig, die man gewöhnlich unter den vieldeutigen Namen „Alchymie“ und „Astrologie“ zusammengefaßt, wo man den Schlüssel finden zu können glaubte in das Reich der Zauber- und Geisterwelt und sei es mit dem Preise seines Seelenfriedens und der ewigen Glückseligkeit, a sei es mit der förmlichen Überlieferung an den finsteren Höllenfürsten, den Teufel selbst. Und wahrlich, die Fortschritte der damaligen Wissenschaften an den neubegründeten Universitäten, besonders in der Mathematik und Astronomie, vermöge deren der kühne Menschengeist mit frevlem Vorwitz der Gottheit, sozusagen „in die Himmelsfenster sah“, konnten den Menschen wohl mit stolzem Selbstgefühl, mit dem Bewußtsein seiner Gottähnlichkeit erfüllen. Wo giebt es in der ganzen Weltgeschichte eine großartigere Epoche als die der Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit. Gebrochen war mit einem Male die abergläubische Scheu und der engherzige Wahn vor den Grenzen der Welt; kühne Seefahrer fanden die Wasserpfade nach Ostindien, entdeckten Insel und Länder, ja einen neuen Erdteil, — Amerika, — allein noch weiter als die waghalsigen Fahrzeuge, schweiften des Menschen Gedanken und Berechnungen zu nie geahnten Fernen, so daß man wohl mit Recht in den Sophokleischen Chorgesang einstimmen darf: „Vieles Gewaltige lebt, nichts ist gewaltiger als der Mensch!“

In diesem berechtigten Selbstgefühl that auch damals in Italien Alberti den Ausspruch: „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie nur wollen“, und in Deutschland sprach Dürer „von einer Begierde, viel zu wissen, die da jeglichem Menschen eingepflanzt sei.“

Man kann den Überschwall aller menschlichen Kräfte und Leidenschaften damaliger Zeit nur mit einem gewal-

tigen Bergstrom vergleichen, der über seine Ufer tritt, Dämme und Landwehren zertrümmert und in unwiderstehlichen Fluten die ganze Ebene überschwemmt. Im Guten, wie im Schlimmen suchte man den äußersten Ausdruck. Wenn im Zeitalter der Borgia die Gräuel der Machthaber der Raubluft schöngefleckter Tiger oder sonstiger Löwen gleichen, so stoßen hingegen die Pioniere der Gelehrsamkeit, die Vorkämpfer für Wahrheit und Geisterbefreiung mit ihren hochragenden Scheiteln ans Firmament des gestirnten Himmels. Das war die Zeit, in der ein Ulrich v. Hutten ausrief: „Es ist eine Lust zu leben!“, in der ein Luther stritt voll Glaubenseifer für seine Ueberzeugung; das war die Zeit, in welcher der große Empörer Faust lebte.

Denn daß ein Zauberer Faust nach dem Wahne seiner Zeit gelebt, steht für uns fest. Eine andere Frage ist freilich die, ob alle seinen Namen tragenden Zauberkunststücke wirklich ihm zuzuschreiben sind. Es läßt sich vielmehr nachweisen, daß sich viele Zaubersagen älteren Datums um den Namen Faust kryſtallisiert haben, daß er gewissermaßen zum Sammelnamen für alle derartigen Traditionen geworden ist. So wird schon in der Apostelgeschichte ein berüchtigter Magier Simon erwähnt, der von Petrus, als er für Geld den heiligen Geist zu erhalten wünschte, ernstlich gezüchtigt wird. Und so hat man in der alten Zeit noch mehr der berühmten Männer, die im Geruche der Zauberei standen und von denen man schon ähnliche Stückchen erzählte, wie sie später in den Aufzeichnungen der Faustbücher wiederkehren. Zoroaster, Vergilus, Demokrit, Empedokles, Apollonius entgingen diesem Urteil ihrer Zeitgenossen nicht, und in der neueren Zeit wurden Raimund Lulius, Arnold

v. Villeneuve, Albertus Magnus, Johann Tritheim, Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus, Hieronymus Cardanus u. a. mit diesem Makel behaftet. So soll Zoroaster, nachdem er viele Bücher über Zauberei geschrieben und sich zum König aufgeschwungen hatte, schließlich vom Teufel ersäuft worden sein. Auch Robert, den Herzog von der Normandie, der sich dem Volksglauben nach in alle Tiergestalten verwandeln konnte, nahm, obwohl er drei Jahre Buße that, der Teufel in die Luft, und ließ ihn dann so unsanft zur Erde fallen, daß er zerschmettert wurde. Ferner lebte zu Lothars Zeiten ein Fürst in Bulgarien, Namens Baian, den, obwohl sich der Papst seiner später annahm, der Teufel erwürgte. Namentlich wird eine ganze Reihe von Päpsten überliefert, die man ihres lasterhaften Lebenswandels wegen des Bundes mit dem Satan bezichtigte. So begleitete den kriegerischen Papst Sylvester II., zugleich einen gelernten Mathematiker, der Teufel in Gestalt eines schwarzen zottigen Hundes, der ihn auch aus der Kirche entführt haben soll. Die Teufelsverschreibung mit Blut, wie bei Faust, wird ähnlich vom Papste Paul II. überliefert. Wie Faust den Kaiser Maximilian, so bewirtete Albertus Magnus 1248 den Kaiser Wilhelm in Köln zu Weihnachten, während draußen alles in Schnee und Eis starrte, in einem blühenden, von Nachtigallen durchschmetterten Garten. Auch das Herbeischaffen von Speisen aus anderer Leute Küche wird schon von anderen, ähnlich wie bei Faust, erzählt. Die Mantelfahrt und die Geschichte mit den Gauklern auf der Frankfurter Messe, von denen einer dem anderen den Kopf abschlug und nachmals wieder aufsetzte, werden schon von Simon dem Magier erzählt. Der böhmische Zauberer Zyto soll schon, wie Faust den

tigen Bergstrom vergleichen, der über seine Ufer tritt, Dämme und Landwehren zertrümmert und in unwiderstehlichen Fluten die ganze Ebene überschwemmt. Im Guten, wie im Schlimmen suchte man den äußersten Ausdruck. Wenn im Zeitalter der Borgia die Gräuel der Machthaber der Raubluft schöngefleckter Tiger oder sonstiger Löwen gleichen, so stoßen hingegen die Pioniere der Gelehrsamkeit, die Vorkämpfer für Wahrheit und Geisterbefreiung mit ihren hochragenden Scheiteln ans Firmament des gestirnten Himmels. Das war die Zeit, in der ein Ulrich v. Hutten ausrief: „Es ist eine Lust zu leben!“, in der ein Luther stritt voll Glaubenseifer für seine Ueberzeugung; das war die Zeit, in welcher der große Empörer Faust lebte.

Denn daß ein Zauberer Faust nach dem Wahne seiner Zeit gelebt, steht für uns fest. Eine andere Frage ist freilich die, ob alle seinen Namen tragenden Zauberkunststücke wirklich ihm zuzuschreiben sind. Es läßt sich vielmehr nachweisen, daß sich viele Zaubersagen älteren Datums um den Namen Faust kryſtallisiert haben, daß er gewissermaßen zum Sammelnamen für alle derartigen Traditionen geworden ist. So wird schon in der Apostelgeschichte ein berüchtigter Magier Simon erwähnt, der von Petrus, als er für Geld den heiligen Geist zu erhalten wünschte, ernstlich gezüchtigt wird. Und so hat man in der alten Zeit noch mehr der berühmten Männer, die im Geruche der Zauberei standen und von denen man schon ähnliche Stückchen erzählte, wie sie später in den Aufzeichnungen der Faustbücher wiederkehren. Zoroaster, Vergilus, Demokrit, Empedokles, Apollonius entgingen diesem Urteil ihrer Zeitgenossen nicht, und in der neueren Zeit wurden Raimund Lulius, Arnold

v. Villeneuve, Albertus Magnus, Johann Tritheim, Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus, Hieronymus Cardanus u. a. mit diesem Makel behaftet. So soll Zoroaster, nachdem er viele Bücher über Zauberei geschrieben und sich zum König aufgeschwungen hatte, schließlich vom Teufel ersäuft worden sein. Auch Robert, den Herzog von der Normandie, der sich dem Volksglauben nach in alle Tiergestalten verwandeln konnte, nahm, obwohl er drei Jahre Buße that, der Teufel in die Luft, und ließ ihn dann so unsanft zur Erde fallen, daß er zerschmettert wurde. Ferner lebte zu Lothars Zeiten ein Fürst in Bulgarien, Namens Baian, den, obwohl sich der Papst seiner später annahm, der Teufel erwürgte. Namentlich wird eine ganze Reihe von Päpsten überliefert, die man ihres lasterhaften Lebenswandels wegen des Bundes mit dem Satan bezichtigte. So begleitete den kriegerischen Papst Sylvester II., zugleich einen gelernten Mathematiker, der Teufel in Gestalt eines schwarzen zottigen Hundes, der ihn auch aus der Kirche entführt haben soll. Die Teufelsverschreibung mit Blut, wie bei Faust, wird ähnlich vom Papste Paul II. überliefert. Wie Faust den Kaiser Maximilian, so bewirtete Albertus Magnus 1248 den Kaiser Wilhelm in Köln zu Weihnachten, während draußen alles in Schnee und Eis starrte, in einem blühenden, von Nachtigallen durchschmetterten Garten. Auch das Herbeischaffen von Speisen aus anderer Leute Küche wird schon von anderen, ähnlich wie bei Faust, erzählt. Die Mantelfahrt und die Geschichte mit den Gauklern auf der Frankfurter Messe, von denen einer dem anderen den Kopf abschlug und nachmals wieder aufsetzte, werden schon von Simon dem Magier erzählt. Der böhmische Zauberer Zyto soll schon, wie Faust den

Wirtssjungen, einen Menschen mit Haut und Haar aufgefressen haben. Und so ließen sich noch eine Menge von Parallelen auffinden, welche die Originalität von Fausts Zauberkunststücken stark in Zweifel ziehen.

Daraus aber den Schluß ziehen wollen, als habe ein Dr. Faust überhaupt nicht gelebt, wäre sicherlich verkehrt. Es wird uns vielmehr durch die ausdrücklichen Zeugnisse einer ganzen Reihe glaubwürdiger Gewährsmänner verbürgt, daß es zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts einen Schwindler und Gaukler, Namens Faust, gegeben habe, der sich den Aber- und Wahnglauben seiner Zeitgenossen zunutz machte und sie mit seinen angeblichen Zauberkunststücken dupierte und prellte.

Zuerst begegnen wir einem Zauberer Faust in einem Briefe des berühmten Historikers und Theologen Trithemius v. Sponheim (1462—1516) vom 20. August 1507 an dem kurpfälzischen Mathematiker und Hofastrologen Johann Wirdung zu Haßfurt. Letzterer hatte nämlich viel von Faust gehört und daß er auch nach Haßfurt kommen wolle; darum erkundigte er sich bei seinem Freunde Trithemius nach ihm. Trithemius, der selbst im Rufe der Zauberei stand, stellte nun seinen Kollegen ein vielleicht etwas von Konkurrenzneid gefärbtes, keineswegs empfehlenswertes Zeugnis in lateinischer Sprache aus, das in deutscher Übersetzung etwa so lautet:

„Jener Mensch über welchen du mir schreibst, Georg Sabellicus, der sich den Fürsten der Nekromanten zu nennen wagte, ist ein Landstreicher, leerer Schwätzer und betrügerischer Strolch, würdig ausgepeitscht zu werden, damit er nicht ferner mehr öffentlich verabscheuungswürdige und der heiligen Kirche feindliche Dinge zu lehren wage.

Denn was sind die Titel, die er sich anmaßt, anders als Anzeichen des dümmsten und unsinnigsten Geistes, der zeigt, daß er ein Narr und kein Philosoph ist? So machte er sich folgenden, ihm konvenierenden Titel zurecht: Magister Georg Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum (Brunnquell der Nekromanten), Astrologus, Magus secundus chiromanticus, agromanticus (ohne Zweifel Druckfehler für aëromanticus d. i. Luftdeuter), pyromanticus, in hydra arte secundus (Zweiter in der Hydromantin.)" — Siehe die thörichte Verwegenheit des Menschen: welcher Wahnsinn gehört dazu, sich die Quelle der Nekromantie zu nennen! Wer in Wahrheit in allen guten Wissenschaften unwissend ist, hätte sich lieber einen Narren, denn einen Magister nennen sollen. Aber mir ist seine Nichtswürdigkeit nicht unbekannt. Als ich vor einigen Jahren[1]) aus der Mark Brandenburg zurückkehrte, traf ich diesen Menschen in der Nähe der Stadt Gelnhausen an, woselbst man mir in der Herberge viele von ihm mit großer Frechheit ausgeübte Nichtsnutzigkeiten erzählte: Als er von meiner Anwesenheit hörte, floh er alsbald aus der Herberge und konnte von niemand überredet werden, sich mir vorzustellen. Wir erinnern uns auch, daß er uns durch einen Bürger die schriftliche Aufzeichnung seiner Thorheit, die er Dir gab, überschickte. In jener Stadt erzählten mir Geistliche, er habe in Gegenwart Vieler gesagt, daß er ein so großes Wissen und Gedächtnis aller Weisheit erreicht habe, daß, wenn alle Werke von Plato und Aristoteles samt all ihrer Philosophie durchaus der Menschen Gedächtnis verloren

[1]) So übersetzt Kiesewetter („Faust in der Geschichte und Tradition") priore anno.

gegangen wären, er sie wie ein zweiter Hebräer Esra durch sein Genie sämtlich und vorzüglicher als vorher wieder herstellen wolle. Als ich mich später in Speier befand, kam er nach Würzburg und soll sich in Gegenwart vieler Leute mit gleicher Eitelkeit gerühmt haben, daß die Wunder unseres Erlösers Christi nicht anstaunenswert seien; er könne alles thun, was Christus gethan habe, so oft und wann er wolle. In den Fasten dieses Jahres kam er nach Kreuznach, wo er sich in gleicher großsprecherischer Weise ganz gewaltiger Dinge rühmte und sagte, daß er in der Alchymie von allen, die je gewesen, der Vollkommenste sei und wisse und könne, was nur die Leute wünschten. Während dieser Zeit war die Schulmeisterstelle in gedachter Stadt unbesetzt, welche ihm auf Verwendung von Franz v. Sickingen, dem Amtmann Deines Fürsten, einem nach mystischen Dingen überaus gierigen Manne, übertragen wurde. Aber bald darauf begann er mit Knaben die schändlichste Unzucht zu treiben und entfloh, als die Sache ans Licht kam, der ihm drohenden Strafe. Das ist es, was mir nach dem sichersten Zeugnis von jenem Menschen feststeht, dessen Ankunft Du mit so großem Verlangen erwarteſt."

Sodann haben wir noch in einem Briefe des Gothaer Kanonikus Mutianus Rufus (eigentlich Conrad Mudt), eines Freundes Reuchlins und Melanchthons, an Heinrich Urbanus im Kloster Georgenthal am 7. Oktober 1513 ein sehr schwerwiegendes Zeugnis. Darin heißt es von Faust, wie folgt:

„Vor acht Tagen kam ein gewisser Chiromant nach Erfurt mit Namen Georg Faustus, der „Heidelberger Halbgott", ein wirrer Prahler und Narr. Seine und der

wahrsagerischen Aufschneider Profession ist eitel. Das rohe Volk bewundert ihn. Ich hörte ihn in der Herberge aufschneiden und haben seine Frechheit nicht gezüchtigt, denn was kümmert mich fremde Thorheit!

In beiden Zeugnissen lesen wir übereinstimmend von einem prahlhansigen und sittenlosen Zauberer nach dem Wahne der damaligen Zeit, Namens Faust; sein Vornamen freilich lautet „Georg" statt Johann. In dem Briefe des Trithemius allerdings erscheint der Name Faust mehr als Beiname (Faustus bedeutet, ähnlich wie Fortunatus „der Glückliche"); als eigentlicher Name wird „Georg Sabellicus" überliefert. Was bedeutet nun dieser Name „Sabellicus"? Manche haben an das Zaubervolk der Sabeller (Sabiner) in Italien, sowie an den 1506 verstorbenen italienischen Humanisten Marcus Antonius Sabellicus gedacht; Düntzer substituiert einen deutschen Namen Savels, der nach damaliger Gelehrtensitte zu Sabellicus latinisiert worden; Faustus junior setze einen älteren berühmten Magier des Namens Faust voraus, von dem jedoch niemand etwas Rechtes weiß. An den Mainzer Buchdrucker Johann Fust aber zu denken, wie dies Reichlin-Meldegg thut, ist sicherlich verkehrt; denn vor Ende des 17. Jahrhunderts hört man noch nicht das mindeste davon, „daß der schlaue Mainzer Kapitalist und Drucker teuflischer Künste geziehen worden sei." Ein Altorfer Professor der Theologie, namens Dürr, hat zuerst 1676 die sonderbare Behauptung aufgestellt, „die ganze Faustsage sei eine Erfindung der Mönche, die den Buchdrucker Johann Fust wegen des großen Schadens, den er ihnen durch seine Kunst zugefügt habe, als Zauberer verschrieen haben sollten." Auch der Niederländer Heinrich Schorus hatte die Sage aufgebracht,

daß der Drucker Johann Fust in Paris für einen Zauberer gehalten worden sei. Gegen diese Konfundierung des Druckers Fust mit dem Zauberer Faust legte schon 1683 Magister Georg Neumann in einer gelehrten Untersuchung über den Dr. Faust Verwahrung ein. Doch spukt dieses seltsame Mißverständnis noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts fort. So meint der englische Dechant Humphrey Prideaux auch, aus der Annahme, daß Johann Fust ein Zauberer sei, sei in England die Historie vom Dr. Faust hervorgegangen. Wenn er hier, wie es wahrscheinlich ist, an Marlowes „Dr. Faustus" denkt, so befindet er sich in einem groben Irrtum, denn dieser ist nachweislich aus dem 1587 erschienenen deutschen Volksbuch entstanden, worin aber ebensowenig wie in der späteren englischen Bearbeitung etwas von einem Drucker Fust, als ob er identisch sei mit unserem Zauberer Faust, vorkommt. Der Gedanke also an den Genossen Gutenbergs muß verworfen werden.

Vergleichen wir nun die beiden, sonst in der Person und in dem Rufe des Schwarzkünstlers Faust sehr übereinstimmenden Zeugnisse des Trithemius und Mutianus, so will es uns erscheinen, als sei der Name Georg Faust der eigentliche und Sabellicus eher ein Beiname, sog. nom de guerre; der Zusatz junior scheint sich nur auf sein damaliges noch jugendliches Alter zu beziehen, ohne einen älteren Vorgänger desselben Namens vorauszusetzen. Was nun die Übertreibung des anderen Namens „Heidelberger Halbgott" betrifft, den Mutianus unserem Faust noch beilegt (denn statt "Helmitheus Hedebergensis" ist ohne Zweifel „Hemitheus Hedelbergensis" zu lesen), so kommt die Benennung ἡμίθεοι schon bei Hesiod und Isokrates vor. Es ist dies nur eine neue prahlhansige Selbstvergötterung,

die im Munde des Mutianus natürlich als Ironie aufzufassen ist. Wenn nun aber hieraus Düntzer schließt, Faust möge sich auch auf der Heidelberger Universität herumgetrieben haben, so verdanken wir den gründlichen Untersuchungen des Meininger Archivars Kiesewetter den interessanten Nachweis, daß ein Johannes Faust aus Simmern in Heidelberg 1509 promoviert hat. Eigentlich hatte schon Reichlin-Meldegg diese Entdeckung gemacht, ohne ihre Tragweite zu ermessen, wenn er mitteilt:

„Nach einem Inskriptionsverzeichnis der philosophischen Fakultät zu Heidelberg war ein Johann Faust im Jahre 1509 bei ihr als lernendes Mitglied eingeschrieben. Ein Johann Faust kommt in den actis philos. Heidelb. Tom III, Fol. 36, a unter dem Dekanate des Mag. Laurentius Wolff von Speier, Baccalaureus der Theologie im Jahre 1509, als der erste unter denen vor, die am 15. Januar 1509 ad baccalaureatus gradum de via moderna ordine, quo supra notatum, admissi sunt. Er ist mit den Worten angeführt: Johannes Faust ex Simern. Außer ihm stehen in der Promotion noch 15 andere.

Hiermit stimmt wunderbar die Angabe im ersten Kapitel des ältesten Faustbuchs von 1587 überein, wenn es heißt:

„Als Dr. Faust eines gantz gelernigen u. geschwinden Kopffs, zum studiren qualificirt vnd geneigt war, ist er hernach in seinem Examine von den Rectoribus soweit gekommen, daß man jhm in den Magistrat examiniert, vnd neben ihm auch 16 Magistros, denen ist er im Gehöre, Fragen und Geschicklichkeit obgelegen vnd gesieget. Also daß er seinen Teil genugsam studiret hat".

Hier ist allerdings die Universität, wo er studiert,

nicht genannt, die Variante von den 16 Magistri statt 15 ist wohl unerheblich.

Aus der Thatsache nun, daß in dem Inskriptionsverzeichnis der Heidelberger Universität als Lehrer des Johann Faust ein Magister Laurentius Wolff aus Speier genannt wird und der Herausgeber des ältesten Faustbuchs, der Buchdrucker Spieß in Frankfurt a. M. sein Manuskript aus Speier erhalten haben will, macht Kiesewetter[1]) eine höchst geistreiche Kombination. Es kommt ihm nämlich sehr wahrscheinlich vor, daß besagter Laurentius Wolff aus Speier über seinen berühmten Schüler Notizen gesammelt habe, die sich dann auf Verwandte daselbst vererbten, von denen sie Spieß erhalten haben mag. Nicht minder wahrscheinlich stellt es ferner Kiesewetter hin, daß Spieß die überlieferten Nachrichten über Fausts Leben und Wirken in romanhafter Weise ausgeschmückt, ja daß er wohl mit Rücksicht auf noch lebende Verwandte manche Angaben, namentlich bezüglich des Geburtsorts, verändert habe. Namensverwandte lebten z. B. in Frankfurt a. M. selbst, und möglicherweise waren es auch leibliche Verwandte. Auch anderwärts ist das Vorkommen des Namens „Faust" verbürgt, und eine Rücksichtnahme darauf ist wohl annehmbar.

Halten wir nun zunächst an den Angaben der Heidelberger Universitätsakten fest, so finden wir als Geburtsort Fausts „Simern" angegeben. Hierunter versteht aber Kiesewetter nicht die Stadt Simmern im Regierungsbezirk Koblenz, sondern das frühere Fürstentum (Pfalz) — Simmern. Daß aber ein Student das Vaterland statt der Vater-

[1]) „Faust in Geschichte und Tradition" p. 9 u. ff.

stadt ins Universitätsprotokoll eintragen ließ, ist im Mittelalter nichts Seltenes gewesen und wird von Kiesewetter durch viele analoge Beispiele belegt. Nun gehörte nachweislich das Fürstentum Simmern seit 1436 zur Kurpfalz mitsamt dem Städtchen Knittlingen und dem Kloster Maulbronn, welche Orte beide in der Geschichte Fausts eine große Rolle spielen. Knittlingen (ursprünglich Cnudelingen, Cnutelingen, Cnuttelingen u. a.) wird nach Angabe der Zeitgenossen, die z. T. Faust persönlich kannten, als dessen Geburtsort genannt; manche schreiben freilich fälschlich Kundlingen.

Was nun Fausts Vornamen betrifft, so könnte es auffallend erscheinen, daß er sich anstatt Johann, wie er in den Heidelberger Universitätsprotokollen steht, in den beiden oben citierten Briefen Georg nennt, bei Trithemius: „Georg Sabellicus“ und gewissermaßen als Beiname: Faustus junior. Aber wäre es nicht denkbar, daß er seiner schlechten Streiche wegen seinen wahren Namen verschleierte? Warum er aber gerade auf den Vornamen „Georg“ verfiel, darüber macht Kiesewetter eine ganz plausible Konjektur: vielleicht geschah es im Anklang an Vergils Georgica, aus welchem Werke viele Stellen als auf Magie bezüglich citiert wurden. Gehen wir von dem angegebenen Jahre seiner Promotion (1509) rückwärts, so können wir sein Geburtsjahr auf 1490 fixieren; hiermit stimmt eine Angabe eines Volksbuchs, er sei 1491 geboren, überein.

Was sodann Fausts Aufenthalt im Kloster Maulbronn angeht, so soll er nach Sattler („Hist. Beschreibung des Herzogtums Würtemberg“) auf „guten Quellen“ beruhen. Unter einem alten Verzeichnis der Äbte von Maulbronn

finden wir bei dem Namen Johannes Entenfuß (1512—1525), daß dieser seinem Landsmann Faust „Unterschlauf“ gegeben habe. Es wird angenommen, daß Faust diesem Hoffnung gemacht, seine leeren Geldkisten durch Künste der Geldmacherei wieder gefüllt zu sehen. Noch vor wenigen Jahren zeigte man zwischen dem Rebenthal und dem jetzigen Oberamtsgericht ein zugemauertes Laboratorium, daß den Namen „Faustküche“ trug. Wenig glaublich dagegen scheint die Uberlieferung, daß er daselbst sein schreckliches Ende gefunden habe; denn nach 1520 taucht Faust wieder in Erfurt auf, — wann? läßt sich freilich nicht genau bestimmen.

Fausts Aufenthalt in Erfurt wird, abgesehen von der noch heute dort lebendig wirkenden Tradition, von Motschmann „Erfordia literata continuata“ nach einer ungenannten Erfurter Chronik verbürgt. Darnach erregte Faust durch sein dortiges Auftreten allgemeines Ärgernis, so daß ein Franziskanermönch sehr ernstlich, wiewohl vergeblich, versuchte, ihn von seinem gotteslästerlichen Treiben abzubringen. Von seinen dort vollführten Zauberkunststücken erzählt Motschmann ungefähr folgendes:

Nach einer Vorlesung über die Kriegshelden Homers citierte er den Studenten die Heroen des trojanischen Krieges der Reihe nach und zuletzt auch den einäugigen Riesen Polyphem mit feuerrotem langen Barte, wie ihm noch ein Schenkel eines beinahe völlig aufgefressenen Menschen aus dem Maule hing. Als dieser nun gar mit seinem großen eisernen Spieße auf die Erde stieß und Miene machte, auch ein paar der Zuhörerschaft mit den Zähnen anzupacken, seien alle zum Tode erschrocken.

Kiesewetter, der in seinem gründlichen und verdienst-

lichen Werke: „Faust in Geschichte und Tradition“ sich bemüht, die von unserem Helden überlieferten Zauberkunststücke auf eine möglichst glaubliche Weise zu erklären, der ihn für einen im hohen Grade mediumistisch-begabten Hypnotiseur hält, denkt hier an Spiegelbilder der Laterna magica und Camera obscura. Daß derartige Blendwerke der Sinne zu Fausts Zeiten im Schwange waren, darüber berichtet schon sein Zeitgenosse Cornelius Agrippa in seiner Philosophia occulta. Mag sein, daß es damals abergläubische und unerfahrene Leute genug gab, die solche Spiegelbilder für Geister oder Schatten von Verstorbenen hielten; heutzutage wird sich ein Besucher des Salon Agoston so leicht hierdurch nichts mehr weiß machen lassen.

Ferner wird von Motschmann eine ähnliche Prahlerei Fausts überliefert, wie sie schon Trithemius in dem angezogenen Briefe berichtet: er habe sich nämlich gerühmt, die verloren gegangenen Komödien des Plautus und Terenz wieder so herstellen zu können, wie sie der Verfasser gedichtet.

Endlich erzählt Motschmann, Faust habe sich oft bei einem Junker zum „Anker“ in der Schlössergasse zu Erfurt aufgehalten, als er aber nun einmal nach Prag verreist gewesen, hätte seine gewohnte Zechgesellschaft ihn so sehnlichst herbeigewünscht, daß er plötzlich angeritten gekommen wäre. Sein Pferd habe dann im Stalle gar nicht satt gemacht werden können, er selbst aber habe die Gäste belustigt, indem er ihnen allerlei Weine aus dem Tische zapfte. Da habe gegen Morgen sein Pferd hell gewiehert zum Zeichen des Aufbruchs; darnach habe er sich darauf geschwungen und sei wieder nach Prag zurückgeritten. Ebenso habe er später in seiner Wohnung bei St. Michael

Gäste mit Hilfe seines Geistes „auf das properste mit Essen, Trinken und Musik tractiret".

Sind wir nun auch selbst in Vorstellungen von Hypnotiseuren Zeugen gewesen, wie groß und überraschend der fast dämonische Einfluß der sogenannten Suggestionen ist, zu welch sonderbaren Einbildungen und Vorspiegelungen solche hypnotisierte Menschen gebracht werden konnten, so läßt doch die Thatsache einzelner, der Suggestion durchaus unzugänglicher Teilnehmer die Annahme einer allgemeinen Wahnverblendung nicht zu. Bei allen uns von Faust überlieferten Zauberkunststücken müßten wir, wenn wir daran glauben sollten, doch eine ausnahmslose Verzauberung (Hypnotisierung) annehmen.

Doch dem sei, wie ihm wolle; die Erinnerung an Fausts Auftreten in Erfurt ist heute noch sehr lebendig; man zeigt heute noch sein dortiges Wohnhaus und ein kaum drei Fuß breites „Dr. Faustgäßchen", wodurch er mit einem mächtigen, von vier Pferden gezogenen Baumstamm gefahren sein soll. Als aber ein Mönch dazu kam und einen Exorzismus sprach, — es soll der Augustiner Dr. Luther gewesen sein, — soll sich das Blendwerk in einen von vier Hähnen gezogenen Strohhalm verwandelt haben. Und so spukt die Tradition fort bis auf den heutigen Tag, und Fausts Geist geht noch um im Anker und Schlossergäßchen.

Auch ein Aufenthalt Fausts in Leipzig im Jahre 1525 wird von Magister Johann Jakob Vogel in seinen Leipziger Annalen mit folgenden Worten bezeugt:

„So gehet auch die gemeine Rede (welcher ein alt geschriebenes Leipzigisches Chronicon beypflichtet), daß der bekandte Schwartzkünstler D. Johann Faust, vermittelst seiner Kunst, ein mit Wein gefülltes Faß, welches die

Weißkittel herausziehen sollen, aus Auerbachs Keller auf die Gasse geritten".

Mit diesem Faßritt aus Auerbachs Keller steht es aber etwas unsicher. Das älteste Faustbuch von 1587 weiß nichts davon, und die späteren Faustbücher erwähnen einen solchen Faßritt wohl, aber nicht aus Auerbachs Keller. Auch mit den beiden sich darauf beziehenden Bildern daselbst steht es sehr zweifelhaft. Jeder Besucher von Leipzig tritt wohl auch in den besonders durch unseren Altmeister Goethe verewigten Auerbachs Keller ein. Da sieht er denn zwei Bilder, den Faßritt und das darauffolgende Bankett Fausts darstellend mit der Jahreszahl 1525 und folgenden Inschriften:

„Doctor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist,
Auf einem Faß Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter Kind.
Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon."

Ferner das lateinische Distichon:

„Vive . bibe . obgraegare . memor . Fauste hujus et hujus
Poenae . aderat claudo . haec, ast erat ampla, gradu",

was nach Düntzers Uebersetzung auf Deutsch also lautet:

„Trinke und lebe in Lust, doch denke des Faustus und seiner Strafe, die lahm nachkam, aber gewaltig ihm kam."

Wie Kiesewetter nun sehr scharfsinnig aus den Trachten dieser Bilder schließt, führen sie nicht auf das Jahr 1525, sondern etwa auf 1636; es ist aber ganz undenkbar, daß ein Maler aus dem Jahre 1525 eine Tracht darstellte, die erst 100 Jahre später üblich war. Ja, der Annalist Vogel widerspricht seiner eigenen Angabe, wie er später zum Jahre 1530 bemerkt, daß in diesem Jahre erst Auerbachs Keller

Gäste mit Hilfe seines Geistes „auf das properste mit Essen, Trinken und Musik tractiret".

Sind wir nun auch selbst in Vorstellungen von Hypnotiseuren Zeugen gewesen, wie groß und überraschend der fast dämonische Einfluß der sogenannten Suggestionen ist, zu welch sonderbaren Einbildungen und Vorspiegelungen solche hypnotisierte Menschen gebracht werden konnten, so läßt doch die Thatsache einzelner, der Suggestion durchaus unzugänglicher Teilnehmer die Annahme einer allgemeinen Wahnverblendung nicht zu. Bei allen uns von Faust überlieferten Zauberkunststücken müßten wir, wenn wir daran glauben sollten, doch eine ausnahmslose Verzauberung (Hypnotisierung) annehmen.

Doch dem sei, wie ihm wolle; die Erinnerung an Fausts Auftreten in Erfurt ist heute noch sehr lebendig; man zeigt heute noch sein dortiges Wohnhaus und ein kaum drei Fuß breites „Dr. Faustgäßchen", wodurch er mit einem mächtigen, von vier Pferden gezogenen Baumstamm gefahren sein soll. Als aber ein Mönch dazu kam und einen Exorzismus sprach, — es soll der Augustiner Dr. Luther gewesen sein, — soll sich das Blendwerk in einen von vier Hähnen gezogenen Strohhalm verwandelt haben. Und so spukt die Tradition fort bis auf den heutigen Tag, und Fausts Geist geht noch um im Anker und Schlossergäßchen.

Auch ein Aufenthalt Fausts in Leipzig im Jahre 1525 wird von Magister Johann Jakob Vogel in seinen Leipziger Annalen mit folgenden Worten bezeugt:

„So gehet auch die gemeine Rede (welcher ein alt geschriebenes Leipzigisches Chronicon beypflichtet), daß der bekandte Schwartzkünstler D. Johann Faust, vermittelst seiner Kunst, ein mit Wein gefülltes Faß, welches die

Weißkittel herausziehen sollen, aus Auerbachs Keller auf die Gasse geritten".

Mit diesem Faßritt aus Auerbachs Keller steht es aber etwas unsicher. Das älteste Faustbuch von 1587 weiß nichts davon, und die späteren Faustbücher erwähnen einen solchen Faßritt wohl, aber nicht aus Auerbachs Keller. Auch mit den beiden sich darauf beziehenden Bildern daselbst steht es sehr zweifelhaft. Jeder Besucher von Leipzig tritt wohl auch in den besonders durch unseren Altmeister Goethe verewigten Auerbachs Keller ein. Da sieht er denn zwei Bilder, den Faßritt und das darauffolgende Bankett Fausts darstellend mit der Jahreszahl 1525 und folgenden Inschriften:

„Doctor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist,
Auf einem Faß Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter Kind.
Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon."

Ferner das lateinische Distichon:

„Vive . bibe . obgraegare . memor . Fauste hujus et hujus
Poenae . aderat claudo . haec, ast erat ampla, gradu",

was nach Düntzers Uebersetzung auf Deutsch also lautet:

„Trinke und lebe in Lust, doch denke des Faustus und seiner Strafe, die lahm nachkam, aber gewaltig ihm kam."

Wie Kiesewetter nun sehr scharfsinnig aus den Trachten dieser Bilder schließt, führen sie nicht auf das Jahr 1525, sondern etwa auf 1636; es ist aber ganz undenkbar, daß ein Maler aus dem Jahre 1525 eine Tracht darstellte, die erst 100 Jahre später üblich war. Ja, der Annalist Vogel widerspricht seiner eigenen Angabe, wie er später zum Jahre 1530 bemerkt, daß in diesem Jahre erst Auerbachs Keller

erbaut worden sei. Wenn diese Angabe richtig ist, so kann doch nicht Faust schon 1525 in einem erst 1530 erbauten Keller sein Unwesen getrieben haben. Vermutlich hat sich ein spekulativer Wirt eine zu Anfang des 17. Jahrhunderts umgehende, darauf bezügliche Tradition zunutz gemacht und entsprechende Gemälde in seinem Wirtskeller fertigen lassen, denen er, um ihre Glaubwürdigkeit zu erhöhen, die bedeutsame Ziffer 1525 zusetzte, in welchem Jahre nach Angabe Widmanns in seinem Faustbuch ein besonderer Aufschwung in dem Auftreten des Schwarzkünstlers zu verzeichnen ist.

In demselben Jahre 1525 will auch der protestantische Theologe Johann Gast mit ihm in Basel gespeist haben. Gast erzählt eine Spukgeschichte von Faust, die ungefähr so lautet:

„Der Nekromant Faust kehrte einst in einem sehr reichen Kloster ein, um dort zu übernachten. Als ihm ein Mönch einen geringen sauren Wein vorsetzte, verlangte er einen besseren, doch der dienende Bruder gab vor, die Schlüssel nicht zu haben; den schlafenden Prior aber dürfe er nicht wecken. Faust bedeutete ihn, wo die Schlüssel lägen und wiederholte seine Aufforderung. Allein der Bruder weigerte sich, ohne Erlaubnis des Priors besseren Wein zu zapfen. Da drohte ihm Faust mit Wundererscheinungen und sandte nach seinem unfreundlichen Abschied einen wütenden Teufel ins Kloster, der Tag und Nacht dort in den Zellen und in der Kirche so rumorte, daß die Mönche es nicht aushalten konnten. Auf ihre Anzeige bei dem Pfalzgrafen hin, nahm sich dieser ihrer an, aber von einem ferneren Aufenthalt der Mönche in dem Kloster konnte nicht mehr die Rede sein. Ja heute noch, sobald welche dorthin kommen, erhebt sich dort ein

teuflischer Spuk.“ Und ähnlich berichtet auch die Zimmersche Chronik.

Gast erzählt von Faust noch weiter, wie folgt:

„Als ich zu Basel mit ihm im großen Kollegium speiste, gab er dem Koch Vögel verschiedener Art, von denen ich nicht wußte, wo er sie gekauft und wer sie ihm gegeben hatte, da in Basel damals keine verkauft wurden und zwar waren es Vögel, wie ich keine in unserer Gegend gesehen habe. Er hatte einen Hund und ein Pferd bei sich, die, wie ich glaube, Teufel waren, da sie alles verrichten konnten. Einige sagten mir, der Hund habe zuweilen die Gestalt eines Dieners angenommen und ihm Speise gebracht. Der Elende endete auf schreckliche Weise, denn der Teufel erwürgte ihn, seine Leiche lag auf der Bahre immer auf dem Gesicht, obgleich man sie fünfmal umdrehte.“

Hier begegnen wir also den ersten Spuren Mephistos, und außer dem bereits früher in der Erfurter Chronik erwähnten Zauberpferd erscheint auch hier ein Zauberhund, der sog. Prästigiar.

Daß Faust ums Jahr 1528 in Diensten des französischen Königs Franz I. gestanden habe, geht aus einem Briefe des damals gleichfalls am französischen Hofe weilenden Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim hervor. Die betreffende Stelle lautet also:

„Höre eine Sache, die ebenso thöricht als gottlos ist. Man hat neulich mit großen Kosten einen Zauberer aus Deutschland kommen lassen, welchem die Geister gehorchen sollen, und von dem man hofft, daß er dem Kaiser ebenso Widerstand leisten werde, wie vormals Jamnes und Jambres dem Moses leisteten. Der Vater der Lüge hat die Leute überredet, daß jener die ganze Zukunft überschaue, daß

er um die geheimsten Entschließungen und Pläne weiß, daß er Gewalt genug besitzt, um die königlichen Prinzen durch die Luft zurückzubringen, — daß er Berge voll Heere, Wagen und Pferde erscheinen lassen, Schätze hervorziehen und versetzen, Ehen und Liebesbündnisse knüpfen und trennen und alle unheilbaren Krankheiten, wie eingewurzelte Schwindsuchten, ausgebildete Wassersucht und veraltete Syphilis durch sein stygisches Heilmittel kurieren kann" u. s. w.

Wenn auch hier der Name „Faust" nicht ausdrücklich genannt ist, so vermutet doch Kiesewetter mit großer Wahrscheinlichkeit, daß kein anderer gemeint sein könne, „umsomehr als ein Kapitel des ältesten Faustbuches angiebt, daß Faust im Dienste eines mit Karl V. im Kriege befindlichen Monarchen stand. Auch kann sich die Notiz auf keinen damals in Deutschland lebenden Zauberer beziehen; von Paracelsus wenigstens wird derartiges nirgendswo beberichtet; dagegen passen alle angegebenen Züge sehr wohl auf Faust. Luftschiffahrten werden von Faust bei verschiedenen Gelegenheiten berichtet, so nach Salzburg, München, Erfurt, Heidelberg und Prag; u. a. bringt er einen in Konstantinopel gefangen gehaltenen Ritter durch die Luft nach Deutschland zurück, ein Zug, der allerdings schon ähnlich in der Sage von Heinrich dem Löwen vorkommt. Ferner stellt er einem Freiherrn v. Hardt, der ihm nach dem Leben trachtet, gespenstische Heerscharen entgegen; dann hebt er in einer verfallenen Kapelle bei Wittenberg einen verbannten Schatz; weiter stiftet er einem adeligen Wittenberger Studenten zu Gefallen Zauberliebe und endlich heilt er einen Marschall zu Braunschweig von der Schwindsucht. Unter den königlichen Prinzen aber, die der Zauberer durch die Luft bringen sollte, sind die

iden Söhne Franz I. gemeint, die dieser nach dem Frieden
n Madrid (1526) an Karl V. als Geißeln ausliefern
ußte. Auch die sonstige Hilfe, die sich vielleicht Franz I.
r seine eigene Person von dem berühmten Wunder-
ktor versprach, stimmt auffallend mit seinem überlieferten
esundheitszustand, denn es ist bekannt, daß der „Roi qui
muse“ ständig an sogenanten galanten Krankheiten litt.

Unter dem mit Karl V. im Kriege befindlichen
onarchen, von dem das älteste Faustbuch redet, kann aber
ch niemand anders gemeint sein, als Franz I. von Frank-
ich; denn mit Heinrich VIII. von England, wenn er
ch dem deutschen Kaiser den Krieg erklärte, kam es nicht
m Kampfe.

Wollen wir nun nach den überlieferten Nachrichten
n Lebensfaden Fausts weiterspinnen, so entsteht nach
528 eine elfjährige Lücke. Erst 1539 treffen wir in dem
teressanten Büchlein des Wormser Stadtphysikus Phil.
egardj „Index Sanitatis“ eine Notiz über „den noch vor
enigen Jahren allbekannten, gegenwärtig aber verschollenen
lann, der „nit allein der artzenei, sondern auch der
hiromancei, Nigromancei, Visionomei, Visiones im Cristal,
n der gleichen künst, sich höchlich berümpt. Vnd auch nit
lein berümpt, sonder sich auch einen berümpten vnd er-
renen meyster bekant vnd geschriben. Hat auch selbs be-
nt, vnd nit geleugknet, daß er sey, vnd heiß Faustus,
mit sich geschriben philosophum philosophorum. Wie
l aber mir geklagt haben, daß sie von jhm sind betrogen
orden, deren ist eine grosse zal gewesen.“ Begardi sagt
n denn noch weiter nach, daß er im Geldnehmen nicht
öde gewesen und mehrmals hat müssen Reißaus nehmen.

Seiner Angabe nach müssen wir also das Ende Fausts vor 1540 setzen.

Eine der wichtigsten Nachrichten über Fausts Auftreten und Ende lesen wir in einem 1562 zu Basel vollendeten, aber erst 1590 daselbst erschienenen Sammelwerke des Manlius aus Ansbach, eines Schülers des Melanchthon, worin dieser selbstredend eingeführt wird, wie folgt:

„Ich habe einen, Namens Faustus, gekannt aus Kundling, einem Städchen nahe bei meiner Heimat. Als er zu Krakau studierte, hatte er die Magie erlernt, wie sie dort früher stark getrieben wurde, wo man öffentliche Vorlesungen über diese Kunst hielt. Er schweifte weit und breit umher und sprach von vielen geheimen Dingen. Als er zu Venedig Aufsehen erregen wollte, kündigte er an, er werde in den Himmel fliegen. Der Teufel hob ihn also in die Höhe, ließ ihn aber auf die Erde fallen, so daß er von diesem Fall fast den Geist aufgegeben hätte; aber er starb dennoch nicht. Vor wenig Jahren saß dieser Johannes Faustus an seinem letzten Tag sehr betrübt in einem Dorfe des Herzogtums Würtemberg. Der Wirt fragte ihn, warum er betrübt sei wider seine Sitte und Gewohnheit, denn er war sonst ein schändlicher Schelm, der ein liederliches Leben führte, so daß er ein und das andere Mal fast wegen seiner Ausschweifungen umgekommen wäre. Darauf erwiderte er dem Wirt in jenem Dorfe: „Erschrick diese Nacht nicht!“ In der Mitternacht ward das Haus erschüttert. Da Faustus am Morgen nicht aufgestanden, und fast der Mittag gekommen war, ging der Wirt mit andern Hinzugerufenen in sein Zimmer und fand ihn neben dem Bette liegen mit umgedrehtem Gesicht, so hatte ihn der Teufel getötet. Als er noch lebte, hatte

einen Hund bei sich, welcher der Teufel war. — Dieser
aust entrann in unserer Stadt Wittenberg, als der vor-
effliche Fürst, Herzog Johann, den Befehl gegeben hatte,
n gefangen zu nehmen. Auf dieselbe Weise entwischte
in Nürnberg; als er sich zu einer Mahlzeit niederge-
zt hatte, begann er zu schwitzen und stand sogleich vom
isch auf, indem er dem Wirt seine Schuld bezahlte. Kaum
er war er vor der Thüre, als die Gerichtsdiener kamen
nd nach ihm suchten. — Dieser Zauberer Faust, eine
händliche Bestie und Kloake vieler Teufel, prahlte, daß
alle Siege, welche die kaiserlichen Heere in Italien
fochten, durch seine Magie errungen habe. Und Dies
ar die unsinnigste Lüge, wie ich der Jugend halber be-
erke, damit sie nicht gleich solchen Leuten zufalle."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Bericht von
anlius seinem Meister Melanchthon in den Mund ge-
gt ist; dies geht schon aus der Ortsbestimmung Kund-
ng als einem seiner Heimat, — natürlich Melanchthons
eimat Bretten — benachbarten Städtchen hervor; denn
nsbach, der Geburtsort des Manlius (eigentlich Mennel)
egt ja über 140 km von Knittlingen entfernt. Aus
neren Gründen aber an der Echtheit dieses Zeugnisses
veifeln wollen, als ob ein derartiger Teufelsglaube des
roßen Reformators Melanchthon unwürdig wäre, ist durch-
us verfehlt; denn es ist bekannt, daß er, wie sein Freund
uther, im Teufelswahn seiner Zeit befangen war. Hat
ch Luther, abgesehen von anderen Beweisen aus seinen
chriften, auf der Wartburg sein Tintenfaß nach dem ver-
eintlichen Teufel, der ihn in der Gestalt einer lästigen
rummfliege umschwärmte, geworfen, so daß man noch lange
n Flecken davon in der Wand zeigte. Das Zeugnis

aus dem Munde Melanchthons ist aber um so glaubwürdiger, als er zu Neujahr 1509 die Universität Heidelberg bezog, also just in dem Jahre, wo sich Faust dort das Baccalaureat der Theologie erwarb. Darnach hält es Kiesewetter nicht für unmöglich, daß Melanchthon sogar noch ein Studiengenosse Fausts zu Heidelberg war. Was nun die Angabe des Melanchthon, resp. des Manlius betrifft, daß Faust die Magie in Krakau studiert habe, so verdient sie sicherlich vor den abweichenden und wohl tendenziös gefärbten Angaben der Faustbücher, als ob er in Wittenberg, dem Herde der Reformation, oder der katholischen Universität Ingolstadt studiert habe, sicherlich den Vorzug; denn in Krakau ward thatsächlich die Magie gelehrt, unter welchem Deckmantel wohl aber außer den natürlichen Disziplinen der Chemie, Physik, Optik, Mechanik, Magnetismus und Hypnotismus ohne Zweifel dem Geiste und Wahne der Zeit entsprechend aus dem Orient importierte Zauberkünste gelehrt wurden. Zudem wird des Manlius Angabe durch das Zeugniß des edlen Johann Wier gestützt.

Hinter die Erzählung von dem mißglückten Luftflug in Venedig möchten wir freilich ein großes Fragezeichen [illegible], wenigstens können wir nicht an einen wirklichen [illegible] derart, oder an eine spiritistische Levitation, wie [illegible] anbeutet, glauben. Sie riecht zu sehr nach [illegible] Kost des alten Simon Magus. Die wunder[illegible]fälle, die Manlius-Melanchthon von Fausts Ende [illegible] mögen wohl auf seltsamen gleichzeitigen Natur[illegible] beruhen, die dann noch durch den Bericht auf[illegible] wurden. Der Ort seines Todes war höchstwahr[illegible] ein württembergisches Dorf, nicht bei Wittenberg, [illegible]auftbücher angeben; die Angabe in der Zimmer-

schen Chronik, daß es Staufen [illegible] glaublich.

An der Begleitung [illegible] zweifeln zu wollen, aus dem [illegible] Teufel machte, dazu liegt [illegible] Cornelius Agrippa wird uns [illegible] schwarzer Pudel, genannt [illegible] Volk gleichfalls den leibhaftigen [illegible] sein Schüler Johann Wier [illegible] gab zu beweisen, daß es ein [illegible]

Was nun Fausts Aufenthalt [illegible] so steht er nach dem [illegible] doch läßt sich die Zeit [illegible] ist klar, daß er vor das Jahr 1532 [illegible] das Todesjahr Johanns des Böhmischen [illegible] Berichte erwähnt wird. Auch die [illegible] seine Flucht von Nürnberg, [illegible] von Kreuznach wegen schlechter [illegible] Prahlereien bezüglich der in [illegible] stimmen ganz mit dem sonst überlieferten [illegible] des Schwarzkünstlers: nur darf aus letzterem [illegible] schlossen werden, daß Faust unter [illegible] fochten habe; wir haben ihn vielmehr an [illegible] Hofe kennen gelernt.

Wenn wir nun an dem Zeugnis [illegible] festhalten, so ergiebt sich natürlich [illegible] verhielt sich Luther zu seinem großen [illegible] Besitzen wir nicht von ihm auch ein [illegible] dings. Faust wird in Luthers Tischreden [illegible] wähnt, wenn dies auch von Forschern [illegible]

aus dem Munde Melanchthons ist aber um so glaubwürdiger, als er zu Neujahr 1509 die Universität Heidelberg bezog, also just in dem Jahre, wo sich Faust dort das Baccalaureat der Theologie erwarb. Darnach hält es Kiesewetter nicht für unmöglich, daß Melanchthon sogar noch ein Studiengenosse Fausts zu Heidelberg war. Was nun die Angabe des Melanchthon, resp. des Manlius betrifft, daß Faust die Magie in Krakau studiert habe, so verdient sie sicherlich vor den abweichenden und wohl tendenziös gefärbten Angaben der Faustbücher, als ob er in Wittenberg, dem Herde der Reformation, oder der katholischen Universität Ingolstadt studiert habe, sicherlich den Vorzug; denn in Krakau ward thatsächlich die Magie gelehrt, unter welchem Deckmantel wohl aber außer den natürlichen Disziplinen der Chemie, Physik, Optik, Mechanik, Magnetismus und Hypnotismus ohne Zweifel dem Geiste und Wahne der Zeit entsprechend aus dem Orient importierte Zauberkünste gelehrt wurden. Zudem wird des Manlius Angabe durch das Zeugniß des edlen Johann Wier gestützt.

Hinter die Erzählung von dem mißglückten Luftflug in Venedig möchten wir freilich ein großes Fragezeichen setzen, wenigstens können wir nicht an einen wirklichen Versuch derart, oder an eine spiritistische Levitation, wie Kiesewetter andeutet, glauben. Sie riecht zu sehr nach aufgewärmter Kost des alten Simon Magus. Die wunderbaren Vorfälle, die Manlius-Melanchthon von Fausts Ende berichtet, mögen wohl auf seltsamen gleichzeitigen Naturereignissen beruhen, die dann noch durch den Bericht aufgebauscht wurden. Der Ort seines Todes war höchstwahrscheinlich ein württembergisches Dorf, nicht bei Wittenberg, wie die Faustbücher angeben; die Angabe in der Zimmer-

schen Chronik, daß es Stauffen gewesen, ist durchaus glaublich.

An der Begleitung endlich eines Hundes bei Faust zweifeln zu wollen, aus dem der Volksaberglaube einen Teufel machte, dazu liegt gar kein Grund vor. Auch von Cornelius Agrippa wird uns berichtet, daß ihn stets ein schwarzer Pudel, genannt Monsieur, begleitete, in dem das Volk gleichfalls den leibhaftigen Teufel sah, obwohl sich sein Schüler Johann Wier noch 1563 die größte Mühe gab zu beweisen, daß es ein ganz gewöhnlicher Hund sei.

Was nun Fausts Aufenthalt in Wittenberg betrifft, so steht er nach dem Zeugnis Melanchthons wohl fest; doch läßt sich die Zeit nicht genau bestimmen; nur soviel ist klar, daß er vor das Jahr 1532 fallen muß, weil dies das Todesjahr Johanns des Beständigen ist, der in dem Berichte erwähnt wird. Auch die übrigen Einzelnheiten: seine Flucht von Nürnberg, ähnlich wie die seinerzeit von Kreuznach wegen schlechter Aufführung, sowie seine Prahlereien bezüglich der in Italien erfochtenen Siege stimmen ganz mit dem sonst überlieferten Leben und Treiben des Schwarzkünstlers; nur darf aus letzterem nicht geschlossen werden, daß Faust unter Karls V. Fahnen gefochten habe; wir haben ihn vielmehr an seines Gegners Hofe kennen gelernt.

Wenn wir nun an dem Zeugnisse Melanchthons so festhalten, so ergiebt sich naturgemäß die Frage: „Wie verhielt sich Luther zu seinem großen Zeitgenossen Faust? Besitzen wir nicht von ihm auch ein Zeugniß?“ Allerdings. Faust wird in Luthers Tischreden ausdrücklich erwähnt, wenn dies auch von Forschern und Gelehrten, wie

z. B. Düntzer, bezweifelt wird. Die betreffende Stelle (Luthers Tischreden, ed. Förstemann B. I, p. 50) lautet:

„Da über Tisch zu abends eines Schwarzkünstlers, Faustus genannt, gedacht ward, saget Dr. M. ernstlich: „Der Teufel gebrauchet der Zauberer Dienst gegen mich nicht, hätte er mir gekonnt und vermocht Schaden zu thun, er hätte es lange gethan. Er hat mich wohl oftmals schon beim Kopf gehabt, aber er hat mich dennoch müssen gehen lassen. Ich hab ihn wohl versucht, was er für ein ein Gesell ist. Er hat mir oft so hart zugesetzet, daß ich nicht mehr gewußt hab, ob ich tot oder lebendig sei. Er hat mich wohl auch in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob auch ein Gott wäre und an unserm lieben Herrgott ganz und gar verzagte. Aber mit Gottes Wort hab ich mich seiner erwehrt. Es ist auch sonst keine Hilfe noch Rat, denn daß Gott (mit einem Wörtlein durch einen Menschen gesprochen, oder daß einer sonst ergreift) einem hilft. Hat man aber Gottes Wort nicht, so ists balde um uns geschehen, denn da kann er die Leute nach seinem Willen reiten und treiben".

Da haben wir den Teufelsglauben Luthers in der stärksten Art. Auch anderwärts erzählt Luther, daß ihn der Teufel durch sein Rumpeln erschreckt habe, wenn er nachts in seiner Wittenberger Klause studierte. Müssen wir da nicht unwillkürlich an den frommen Mann des Faustbuchs denken, der dem Zauberer ob seines sündigen Treibens Vorhalt machte und dem er dafür zum Dank einen Poltergeist ins Haus schickte, den aber der Gottesstreiter durch heilige Gesänge aus dem Felde schlug? Auch in dem Widmann'schen Faustbuch findet sich eine längere Auslassung Luthers über Faust in obigem Sinne. Aller-

dings steht die auf Faust bezügliche Stelle in Luthers Tischreden so vereinzelt, daß der Verdacht nahe liegt, es sei hier viel mit Rücksicht auf die Wahrung der Würde des großen Reformators bei einer späteren Redaktion unterdrückt worden, so daß unser Passus in seiner Zusammenhangslosigkeit selbst dem Spürsinn eines Düntzer entging.

Außerdem liegen uns über Faust noch einige Nachrichten von Johann Wier vor, einem Schüler Agrippas und berühmten Bekämpfer der Hexenprozesse (1525—1588) und zwar in seinem Werke: De praestigiis daemonum. Darin heißt es (II, 4), daß Johannes Faustus, aus Kundtlingen gebürtig, in Krakau die Magie erlernt und um 1540 in Deutschland ausgeübt habe. So habe er in Battoburg a. Mose (Maas) dem Kaplan Johann Dorsten, der ihm viel Liebs und Guts erzeigt, verheißen, er wolle ihm ohne Schermesser seinen Bart abnehmen. Darauf habe er ihn geheißen, sich Bart und Kinn mit Arsenik einzureiben, worauf ihm die Haut mitsamt dem Fleisch abgegangen sei.

Einen anderen Mann von brauner Gesichtsfarbe und schwarzem Barte habe er seines Aussehens halber mit dem Teufel verglichen und ihn per Schwager angeredet. Aber zuletzt sei er in einem würtembergischen Dorfe eines Morgens mit dem Angesicht auf dem Rücken in seinem Bette tot aufgefunden worden, nachdem sich des Nachts zuvor im Hause ein schreckliches Getümmel erhoben.

Sodann habe er einem Schulmeister zu Goslar die Kunst gelehrt, den Teufel in ein Glas zu bannen. Als er jedoch denselben einmal an einem Muttergottestage im einsamen Walde beschwören wollte, wurde er in seiner Kunst irre. Da erschien ihm der Teufel in schrecklicher Gestalt mit feurigen Augen und einer wie ein Ochsenhorn

gekrümmten Nase, mit langen Eberzähnen und Haarzotteln an den Backen wie eine Katze. Darüber erschrak der Schulmeister so sehr, daß er wie vom Donner gerührt zu Boden stürzte und einige Stunden wie tot dalag. Endlich erholte er sich und kehrte heim; allen aber, denen er begegnete, fiel er seines vergeisterten Aussehens halber auf und gebärdete sich bis zu Ende des Jahres wie ein unsinniger Mensch, bis er endlich fähig ward, sein Abenteuer zu erzählen. Darnach ließ er sich mit den hl. Sakramenten versehen, empfahl sich dem Herrn und gab am dritten Tage den Geist auf. —

Wir lernen aus ersterer Erzählung kennen, daß zu der Magie auch Toilettenkünste gehörten und die Anwendung von Arsenik als Enthaarungsmittel schon damals bekannt war; nur bleibt unaufgeklärt, wer hier an den üblen Folgen die Schuld trug, ob absichtlich falsche Anweisung oder unrichtige Befolgung. Die andere Erzählung handelt von dem mittelalterlichen Aberglauben, den Teufel als einen Spiritus familiaris in ein Glas zu bannen. Man konnte die Geister auch dem Wahne nach in Ringe, Krystalle, Steine, Spiegel, Bilder u. dergl. bannen. Das arme Goslarer Schulmeisterlein mag wohl dabei eine Hallucination gehabt haben.

Wir hätten nun so ziemlich alle die Hauptzeugen für die Existenz und das Wirken eines Zauberers Namens Faust aufgeführt; doch es giebt noch eine Reihe von Epigonen, welche die Fausttradition fortpflanzen. Zu diesen gehört z. B. der Pfarrer Hondorf, der ihn in seinem 1572 zu Frankfurt a. M. erschienenen Promptuarium exemplorum erwähnt, ferner der Theologe Bullinger in seinem 1569 zu Frankfurt herausgegebenen Theatrum de veneficiis und dessen Schwiegersohn Ludwig Lavater in seiner vielgelesenen

Schrift: „De spectris et lemuribus“. Bedeutsamer aber sind die Nachrichten Augustin Lercheimers (eigentl. Wittekind) in seinem 1585 erschienenen Werke: „Christlich bedenken u. erinnerung von Zauberey“, worin er besonders die Übertreibung der Hexenprozesse bekämpft. Er erzählt darin u. a. auch mehrere Zauberschwänke von Faust, die in die Volksbücher übergingen. So, wie er in einem Wirtshause zu M. (vermutlich Magdeburg) einen Kellner, der ihm immer gegen seinen Willen die Kanne zu voll goß, gedroht, er wolle ihn auffressen, wenn er es noch einmal thue. Als der aber darüber lachte und es gerade wieder that, habe er ihn wirklich verschluckt und um ihn besser hinunterzuspülen, einen Kübel voll Wasser darauf getrunken. Da verlangte der Wirt seinen Zapfjungen wieder, Faust aber hieß ihn hinter den Ofen schauen. Und siehe! Da lag der Bursche wie ein begossener Pudel. Dorthin hatte ihn also der Teufel bugsiert und aller Augen so verblendet, daß sie wähnten, er wäre wirklich aufgefressen und das Wasser hinterher getrunken.

In den letzten Worten liegt auch der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Zauberkunststückchens mit dem bekannten Motto: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei!“ Faust besaß demnach die Fähigkeit, einer ganzen Gesellschaft die Hallucination einzuflößen, etwas zu sehen, was nicht so geschah.

Bei Lercheimer findet sich auch die Luftfahrt Fausts mit einigen Zechkumpanen von Meißen gen Salzburg in des Bischofs Weinkeller. Als von ungefähr der Kellermeister dazu gekommen, habe ihn der Zauberer mit sich durch die Luft entführt und ihn unterwegs in die Krone einer Tanne fallen lassen.

Ähnliche Sagen erzählt man sich bekanntlich auch von den Hexen.

Auch die Erzählung, wie Faust einem gottesfürchtigen Mann, der ihn bekehren wollte, den Teufel in die Schlafkammer schickte und wie der ihn durch fromme Gesänge gebannt, findet sich bei Lercheimer u. a. Wir hören dabei auch von einer Teufelsverschreibung auf 24 Jahre, sowie von einer Erneuerung des Paktes infolge eines Reueanfalls bei Faust.

Schließlich wollen wir noch den Juristen Phil. Camerarius (1500—1574) als Gewährsmann citieren, der ein Sohn von Melanchthons intimstem Freunde war. Dieser erzählt das auch in der Erfurter Chronik erwähnte Zauberkunststück Fausts, wie er seinen Zechgenossen mitten im Winter einen Weinstock voll reifer Trauben vorspiegelte und als diese darnach langten, um sie mit den Messern abzuschneiden, jeder des anderen Nase in der Hand hielt.

Kiesewetter nennt dies eine Glanznummer im Programm berufsmäßiger Hypnotiseure und erzählt, daß er es unter großem Beifall von dem bekannten Karl Hansen habe in Meiningen nachmachen lassen. Wir setzen durchaus keinen Zweifel in die Wahrheit dieser Mitteilung, zumal wir uns selbst durch Besuch solcher hypnotischer Vorstellungen von der wahrhaft verblüffenden, ja geradezu unheimlich-dämonischen Wirkung der sogenannten Suggestion überzeugten; allein ein Zweifel bleibt bestehen: Die Wirkung der Zauberstücke Fausts baut auf eine allgemeine, widerstandslose Empfänglichkeit der ganzen Umgebung; was wir aber bei derartigen Vorstellungen von Hypnotiseuren sahen, setzte ein gewisses Entgegenkommen von vornherein, eine absichtliche Absorption des Objekts voraus, und nicht

jeder Mensch reagierte auf die Manipulationen des Bezauberers. Wie aber steht es dann mit dem Glauben an die Macht solcher Hexenmeister, wenn von einer größeren Gesellschaft auch nur ein einziger unberührt oder nicht geblendet ist?

Wir hätten somit die wichtigsten Zeugnisse und Nachrichten über Fausts Leben und Wirken erschöpft und wollen nur noch einmal auf die bereits erwähnte Zimmernsche Chronik zurückkommen, (sogenannt vom Grafen Christof Froben von Zimmern, der sie etwa um 1567 verfaßte). Dieselbe erwähnt nicht nur den Ort seines Todes, nämlich Staufen im Breisgau, sondern auch daß er Bücher hinterlassen habe, die in Besitz der Herren von Staufen gekommen seien. Auch auf das Jahr seines Todes läßt die Angabe der Chronik „um die Zeit" schließen, was sich nur auf den Reichstag zu Regensburg beziehen kann, also aufs Jahr 1541, freilich kann er demzufolge kein alter Mann geworden sein, wie die Chronik sagt. Doch ist diese Angabe vielleicht nicht buchstäblich aufzufassen, sondern nur von dem früh gealterten Aussehen des Zauberers zu verstehen. In dem Faustbuch von Widmann wird er als ein „hochruckeriges (buckeliges) Männlein", als eine „dürre Person, habend ein kleines grauwes Bärtlin" geschildert. Er soll eben, weil er „ein klein hockend Mann" gewesen, von den Salzsiedern zu Schwäbisch Hall verspottet worden sein. Dieser Schilderung entsprechend ist das von Rembrandts Schüler Jan Joris von Vliet um 1630 nach einer Zeichnung seines Meisters radierte anonyme Porträt (s. Titelbild). Das Original war über zwei Jahrhunderte verschollen, und bisher galt als ältestes Faustporträt die in Haubers Bibliotheca magica (I) befindliche, ganz entstellte

Nachbildung, die auch dem Titelbilde in Scheibles Kloster zu Grunde liegt. Haubers 1739 gefertigtes Porträt ist auch nicht nach dem Original, sondern nach einer Kopie eines Rembrandtschen Bildes von Franz Langlois.

Aus alledem also, was sich mit einiger Sicherheit über die Persönlichkeit und das Auftreten Fausts zusammenstellen läßt, geht hervor, daß er ein kecker Wander- und Wunderdoktor, ein verwegener Schwindler und Gaukler war, der den Wahn- und Aberglauben seiner Zeit sich zu nutze machend, auf die Leichtgläubigkeit der großen Menge spekulierte, aber gelegentlich selbst einsichtige Männer berückte. Darum dürfen wir wohl den z. T. auch vom Zunftneid diktierten Verunglimpfungen gebildeter Zeitgenossen im Sinne Fausts die Verse entgegensetzen, die ihm Goethe in den Mund legt:

„Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen
Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel, noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel." —

2. Die Volksbücher von Faust und das Wesen der mittelalterlichen Geheimkünste.

Daß ein so wunderbares Leben und Wirken, wie das des Zauberers Faust, zumal in einer geistig so regsamen und aufgeregten Zeit zur Aufzeichnung dessen Schicksale und Zauberkunststücke anregen würde, liegt wohl auf der Hand, und so ging der Wunsch, den schon die Zimmernsche Chronik ausgesprochen hatte, die Abenteuer des berühmten Hexenmeisters möchten im Druck erscheinen, bald in Erfüllung. Der erste, der dies ausführte, war der

Frankfurter Buchdrucker Johann Spieß, der zur Herbstmesse 1587 das erste Faustbuch mit folgendem weitläufigen Titel erscheinen ließ:

„Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler, Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben, Was er hierzwischen für seltzame Abenthewer gesehen, selbs angerichtet und getrieben, biß er endtlich seinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften, allen hochtragenden fürwitzigen, vnnd gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abschewlichen Exempel vnnd trewhertziger Warnung zusammengezogen vnnd in Druck verfertigt Jakobi IIII. Seydt Gott vnderthänig, widerstehet dem Teuffel, so fleuhet er von euch. Cum Gratia et Privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn durch Johann Spies. MDLXXXVII".

Wir haben bereits erwähnt, daß Spieß sein Material aus Speier erhalten haben will, und daß Fausts Lehrer, Laurentius Wolff, daher stammte, es also sehr wohl denkbar ist, daß dieser Notizen über seinen berühmten Schüler sammelte, und diese dann in die Hände von Verwandten übergingen. Spieß bezieht sich aber auch auf Aufzeichnungen von Fausts eigener Hand und solche seines Famulus Wagner. Genaue Zeitbestimmungen fehlen, nur findet sich in der Vorrede der Hinweis auf Kaiser Karl V. Das Buch erlebte in der Folge noch eine ganze Reihe von Ausgaben und Übersetzungen, so eine niederdeutsche von Balhorn und eine französische von Cayet u. a., eine Umdichtung in Knittelversen bei Alexander Hock in Tübingen 1588. Im Jahre 1593 erschien auch das erste Volksbuch über Fausts Famulus Christoph Wagner.

Zwölf Jahre nach dem Erscheinen des ältesten Faustbuchs kam eine neue Bearbeitung in drei Teilen heraus, aber in einem Band von Georg Rudolph Widmann, gedruckt zu Hamburg 1599. Der Verfasser erhebt Anspruch auf authentischeres und reicheres Quellenmaterial wie sein Vorgänger Spieß und sucht dessen Angaben kritisch zu sichten und zu ordnen; doch sein kritischer Blick ist sehr durch den krassen Teufelsglauben seiner Zeit sowie durch finstere Orthodoxie getrübt. Darnach erschienen noch mehrere Bearbeitungen des Faustbuches, so von Pfitzer, Platzius, und dem sogenannten „Christlich Meynenden"; für uns sind aber nur die beiden ersten Faustbücher von Belang.

Das älteste Faustbuch nennt Roda im Weimarischen als Fausts Geburtsort und scheint ihn in Wittenberg seine Studien machen zu lassen mit Unterstützung eines Vetters. Aber Vorwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit „stachen und reizten ihn derart, daß er Adlerflügel an sich nahm und alle Gründe im Himmel und der Erde erforschen wollte". Ausführlich wird dann seine Teufelsbeschwörung im Spesserwalde bei Wittenberg beschrieben. Widmann dagegen läßt Fausts Eltern aus der Mark Sondwedel (Salzwedel) stammen und ihn selbst aus der Grafschaft Anhalt und ihn in Ingolstadt Theologie studieren, doch habe er sich bald auf die Magie geworfen und sei ein Zauberer geworden, zumal er seine für Gespenster und Geister besonders geeignete „Komplexion und Natur" erkannte. Während im ältesten Faustbuch der allzuheiße Wissensdurst als Haupttriebfeder angegeben wird, die unseren Gelehrten den dunkelen Künsten in die Arme trieb, hält der orthodoxlutherische Widmann die Abwege Fausts für eine Folge des katholischen Kultes der Gottes- und Heiligenverehrung. Solche

elen Künste aber waren die Geomantia, vermittelst
her man aus Punkten, die man auf der Erde entworfen,
hezeite, die Hydromantie, wobei man durch anhaltendes
chauen auf eine spiegelnde Wasserfläche Hypnose er-
te (verwandt damit ist die Krystallomantie, d. i. Krystall-
ei), ferner die Aeromantie (Luft-) und Pyromantie
erseherei). Auch gab es damals schon eine Menge
berbücher von Vorgängern Fausts, die förmliche Anlei-
en in der Occulta Philosophia enthielten. Zu diesen
rten Salomo, Albertus Magnus, Thomas von Aquin,
ppa, Roger Baco, von Fausts Zeitgenossen Trithemius,
st Alexander VI. und Sylvester II. u. a. Päpste.
Erkenntnis der eigenen innewohnenden magischen Kraft
rt nach dem mittelalterlichen Wahnglauben vor allen
gen die Beobachtung und Dienstbarkeit des bei der Ge-
eines Menschen vorherrschenden Planeten. Wir finden
n Glauben, wenn auch mehr den geschilderten Helden
en Mund gelegt, auch noch nachwirkend bei unseren
n größten Dichtern, im Anfang von „Wahrheit und
tung" von Goethe und in Schillers Wallenstein.
ppa empfiehlt deshalb in seiner Occulta Philosophia
e richtige, der Natur und dem Instinkte des Genius
messene Wahl des Ortes, des Landes und der Zeit",
eilen auch eine Veränderung des Namens; „denn da
Eigenschaften der Namen die Anzeiger der Dinge selbst
die wie in einem Spiegel die Beschaffenheit ihrer
nen darthun, so folgt hieraus, daß mit der Veränderung
Namen öfter auch die Dinge selbst verändert werden".
) giebt Agrippa selbst weniger darauf, als auf die auf-
same Beobachtung dessen, was uns namentlich „im
n, noch unbefleckten Jugendalter, oder wenn wir frei

von eiteln Sorgen und Leidenschaften sind, die Seele uns eingiebt, der Instinkt der Natur diktiert, und wozu der Himmel uns geneigt macht! Wir werden hier unwillkürlich an das Daimonion, d. h. die innere Stimme des Sokrates erinnert. Doch glaubt Agrippa, daß ein solcher Dämon schon bei der Geburt je nach Maßgabe der Weltordnung und der Stellung der Sterne in den Körper des Menschen herabsteige als Beschützer und Führer im Leben. Diese Genien nach dem aufgehenden und kulminierenden Punkte der Ekliptik und den Orten der Sonne, des Mondes und des Glücksrades (Pars Fortunae) zu berechnen, mußte zunächst Aufgabe des Astrologen sein. Der so herausgefundene Genius oder Planet konnte ein guter oder böser sein; vor allem mußte man feststellen, ob man selbst von Natur zur Zauberei qualifiziert sei. Darüber lesen wir z. B. bei einem Zeitgenossen Fausts, dem Nürnberger Professor der Mathematik Jakob Schoner in seinem astrologischen Werkchen folgendes: „Wenn Mars sich nicht in seinem Hause (Zeichen des Widders und Skorpions) befindet, so wird der Geborene sich an der Nekromantie erfreuen", ferner: „Merkur im Hause des Mars macht, daß der Geborene nach Nekromantie trachtet", und ähnliches lesen wir bei Junctinus in seinem Speculum Astrologiae. Uns fehlt hierfür vollständig das Verständnis und der Glaube.

Ebensowenig will uns einleuchten, wie durch starres Hinblicken auf Krystall ein in einen somnambulen Zustand versetzter Mensch sich sozusagen ein bleibendes zweites Ich schafft, in dem er selbst bei zurückgekehrtem Bewußtsein noch weiter seinen Genius (Dämon) oder Führer erblickt. Als einen solchen sogenannten Spiritus Familiaris will Kiesewetter den Mephisto aufgefaßt wissen, eine Hypostase oder

veigung des eigenen Ich. So geistreich auch diese Aus-
ng sein mag, so können wir uns nicht vorstellen, daß
st selbst an einen derartigen hilfreichen Geist glaubte.
hisio ist eben die eigene innere sündhafte oder diabo-
: Natur des Menschen, welche wohl der gemeine Aber-
be der damaligen Zeit zum persönlichen und sichtbaren
fel verkörperte, an dessen leibhaftiges Eingreifen aber
geistig so hochstehender und aufgeklärter Mann, wie
st, schwerlich geglaubt haben wird; wohl aber kam ihm
Aberglaube seiner Zeitgenossen bei Ausführung seiner
vindeleien und Gaukeleien sehr wohl zu statten. Wir
en den mit noch so überzeugendem Tone weiter aus-
rten Beweisführungen Kiesewetters (p. 94 u. ff.)
Fausts magisch-mediumistische Begabung nicht folgen,
uns die Erfahrung und der Glaube fehlt, wenn auch
let recht haben mag, indem er sagt: „Es giebt zwi-
Himmel und Erde mehr Dinge als Eure Schul-
heit sich träumen läßt". So vindiziert er dem Faust
Eigenheit des Horchengehens in der Morgendämmerung
in der Mitternachtsstunde, um durch das sogenannte
e Gesicht die Vorschau der die Wohnstätte oder den
nort betreffenden Ereignisse, Unglücksfälle, Todesfälle
w. zu erhalten. Daß dieser abergläubische Brauch
Mittelalter im Schwange war, bezweifeln wir durchaus
wohl aber, daß er von Erfolg begleitet war; derar-
Gesichte können dann doch wohl nur auf subjektiven
ildungen beruht haben. Ebenso wunderbar klingt uns,
Schindler (Magisches Geistesleben p. 151) be-
tet, daß „durch das Schauen des inneren Auges ein
latentes magisch-odisches Licht frei wird und erst sub-
und bei den höheren Graden magischer Zustände

objektiv in Erscheinung tritt!" So will Kiesewetter die Erscheinung der feurigen Zungen bei der Ausgießung des heiligen Geistes und die Lichterscheinungen beim Tischrücken und in spiritistischen Sitzungen erklären. Es sollen sich bei letzteren auch anfangs umherfliegende Flämmchen, dann auf die Teilnehmer herabsteigende Funken und Sterne, ja ganze menschenähnliche Gestalten zeigen, die plötzlich wieder verschwinden oder andere Gestalten annehmen. So will auch Melanchthon in Tübingen Flammen gesehen haben, die schließlich in Rauch aufgingen und in Heidelberg Gestalten wie fallende Sterne, die er für umherschweifende Teufel hielt. Bekannt sind ja wohl auch die von J. Kerner in der „Seherin von Prevorst" mitgeteilten Vorgänge. Kiesewetter citiert in seinem Werke (Faust, p. 99) einen Bericht des Dr. Hans Barth aus Rom über eine solche spiritistische Sitzung mit Eusapia Palladino, dem Medium des berühmten Psychiaters Lombroso, den wir der Kuriosität halber hierher setzen wollen:

„Kaum war Halbdunkel hergestellt, als einige Flämmchen über den Tisch hinweghuschten, dann immer mehr; schließlich ein ganzer Feuerregen auf- und absteigender und durcheinander flimmernder weißer Lichtchen, die bald das ganze Gemach erfüllten; gleichzeitig berührten große und kleine, in jedem Gelenk völlig ausgebildete zarte Hände die Anwesenden am Rücken, Schultern, Haaren und Bart, aus dem Tisch erschollen dumpfe Schläge, und andere feuerten wie mächtige Hammerschläge darauf hernieder, während ähnliche Laute auch überall an den Wänden, und zwar auf Wunsch in jeder bestimmten Zahl oder an jedem bestimmten Orte des Plafonds sofort vernehmbar wurden".

Solche Spukgestalten sollen sogar flüstern, ja vernehmlich sprechen können! Derartige Erscheinungen soll nach Kiesewetter auch Faust vermöge seiner hervorragend magisch-mediumistischen Begabung bei seiner Teufelsbeschwörung gesehen und gehört und selbst an die Gestaltung eines solchen inneren Dämons zum Hinaustreten in die Natur und persönlicher Führung seines zurückgebliebenen Ichs geglaubt haben. Der Leser möge sich sein Urteil selbst bilden. Und dies beschränkt sich nicht nur auf einzelne besonders erregte Momente. Es soll sich aus dieser Spaltung des eigenen Wesens ein förmlicher Verkehr mit dem herausgeborenen zweiten Ich entwickeln: zunächst bestellt sich Faust den ihm zuerst in Gestalt eines grauen Mönchs erschienenen Dämon in sein Haus oder beschwört ihn aufs neue und schließt mit ihm den höllischen Pakt. Es ist aber nicht der Höllenfürst selbst, Lucifer, der abgefallene Engel, mit dem er sich einläßt, sondern einer seiner „fliegenden Geister", genannt Mephostophiles. Diesem schreibt Faust mit seinem eigenen Blute, daß er sich in der linken Hand aufgestochen hat, — wobei eine Inschrift erschien: „O homo fuge! d. h. Entfleuch o Mensch!" — folgende Verschreibung:

„Ich Johannes Faustus D. bekenne mit meiner eigen Handt offentlich, zu einer bestetigung, vnd in krafft diß Brieffs! Nachdem ich mir fürgenommen, die Elementa zu speculieren, vnd aber aus den Gaaben, so mir von oben herab beschert, und gnedig mitgetheilt wordten, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf, nicht befände, vnd solches von den Menschen nicht erlehrnen mag, so hab ich gegenwertigen gesandten Geist, des sich Mephostophiles nennt, ein Diener des hellischen Printzen im Orient, mich vntergeben, auch

objektiv in Erscheinung tritt!" So will Kiesewetter die Erscheinung der feurigen Zungen bei der Ausgießung des heiligen Geistes und die Lichterscheinungen beim Tischrücken und in spiritistischen Sitzungen erklären. Es sollen sich bei letzteren auch anfangs umherfliegende Flämmchen, dann auf die Teilnehmer herabsteigende Funken und Sterne, ja ganze menschenähnliche Gestalten zeigen, die plötzlich wieder verschwinden oder andere Gestalten annehmen. So will auch Melanchthon in Tübingen Flammen gesehen haben, die schließlich in Rauch aufgingen und in Heidelberg Gestalten wie fallende Sterne, die er für umherschweifende Teufel hielt. Bekannt sind ja wohl auch die von J. Kerner in der „Seherin von Prevorst" mitgeteilten Vorgänge. Kiesewetter citiert in seinem Werke (Faust, p. 99) einen Bericht des Dr. Hans Barth aus Rom über eine solche spiritistische Sitzung mit Eusapia Palladino, dem Medium des berühmten Psychiaters Lombroso, den wir der Kuriosität halber hierher setzen wollen:

„Kaum war Halbdunkel hergestellt, als einige Flämmchen über den Tisch hinweghuschten, dann immer mehr; schließlich ein ganzer Feuerregen auf- und absteigender und durcheinander flimmernder weißer Lichtchen, die bald das ganze Gemach erfüllten; gleichzeitig berührten große und kleine, in jedem Gelenk völlig ausgebildete zarte Hände die Anwesenden am Rücken, Schultern, Haaren und Bart, aus dem Tisch erschollen dumpfe Schläge, und andere feuerten wie mächtige Hammerschläge darauf hernieder, während ähnliche Laute auch überall an den Wänden, und zwar auf Wunsch in jeder bestimmten Zahl oder an jedem bestimmten Orte des Plafonds sofort vernehmbar wurden".

Solche Spukgestalten sollen sogar flüstern, ja vernehmlich sprechen können! Derartige Erscheinungen soll nach Kiesewetter auch Faust vermöge seiner hervorragend magisch-mediumistischen Begabung bei seiner Teufelsbeschwörung gesehen und gehört und selbst an die Gestaltung eines solchen inneren Dämons zum Hinaustreten in die Natur und persönlicher Führung seines zurückgebliebenen Ichs geglaubt haben. Der Leser möge sich sein Urteil selbst bilden. Und dies beschränkt sich nicht nur auf einzelne besonders erregte Momente. Es soll sich aus dieser Spaltung des eigenen Wesens ein förmlicher Verkehr mit dem herausgeborenen zweiten Ich entwickeln: zunächst bestellt sich Faust den ihm zuerst in Gestalt eines grauen Mönchs erschienenen Dämon in sein Haus oder beschwört ihn aufs neue und schließt mit ihm den höllischen Pakt. Es ist aber nicht der Höllenfürst selbst, Lucifer, der abgefallene Engel, mit dem er sich einläßt, sondern einer seiner „fliegenden Geister", genannt Mephostophiles. Diesem schreibt Faust mit seinem eigenen Blute, daß er sich in der linken Hand aufgestochen hat, — wobei eine Inschrift erschien: „O homo fuge! d. h. Entfleuch o Mensch!" — folgende Verschreibung:

„Ich Johannes Faustus D. bekenne mit meiner eigen Handt offentlich, zu einer bestetigung, vnd in krafft diß Brieffs! Nachdem ich mir fürgenommen, die Elementa zu speculieren, vnd aber aus den Gaaben, so mir von oben herab beschert, und gnedig mitgetheilt wordten, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf, nicht befände, vnd solches von den Menschen nicht erlehrnen mag, so hab ich gegenwertigen gesandten Geist, des sich Mephostophiles nennt, ein Diener des hellischen Printzen im Orient, mich vntergeben, auch

denselbigen, mich solches zu berichten vnd zu lehren, mir erwehlet, der sich auch gegen mir versprochen in allem vnderthenig vnd gehorsam zu seyn. Dagegen aber ich mich hinwider gegen jhme verspriche vnnd verlobe, daß so 24 Jahr, von dato diß Brieffs an, herumb vnd fürvber gelauffen, er mit mir nach seiner Art vnnd weiß, seines gefallens, zu schalten, walten, regieren, führen, gut macht haben solle, mit allen, es sey Leib, Seel, Fleisch, Blut vnnd gut, vnnd das in sein ewigkeit. Hierauff absage ich allen denen, so da leben, allem Himmlischen Heer, vnd allen Menschen vnnd das muß seyn. Zu festem verkundt vnd mehrer bekräfftigung, hab ich diesen Receß eigner Hand geschrieben, vnderschrieben, vnd mit meinem hiefür getruckten eygen Blut, meines sinns, kopffs, gedanken vnd willen, verknüpfft, versiegelt vnd bezeuget, ꝛc.

Subscriptio

Johann Faustus, der Erfahrne der Elementen, vnd der Geistlichen Doctor".

Es folgt nun im ältesten Faustbuch die Schilderung eines großen Höllenspuks und dann nimmt Faust einen jungen Schüler Christoph Wagner als Famulus an. Mephostophiles aber versorgt seinen Herrn als treuer Hausgeist mit allem, was er braucht: er holt aus fürstlichen und gräflichen Küchen und Kellern Speisen und Weine, er stiehlt bei Nacht Schuhe und Kleider in Augsburg, Nürnberg und Frankfurt und verspricht ihm schließlich wöchentlich 25 Kronen oder jährlich 1300 Kronen.

Bei Widmann lautet die Beschwörung und Verschreibung wesentlich anders. So muß u. a. Faust versprechen, ehelos zu bleiben; hier verrät sich der Verfasser als protestantischer Theologe, dem das katholische Cölibat als

eine teuflische Einrichtung erschien. Nach protestantischer Sagenbildung soll ja Gregor VII. durch die Anordnung des Cölibats den Beistand der Hölle gewonnen haben. Schon Luthers wegen, der das Cölibat brach und eine Nonne heiratete, mußten seine Parteigänger die Ehelosigkeit als ein Machwerk des Teufels hinstellen. Wie tröstlich mag solch eine Theorie namentlich auf die heiratsfähigen Mädchen und verlassenen Witwen wirken! Die Abschreckung Fausts vor Heiratsgedanken wird daher mit einem ganz besonderen Aufgebot des Höllenfürsten in Scene gesetzt.

Übrigens hören wir schon sehr frühe von solchen Teufelsbündnissen. Das berühmteste im christlichen Altertum ist das des Theophilus zu Adana in Cilicien, den verletzter Ehrgeiz dem Teufel in die Arme treibt, der aber reuig stirbt. Ferner stand eine Reihe von Päpsten im Rufe, mit dem Teufel im Bunde zu sein, so Johann XIII. und Sylvester II., welch letzterem ein schwarzer zottiger Hund folgte, der erste Vorgänger von Fausts Prästigiar.

Eine ebenso interessante, wie schwierig zu lösende Frage ist ohne Zweifel die, wie das Wesen des Mephisto in der Faustsage aufzufassen ist. Kiesewetter sucht seinen Ursprung aus dem Gestirndienst der ältesten Völker zu beweisen und zählt ihn zu den sieben Dämonen der Planeten, die den sieben Göttern derselben entgegenstanden; sie thronen im Innern der Erde und verursachen Unheil und Umsturz im Himmel und auf Erden. Dieser Dualismus beseelter Planeten ging auch auf das Juden- und Christentum über. In einer dem Faust zugeschriebenen Schrift: „Magia naturalis et innaturalis oder dreyfacher Höllenzwang" wird an zweiter Stelle der Großfürsten der Hölle „Mephistophiel" genannt und soll unter dem Planeten

Jupiter stehen. „Seine Gestalt ist erstlich als ein feuriger Bär, die andere und gelinde Erscheinung aber ist wie ein kleiner Mann in einer schwarzen Kappe und kahlem Kopfe".

Da nun Jupiter der leuchtendste der sieben Planeten und bei den alten Mesopotamiern als der „Herr des Lichts" erscheint, so ist Mephostophiles als seine Kehrseite, als „Herr der Finsternis" aufzufassen. Dementsprechend erklärt Kiesewetter den Namen Mephostophiles (nicht Mephistopheles, wie Goethe liest) etymologisch für: „das Licht nicht liebend"; falsch sind die Ableitungen von mephitis, wie der „mephitische Gerüche Liebende", oder vom hebräischen mephiz d. i. Zerstörer und tophel (Lügner).

Sehr geistreich und einleuchtend sucht nun Kiesewetter den sachlichen Ursprung des Faustischen Mephisto in seinem eigenen Innern, indem er ihn für eine Hypostasierung seines eigenen Ich, für eine Objektivierung seiner inneren Stimme erklärt. Als Parallele zieht er die im Traumleben des Menschen sich vollziehende Spaltung unseres eigenen Ich heran. Wir schauen, wie Du Prel in einer Abhandlung über den „Dämon des Sokrates" weiter ausführt, in unseren Träumen auch selbstgeschaffene, unseren jeweiligen körperlichen und geistigen Zuständen entsprechende Gestalten, mit denen wir reden und handeln, wie mit fremden Wesen. Daraus nun das Vorhandensein eines sogenannten transzendentalen Ich zu folgern, das uns wie ein dunkler Begleiter auch im Wachen folgt, leuchtet wohl ein, sei es, daß wir es unsere immaterielle Natur oder die menschliche Seele nennen; unfaßlich aber wird für uns der Wahn, daraus in wachen und gesunden Zuständen einen greifbaren, gewissermaßen von unserem Ich losgelösten oder abgezweigten

Doppelgänger zu schaffen, der mit uns redet und für uns handelt wie ein Diener, ohne daß wir seine Identität mit unserem eigenen Ich erkennen. Kiesewetter, dessen Ausführungen wir hier zum Teil gefolgt sind, nimmt an, daß bei der magisch-mediumistischen Veranlagung Fausts infolge seines intensiven Versenkens in das Studium des Übersinnlichen und der Geisterwelt sich eine dramatische Spaltung seines transzendentalen Subjekts vollzog, daß für ihn die zweite Hälfte seines Doppel-Ichs bestimmte Konturen und dauernde Gestalt annahm, sich also zum Mephisto gestaltete. Darnach wäre Faust vollständig im Teufelsglauben seiner Zeit befangen gewesen; denn jedes übersinnliche Phänomen rührte namentlich nach der Auffassung des damaligen Protestantismus vom Teufel her. Der Volksaberglaube stattete dann den von Faust geschaffenen Dämon mit noch mehr diabolischen Zügen des leibhaftigen Satan aus, und erst als der Teufelsglaube gefallen war, gestaltete sich Mephisto zur dichterischen Fiktion.

Nach den Faustbüchern waltet Mephostophiles als unsichtbarer Geist im Hause Fausts und ist nur für ihn und seinen Famulus Wagner erkennbar. Auch trägt er Züge der noch lebendigen germanischen Mythologie an sich; denn wie ein Hauskobold sorgt er für Geld und Kleider, für Essen und Trinken. Ganz im Geiste des Volksglaubens ist die Mönchstracht und das Anzeigen seiner Gegenwart mit der Schelle. In dem Gebahren dieses Spiritus familiaris ist nach Kiesewetter auch nur die Wiederspiegelung von Fausts eigenem Charakter und seiner jeweiligen Gemütsstimmung zu erkennen. So disputiert er gerne, wenn Faust studieren will, reizt ihn zu Ausschweifungen, wenn er sinnliche Anwandlungen hat und predigt ihm hinterher

in seiner Katzenjammerstimmung Moral; er versucht den Verzweifelten wie ein Kapuziner zu trösten, oder er verhöhnt ihn mit diabolischem Spott, wenn er sich trotzig verstockt. Das Fernempfinden dieses Dämons erklärt Kieswetter als Ausflüsse somnambuler Extase. Den Tod endlich Fausts durch den Teufel, den sich der Volksaberglaube zu einem förmlichen Erwürgtwerden ausbildete, erklärt er als eine ganz natürliche Folge von sich einstellender körperlicher und geistiger Zerrüttung, von Krämpfen fürchterlichster Art, von denen der Körper eines Mediums notorisch heimgesucht wird. Der Wahn des Volkes brachte ein solches Ende Fausts mit dem Ablaufen seines Teufelspaktes zusammen und läßt ihn von dem Teufel leibhaftig geholt, resp. gewürgt werden.

Uns mit dem Inhalt der Faustbücher im einzelnen zu beschäftigen, würde uns zu weit führen. Einen breiten Raum nehmen dem Geist der Zeit entsprechend, der sich gerne mit der Dämonenwelt abgiebt, die Gespräche über das Regiment in Himmel und Hölle. Schlimm steht es mit den naturwissenschaftlichen und astronomischen Kenntnissen des Verfassers, der von den Fortschritten eines Kopernikus keine Ahnung zu haben scheint. Aber auch der Entdeckungstrieb des 16. Jahrhunderts und die Reiselust der damaligen Zeit wird durch Fausts Fahrten zu den Gestirnen, von wo er alle Länder übersieht, wie durch seine Höllenfahrt und Reise durch die Welt auf geflügeltem Höllenrosse befriedigt. Doch der Autor schildert es ohne Phantasie, im trockensten Bädekerton; nicht einmal bei Kölns schönen Weibern gerät er in Extase. Nur Rom giebt ihm Veranlassung, seine antipapistische Gesinnung durch Possen mit dem Papste zu bekunden, und Konstantinopel, um dem Türkenhaß des 16.

Jahrhunderts Luft zu machen. Auch hier müssen wir bei Rom unwillkürlich an Luthers Beobachtungen bei seiner italienischen Reise denken. Wir erkennen auch hier in den Verurteilungen des römischen Lebens, die der Verfasser dem Faust in den Mund legt, den eifrigen Lutheraner.

Allen diesen Reisen und Fahrten einen thatsächlichen Hintergrund oder eine erklärende Ursache finden zu wollen, halten wir für ein fruchtloses Beginnen. Kiesewetter hält es nicht für unglaublich, daß Faust alle diese Abenteuer in somnambulen Zustand geschaut, oder besser geträumt und, wie das Faustbuch meldet, dann schriftlich aufgezeichnet hinterlassen habe. Ohne Vorgänger solch abenteuerlicher Reisen ins Jenseits, die Gestirnenwelt oder in die Hölle war ja Faust nicht. Berichten uns doch schon die antiken Dichter, wie Homer und Vergil, von solchen Abstiegen des Odysseus und Aeneas in die Unterwelt, und so fehlt es auch nicht an Beispielen des christlichen Mittelalters, daß heilige Männer Visionen von Himmel und Hölle hatten. Eine solche liegt auch Dantes göttlicher Komödie zu Grunde.

Aber nicht nur der titanische Forschertrieb des 16. Jahrhunderts, sondern auch die Genußsucht und göttliche Grobheit des Zeitalters spiegeln sich in der Faustsage ab. Wie man in hohen Kreisen Prunk und Epikuräertum pflegte, so liebte das Volk behagliche, rohe Freude an massenhafter Speise, Fülle des Trunkes und derber Unterhaltung. Gotteshaus und Schenke waren benachbart; neben religiöser Andacht kam auch die ausgelassene Fastnacht zu ihrem Rechte. So erscheint Faust gewissermaßen als Hofspiritist vor Kaiser Karl V., dem Liebling der alten Sage, wie er die Geister Alexanders des Großen und seiner Gemahlin Roxane citiert. Ähnlich wird vom Abt Trithemius von

Sponheim erzählt, er habe dem Kaiser Max die Geister seiner Vorgänger, ferner Alexander den Großen, Julius Cäsar, „item des Kaisers Maximilian Gemahlin“ beschworen; an letzterer habe der Kaiser sogar, ähnlich wie Karl V. am Halse Roxanes eine Warze, so ein schwarzes Flecklein wieder erkannt. Es leuchtet wohl ein, daß die eine Geisterbeschwörung der anderen nachgebildet ist; aus dem schwarzen Fleckchen Marias ist so die Warze Roxanes geworden. Woher in aller Welt hätte denn auch jemand etwas von einer Warze der Gemahlin Alexanders des Großen erfahren können?

Kiesewetter will diese Geisterbeschwörungen durch Spiegelungen der laterna magica erklären; heutzutage wird sich natürlich kein Kind mehr dadurch täuschen lassen. Ja, er geht soweit, alle die Zauberschwänke Fausts, wie er z. B. einem Freiherrn Hörner aufsetzt, den Verfolgern ein Heer gespenstischer Reiter entgegenschickt, einem Juden das verpfändete Bein in die Hand hext u. drgl. auf Hypnotisierung der betreffenden Person zurückzuführen; er hält das ganze damalige Zeitalter für so empfänglich für dergleichen Suggestionen, daß er eine allgemeine, ausnahmslose Hypnotisierung für möglich hält. Auf diese Weise will Kiesewetter das Vorspiegeln von Wasserfluten bis zu einem Grade der Täuschung erklären, daß die Umgebung sich hochaufschürzte, sowie das Gefühl von plagenden Insekten, als ob sie in Wirklichkeit vorhanden wären. Ebenso verhielte es sich mit den Scheinmahlzeiten und eingebildeten Banketten, nur mit dem Unterschied, daß sich das Gefühl des Hungers sehr bald darnach wieder einstellt. Auch andere Gaukelwerke, wie einen redenden Kopf oder Possen mit tanzenden Töpfen, Affen u. drgl. sucht Kiesewetter durch Zauberkunststücke,

e in damaliger Zeit neu und für die große Menge
werständlich waren, zu erklären. Sollte nicht damals
uch schon die Bauchredekunst geübt worden sein? So ließe
ch wenigstens eine Lösung für den Kalbskopf finden, der
s ein Student ihn zerlegen wollte, plötzlich: „Mordio!
elfio!“ schrie. Im übrigen machen alle diese Possen,
amentlich die Fastnachtsbelustigungen Fausts den Eindruck
ederer Gaukelei und gemeiner Possenreißerei.

Wahrhaft erfrischend inmitten dieser flachen Unterhal-
ngen wirkt die Citation der schönen Helena, die Faust
n Studenten am weißen Sonntag beschwört und die das
austbuch also schildert: „Diese Helena erschiene in einem
stlichen, schwartzen Purpurkleid, jhr Haar hatte sie herab-
ngen, dz schön, herrlich als Goldfarb schiene, auch so
ng, dz es jhr biß in die Kniebiegen hinab ginge, mit
önen Kollschwartzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit
nem runden Köpfflein, jhre Lefftzen roht wie Kirschen,
it einem kleinen Mündlein, einen Halß wie ein weisser
chwan, rohte Bäcklein, wie ein Rößlein, ein vberaus
hön gleissend Angesicht, ein länglichte, auffgerichte, gerade
erson. In summa, es war an jhr kein vntädlin zu finden,
sahe sich allenthalben in der Stuben vmb mit gar frechem
d bübischem Gesicht, daß die Studenten gegen jr in liebe
tzündet waren“. . . . .

Diese Helena zaubert Mephostophiles seinem Herrn im
zten Jahre seines Lebens aus der Unterwelt als Geliebte
d Faust zeugt mit ihr einen Sohn, Namens Justus; doch
ch Fausts Tode verschwinden Mutter und Sohn.

Wir begegnen übrigens unter den in den Faustbüchern
zählten Schwänken gar manchen uralten Zügen anderer
auberer, wie denn z. B. das Auffressen eines Heuwagens

auch ähnlich von Trithemius einem gewissen Magister Theodo zu Kreuznach im Jahre 1262 und dem Zauberer Zyto am Hofe Kaiser Wenzels nachgesagt wird. Ebenso kommt die Verwandlung von Schweinen in Strohwische und das Ausreißen eines Beins des Zauberers schon bei dem böhmischen Zyto vor. Letzteres lesen wir ja auch in der Rübezahlsage. Ferner das hämische Bubenstück, das von gemeinem Konkurrenzneid zeugt, daß Faust die Lebenslilie eines Gauklers, der andern und sich die abgehauenen Köpfe wieder anzaubert, spaltet und so dessen Wiederbelebung hindert, findet sich schon in der Sage von Simon Magus u. a. Zauberen. Endlich ist die Vorspiegelung eines Zaubergartens uralt, und auch die Mantelfahrten Fausts sind Züge alter Teufelssagen.

Vor seinem Ende soll Faust seinen Famulus Wagner zum Erben seiner Güter und Schriften eingesetzt haben, mit dem Wunsche, letztere nach seinem Tode zu veröffentlichen. Als dienenden Geist wünscht sich Wagner einen Affen, den ihm auch Faust herbeischafft und Auerhahn benennt.

Nach dem Tode eines großen und berühmten Mannes, dessen Leben und Wirken seine Zeitgenossen wesentlich und bedeutsam beeinflußt hat, entsteht naturgemäß die Frage, ob er nicht auch der Mit- und Nachwelt ein geistiges Testament und eine geistige Hinterlassenschaft zurückgelassen. Nun galt es schon zu Lebzeiten Fausts für eine Thatsache, daß er handschriftliche Anweisungen zu den ihm zugeschriebenen Zauberkünsten besaß, und auch die Zimmern'sche Chronik erwähnt es ausdrücklich, daß Faust Aufzeichnungen über seine Kunst hinterlassen. Für solche gelten denn nun die unter dem Titel: „Höllenzwang" kursierenden Bücher, über deren mehr oder minder relative Echtheit Kiesewetter

eingehende Untersuchungen anstellt. Derartige Handschriften oder Drucke aus dem 16. Jahrhundert sind nun allerdings nicht mehr nachweisbar; doch könnte sehr wohl eine Handschrift zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf einer älteren Tradition fußen. Eine solche, 303 Folioblätter enthaltende Handschrift befindet sich auf der herzoglichen Bibliothek zu Koburg und trägt den Titel: „Doctor Johannes Fausts Magia naturalis et innaturalis oder dreifacher Höllenzwang, letztes Testament und Siegelkunst". Sie hat eine Art Titelbild: „Faust im Studierzimmer" und zeigt eine in einem Zauberkreise stehende, von magischen Charakteren umgebene schwarze Taube mit einem Ölblatt im Schnabel, was Anlaß zu einem Faust zugeschriebenen Buche, betitelt: „Die schwarze Rabe" gab. Die Jahreszahl 1505 (Passau) scheint vom Abschreiber absichtlich gefälscht, um das Buch recht alt erscheinen zu lassen.

Was uns von dem Inhalte dieses merkwürdigen Zauberbuchs, auf den wir hier im Folgenden nicht näher eingehen können, besonders auffallen muß, das sind die frommen Vorschriften, fleißig zur Kirche und zum Abendmahl zu gehen, keusch, reinlich, von der Welt abgeschlossen und verschwiegen zu leben, — Vorschriften, die sonst dem Inhalt der Faustbücher und dem überlieferten Leben unseres Zauberers so sehr widersprechen, — allein sie entsprechen andererseits vollauf dem Wesen und Charakter der Zeit bezüglich wirkungsvoller Ausübung der dunkelen Künste, namentlich bei der Citation und Zuhilfenahme der wohlthätigen Geister. Ein zweites dem Faust zugeschriebenes, bedeutsames Zauberbuch führt den Titel: „Dr. Johann Faustens Miracul-Kunst und Wunderbuch oder die schwarze Rabe auch der Dreifache Höllenzwang genannt. Womit

ich die Geister gezwungen, daß sie mir haben bringen müssen, was ich begehrt habe. Es sey Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Spring-Wurzel, und was sonst mehr dergleichen auff Erden ist, das habe ich alles mit diesem Buch zu wegen gebracht, auch die Geister wieder lossprechen können. Lyon MCDXXXXXXIX". Dies Werk ist ohne Zweifel eine plumpe Nachahmung des vorigen und auf die Geldgier der Schatzgräber berechnet. Was für ein Schwindel mit derartigen Machwerken getrieben und welch lukrative Spekulation auf abergläubische Menschen und ihren Geldbeutel damit gemacht wurde, beweist die Thatsache, daß Ende des vorigen Jahrhunderts Exemplare eines solchen Höllenzwangs an österreichische, bayrische und schwäbische Klöster für 100, 150 und 200 Thaler verkauft wurden.

Interessant ist die in diesem zweiten „Höllenzwang" vorkommende Abweichung von der Fausttradition, daß sich nicht der Höllengeist Mephistophiles, sondern Aziel, der mächtige Hüter verborgener Schätze mit Faust verbündet. Auch finden sich in diesem Werke Stellen von der Citation der Geister, die ähnlich im vermehrten Faustbuche wiederkehren und in die das Leben des großen Zauberers behandelnden Puppenspiele des 17. Jahrhunderts und von da auch in das Fragment von Lessings Faust übergegangen sind. Es wird hier die Schnelligkeit der citierten Geister in Parallele gezogen. Da heißt es in dem Augsburger Puppenspiel ähnlich wie in dem Lessing'schen Fragment vom Mephistophiles, daß er „so schnell wie der Übergang vom ersten zum zweiten Schritt des Lasters sei", und auch die Antwort Fausts ist gleichlautend: „Ha, Du bist mein Teufel. Ihr andern Schnecken des Orkus erwartet meine Befehle unsichtbar!"

Noch auffallender ist die Übereinstimmung Lessings mit dem Inhalt des Straßburger Puppenspiels.

Andere plumpe Nachahmungen, wie den „Schlüssel zu Fausts dreifachem Höllenzwang", der schon 1575 gedruckt sein soll, und mancherlei im Jesuitenkolleg entstandene Machwerke wollen wir übergehen. Ebenso die sonstigen dem Höllenzwang verwandten Zauberbücher, wie das älteste Raziels oder Raphaels, das dieser Erzengel bereits dem Adam auf göttliches Geheiß übergeben haben soll. Es folgt dann noch eine ganze Reihe alttestamentlicher Magier, wie Seth, Henoch, Abraham, Joseph und Moses, doch der Hauptheld der hebräischen Zaubersage ist Salomo. Dieser weise König soll auch die Sprache der Tiere und Vögel verstanden haben, worauf ja ein Vers des bekannten Rückert'schen Volksliedes: „Aus der Jugendzeit" mit den Worten anspielt: „O du Kindermund, unbewußter Weisheit froh, Vogelsprachekund, wie Salomo." Von den ihm zugeschriebenen Büchern ist der Titel Clavicula („Salomonis Schlüssel") der bekannteste, ein Werk, das ja auch Goethes Faust bei der Beschwörung Mephistos citiert: „Für solche halbe Höllenbrut ist Salomonis Schlüssel gut." Als direkter Vorgänger Fausts und des Höllenzwangs kann Johann Trithemius von Sponheim mit seiner Steganographie und Polygraphie gelten; weniger bedeutsam ist die Philosophia occulta des Cornelius Agrippa von Nettesheym, deren Echtheit zwar Johann Wier, aber ohne Grund, bezweifelt.

Kiesewetter bemüht sich nun in seinem äußerst gelehrten und verdienstlichen Werke das Dasein einer Geisterwelt und die Möglichkeit einer Herstellung menschlicher Verbindung mit derselben zu erweisen, doch gestehen wir offen,

daß wir ihm auf diesem Gebiete nicht zu folgen vermögen, selbst auf die Gefahr hin für stumpfsinnig zu gelten. Auch das Citat eines Weisen[1]) in Goethes Faust: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen; Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist tot! Auf, bade, Schüler, unverdrossen die irdische Brust im Morgenrot!“ kann uns, ungläubigen Thomas, nicht überzeugen. Die Askese soll das übersinnliche Wahrnehmungsvermögen des Menschen schärfen und die in ihm schlummernden magischen Fähigkeiten zum Reifen bringen und so einerseits ein Medium schaffen; doch zu einem selbstthätigen Magus, Theurgen oder Adepten gelangt man nach Kiesewetter nur durch Schulung des magischen Willens und die Ausübung gewisser auf die Citation der Geister hinzielender Handlungen. Es will uns bedünken, als könne es sich hier nur um Einbildungen künstlich erregter oder nervös überreizter Menschen handeln. Wenn z. B. Kiesewetter von „der Annahme intelligenter Planetenbewohner spricht, wie sie auf dem Mars existieren müssen“, so kann man doch auch nur hier von einer wissenschaftlichen Hypothese sprechen, die allerdings viel Wahrscheinlichkeit hat; allein wenn wir diese Bewohner des Mars, den kanalähnlichen Gräben nach zu schließen, die wir bei genauer Beobachtung dieses Planeten entdecken, für menschenähnliche Wesen annehmen dürfen, so folgt doch nicht daraus, daß wir ihre geistigen Intelligenzen oder Seelen citieren, resp. mit ihnen in geistigen oder seelischen Konnex treten können. Mit der Belebung und Beseelung der Elemente, wie Luft, Wasser, Feuer, Erde und unterirdischen Tiefe scheinen wir uns viel-

1) Erich Schmidt („Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt“) vermutet Swedenborg.

mehr wieder rückwärts in das Fabelgebiet der Mythologie zu bewegen. Oder wir kommen zu einem künstlich aufgebauten philosophischen System, das an die Stelle des einen Weltenschöpfers- und Lenkers abstrakte und phantastische Begriffe setzt. Wozu soll uns die Vorstellung des alexandrinischen Philosophen Philo von einer Seele des Weltalls nützen, aus der so und soviele Kräfte als Geister ausströmen, deren höchster, Logos genannt, gewissermaßen der ausführende Schöpfer wurde? Und alle anderen philosophischen Systeme bis zum ausgeprägtesten Pantheismus? Oder fördert es uns weiter, wenn wir mit den Naturforschern so und soviele Kräfte oder Gesetze sondern und sie uns dann personifizieren? Es will uns nicht gelingen, besondere Geister anzunehmen für Lufterscheinungen oder für die dämonische Macht des Feuers. Wohl giebt es manche Wunder der Natur, an denen wir stets infolge der Macht der Gewohnheit stumpf und teilnahmlos vorübergehen, wohl giebt es wunderbar und geheimnisvoll wirkende Kräfte im inneren Walten und Weben der Schöpfung, doch will sich uns weder Luft noch Erde mit Geistern füllen, die sich dem Auge des würdig vorbereiteten, des andachtsvoll harrenden oder sehnsüchtig verlangenden armen Menschenkindes offenbaren. Vergebens rufen wir mit Goethes Faust:

„O giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldenen Duft
Und führt mich weg zu neuem buntem Leben!"

So können wir natürlich auch nicht an eine erfolgreiche Beschwörung von Geistern der Verstorbenen, sondern nur an diesbezüglichen Aberglauben, oder an durch Selbsthypnose

erzeugte Wahnbilder des eigenen Verlangens glauben. Gleiche Wahnvorstellungen mögen auch dem sogenannten Hellsehen, d. h. dem Erschauen der Zukunft durch glänzende Gegenstände, wie Ringe und Spiegel zu Grunde liegen. Merkwürdig dabei bleibt allerdings die Thatsache, daß die als Medium gebrauchte Person, in der Regel ein unschuldiger Knabe oder ein keusches Mädchen, die durch Hypnotismus erzeugten Bilder auch nach der Rückkehr des Bewußtseins in der Erinnerung behält. Wir bezweifeln durchaus nicht die Wahrheit dieser Vorgänge, d. h. die Erscheinung solcher Gestalten und Bilder vor den Augen des durch starres Hinsehen so Hypnotisierten, jedoch das Eintreffen zukünftiger Thatsachen hiermit in Zusammenhang bringen zu wollen, kommt uns gewagt vor; sollte nicht hier, wie bei Ahnungen auch der Zufall oder die Wahrscheinlichkeitsrechnung eine große Rolle spielen? Doch wir verlassen dieses für uns zweifelhafte Gebiet, wie sehr uns auch die von Kiesewetter in seinem interessanten Werke angeführten Gewährsmänner und vorgebrachten Beispiele zu denken geben, und wenden uns nunmehr zu näherer Betrachtung der Hauptlitteraturwerke, welche die Faustsage hervorgerufen.

3. Die Faustlitteratur (Marlowe, Puppenspiele).

Da ist es zunächst ein Lied, das uns in einem fliegenden Blatte aus Köln erhalten ist, betitelt: „Doktor Faust", worin sich ein sehr naiver Humor geltend macht. Hierin erscheint nämlich Faust so zu sagen als Herr des Mephistophiles, den er als seinen dienstbaren Geist zum Besten hat und dem er seinen Dienst recht sauer macht. Zu Straßburg, berühmt durch sein Freischießen, zeigt er seine

Kunst im Scheibenschießen, wobei er einmal den Mephistophiles selbst trifft, so daß dieser vor Schmerz „vielmal laut aufschreit". Dies erinnert auffallend an Kaspers Ende in Webers Oper: „Der Freischütz". Besonders quält Faust den „armen Teufel" mit allerhand lästigen und schwierigen Aufträgen. Wenn Faust fährt, so müssen ihm Geister, die vor und hinter dem Wagen laufen, den Weg pflastern. Am Karfreitag muß ihn der Teufel nach Jerusalem bringen, wie schrecklich ihm dies auch sein mag, da „Christus hier hänget am Kreuzesstamm ohne Unterlaß". Auf die härteste Probe aber stellt er den Mephistophiles mit dem Auftrag:

„Hör, Du sollst mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz.
Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag es frei,
Daß Du nicht fehlest an dem Titul
Und dem heiligen Namen sein."

Doch dem Teufel ist es unmöglich, „Herr Jesu Christ" zu schreiben, weshalb er den Faust bittet, ihn zu entlassen, wogegen er ihm seine Verschreibung zurückgeben wolle.

„Der Teufel fing an zu fragen!
Herr, was giebst Du für einen Lohn?
Hättest das lieber bleiben lassen, —
Bei Gott findst Du kein Pardon."

Zu seiner Bekehrung sendet Gott einen Engel, der einen Lobgesang anstimmt; doch der Teufel bekommt ihn wieder in seine Gewalt, indem er ihm eine Venus vormalt. Wie es scheint, wird Faust diesem Liede zufolge vom Teufel in Jerusalem geholt.

Auch in der niederländischen Sage wird der Teufel „Jost" von seinem Herrn sehr schlecht behandelt, so daß

er darüber ganz abmagert und ihn sogar um seine Entlassung bittet. Aber Faust entläßt ihn nicht, sondern vexiert ihn weiter mit unmöglichen Dingen. So verlangt er mitten im Winter reife Trauben und im Hochsommer Schnee und Eis; er muß ihm eine Kutsche mit vier unermüdlichen Rossen verschaffen, um nach Konstantinopel zu fahren; ist Jost am Tage todmüde gearbeitet, so sät er ihm zur Plage Abends einen Scheffel Korn in die Dornhecke und verlangt von ihm, à la Aschenbrödel, alle Körner herauszulesen u. drgl. m.

Auch von einer dramatischen Bearbeitung der Faustsage finden sich in Deutschland sogar schon vor dem Erscheinen des ersten Faustbuches Spuren. In den Senatsprotokollen der Tübinger Universität nämlich werden zwei Studenten schon im April 1587 zum Karzer verurteilt, weil sie eine Komödie von Faust gemacht. Und so müssen auch im 17. Jahrhundert dramatische Aufführungen der Faustsage existiert haben, woraus sich ohne Zweifel die Puppenspiele entwickelten. Doch fehlte es noch an einer wahrhaft geistvollen und poetischen Auffassung der Faustsage in Deutschland. Ein Engländer sollte zuerst den Schatz heben, wozu nicht der lutherische Schauder vor dem gotteslästerlichen Treiben des Zauberers, sondern vor allem eigene Geistesverwandtschaft befähigte. Eine solche besaß ohne Zweifel Christof Marlowe, ein Schauspieler und Schauspieldichter zugleich, wie Shakespeare, der ein wildes und leidenschaftliches Leben führte und sein Ende in einem durch einen Liebeshandel herbeigeführten Duelle fand, als er erst 30 Jahre alt war. Seine theatralische Laufbahn fällt in die Jahre 1587—1593. Bei ihm fanden sich Wissensdurst und Genußsucht in gleichdämonischer Art vereinigt, wie bei

seinem Geistesbruder Faust. Seine Hauptquelle scheint das Spießsche Volksbuch gewesen zu sein, das vielleicht schon 1588 über den Kanal gewandert sein mag. Seine Dichtung führt den Titel: „Tragical history of life and death of Doctor Faustus", sie ward 1595 aufgeführt und 10 Jahre später gedruckt; der Text war nach 1597 vielfach interpoliert worden. So findet sich im Eingang des Stückes ein Passus, worin Faust sich eine Kriegsmacht wünscht, um den Prinzen von Parma (Alexander Farnese) aus dem Lande zu jagen. Diese Worte beziehen sich auf Vorgänge in den Niederlanden, die noch in das Jahr 1588 fallen. Wenn also diese Stelle von Marlowe selbst herrührte, müßte sein Stück direkt auf das Spießsche Volksbuch gefolgt sein. Eine englische Übersetzung des alten Faustbuches erschien 1592; in dieser fehlt die wirkungsvolle Scene, worin Faust die Höllengeister ruft und den geschwindesten wählt. Daraus zieht Kuno Fischer („Goethes Faust") den Schluß, daß sie Marlowes Quelle war. Dagegen findet sich im Marloweschen Faust die Geschichte, wie der Zauberer einem Bauern ein Fuder Heu verschlang, ein Zug, der sich ähnlich in dem ältesten Volksbuch von Spieß findet, aber in der ältesten englischen Übersetzung fehlt. Ein Urteil hier, bei der Zweifelhaftigkeit des Textes und bei der Wahrscheinlichkeit späterer Interpolationen, fällen zu wollen, ist mißlich. Es könnte eventuell auch noch eine andere Übersetzung von Marlowe benutzt worden sein.

Eigenartig und genial, ähnlich wie bei Goethe, ist Marlowes Auffassung von dem mittelalterlichen Zauberer als echtdeutscher Forscher und Grübler in der Studierstube. Gleich dem Goetheschen Faust hat auch er sich auf allen Gebieten des Wissens versucht, alle Fakultäten er-

schöpft. „In der Philosophie des Aristoteles, in der Logik und Rhetorik, auch in der Medizin habe er das Höchste erreicht, die Jurisprudenz sei ihm zu eng, die Theologie mit ihrer Sündenlehre zu ungereimt und unmenschlich, nichts bleibe ihm übrig als die Magie."

„O welche Welt von Lust und von Gewinn,
Von Kraft und Ehren und von Allgewalt
Wird hier dem Lernbegierigen verheißen! —
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Soll mir gehorchen, Kaiser, Könige
Gebieten bloß in etlichen Provinzen:
Doch wer in diesen Künsten Meister ward,
Dem dient, was nur des Menschen Geist erfliegt,
Ein weiser Magus ist ein Gott an Macht.
Üb' Dich hier, Faust; der Lohn heißt Göttlichkeit!" —

Dies klingt in Wahrheit titanenhaft.

Ähnlich wie Herkules am Scheideweg oder dem wilden Jäger in Bürgers Ballade erscheinen ihm zwei Geister: der gute und der böse Engel; ersterer ihn zu warnen, letzterer ihn zu umgarnen, mit dem Versprechen, er werde durch die Magie die Herrschaft über die Elemente erlangen und auf Erden sein, was Zeus im Himmel. Dies reizt ihn, und er läßt sich von seinen Freunden, die schon Zauberer sind, in die geheimnisvolle Kunst einweihen. Dann folgt die Teufelsbeschwörung und der Pakt auf 24 Jahre. Bezeichnend sind dabei Fausts Worte, die ewige Verdammnis schrecke ihn nicht, vielmehr sei die Hölle für ihn ein Paradies, weil er dort die Philosophen des Altertums finden werde. Vergebens sucht ihn noch einmal sein guter Geist zurückzuhalten, drohend zeigen sich in blutiger Schrift auf seinem Arm die Worte: „Homo fuge!" d. h. „Entfleuch, o Mensch!" — er überantwortet sich Lucifer und seinem

höllischen Geiste Mephistophiles, der ihm Dirnen zuführt und ein Zauberbuch mit geheimnisvollen Zeichen überreicht, die ihn zum Herrn des Goldes, der Elemente und der Dämonen machen. Trotz mancher Anwandlungen von Reue läßt er sich doch von Satans Gaukelspiel gänzlich umstricken und unternimmt mit ihm abenteuerliche Fahrten zu Himmel und Hölle und durch die Welt. Manches ähnelt den abenteuerlichen Reisen der ältesten Faustbücher, manches ist aber auch frei erfunden. Auch die Citationen geschichtlicher Personen wie Alexanders des Großen und der Roxane, am Hofe des Kaisers kehren wieder, sowie einige burleske Blendwerke der Sinne, z. B. das Anzaubern eines Hirschgeweihs, das Täuschen des Roßtäuschers, das Auffressen des Fuders Heu und drgl., wobei es auch nicht an Clowns fehlt. Prächtig ist die Apostrophe, womit der Dichter die Erscheinung der Helena begrüßt.

„War dies der Blick, der tausend Schiffe trieb,
Der Feuerbrand für Trojas hohe Zinnen?
Küß' mich unsterblich, süße Helena!
Die Seele saugt ihr Mund mir aus — da fliegt sie —
Komm, Helena, gieb sie mir wieder, komm!
Hier bleib' ich: Himmelsthron sind diese Lippen,
Und ekel alles, was nicht Helena!
Ich will Dein Paris sein und Dir zu Lieb'
Sei Wittenberg an Trojas Statt verheert.
Den schwachen Menelas ruf' ich zum Kampf,
Und Deine Farben soll mein Helmbusch tragen,
Ja, in die Ferse stech' ich den Achill, —
Dann heim zu Helena um einen Kuß!
O Du bist schöner als der Abendhimmel,
Des Prunkgewand von tausend Sternen glänzt,
Bist strahlender als Zeus in Blitzesflammen,
Da er der armen Semele erschien,

Reizvoller als der Herrscher des Olymps
Im Azurarm der üppigen Arethusa;
Niemand als Du soll mein Buhle sein!"

Das ist sinnlich glühend, doch im Kultus der Schönheit!

Und endlich, als seine Stunde schlägt, und er hinab muß zur Hölle, ruft er in bangem Zählen aus:

. . . . . „Ach Faustus!
Ein kurzes Stündlein hast Du noch zu leben,
Und dann bist Du in Ewigkeit verdammt.
Steht still, ihr immer regen Himmelssphären;
Die Zeit halt' an, nie komme Mitternacht!
Steig', steige wieder, schönes Weltenauge,
Mach' ewigen Tag, dehn' diese Stunde nur
Zum Jahr, zum Mond, zur Woche, nur zum Tag,
Daß Faust bereuend seine Seele rette!" . . .

Er will zu Gott empor, doch der Teufel zieht ihn nieder. Er lechzt nach Christi Gnadenblut, — für ihn ist es nicht geflossen. Er möchte seinen Leib preisgeben und die Seele der Hölle entreißen. Gäbe es wenigstens ein Ziel für die Pein, die seiner wartet! Wenn er auch 1000, ja 100 000 Jahre in der Hölle schmachten müßte, aber wenigstens dann erlöst würde! Wenn er doch ein blödes Tier wäre, dessen Seele in Atome zerstiebt;

„Doch meine lebt noch für die Höllenpein,
Fluch sei den Eltern, daß sie mich erzeugten!
Nein, Fauste! Dir fluche, — fluche Lucifer,
Der Dir des Himmels Freuden hat geraubt". —

(Es schlägt 12.)

Es schlägt, es schlägt! Nun Körper, werde Luft,
Sonst wird Dich Satan flugs zur Hölle schleppen!
O Seele, wandle Dich in Wassertröpflein,
Zerrinn ins Weltmeer, daß man Dich nicht finde!"

In der That man glaubt hier den Angstschrei des Verworfenen zu hören, — verzweiflungsvoll, — markerschütternd!

Mit ernster Mahnung schließt der Chor:

„Faust ist dahin! Betrachtet seinen Sturz,
So daß sein Mißgeschick die Klugen warne,
Verbotner Weisheit grübelnd nachzugehn;
Denn ihre Tiefe lockt vorschnellen Erdenwitz,
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nütz.". —

Dies ist die einzige geistvolle und wahrhaft poetische Gestaltung der Faustsage aus dem 16. Jahrhundert.

Freier, aber echt volkstümlich sind die Behandlungen der Faustsage im deutschen Puppenspiele, die sich aus dramatischen Aufführungen entwickelt haben mögen, auf die hinwiederum der Marlowesche Geist eingewirkt haben mag. Wenigstens erkennen wir in ihnen dieselbe dramatische Gliederung, dieselben Figuren, denselben Wechsel tragischer und komischer Scenen, wie bei Marlowe. Nur tritt dem deutschen Volkscharakter gemäß mehr die lustige Person, das Kasperle, in den Vordergrund, die selbst bei der bangen Todesstunde Fausts als Nachtwächter seine Possen machen muß.

Zum erstenmale ward in Deutschland die Fausttragödie (vermutlich die Marlowesche) durch englische Schauspieler am 7. Juli 1626 in Dresden aufgeführt. Dann treten deutsche Wandertruppen in Prag 1651, in Danzig 1668, in Bremen, Berlin, Königsberg, Mainz, Wien u. s. w. auf. In Frankfurt a. M. ward das Stück nach aufbewahrten Theaterzetteln 1741, 1742 und 1767 gespielt. Die Geistlichkeit nahm großes Ärgernis an diesen Aufführungen. Anfangs hieß die lustige Person unter englischem Einfluß:

„Pickelhäring", dann unter italienischem: „Harlekin" oder deutsch: „Hanswurst", der besonders in Wien florierte, aber von Gottsched abgeschafft wurde, doch er lebte als oberösterreichischer Bauernbursche mit dem Namen „Kasperle" wieder auf und bildete zum Helden ein komisches Pendant, wie Sancho Pansa zum Don Quixote oder Leporello zu Don Juan. Durch österreichische Schauspielergesellschaften, wie die Kurzsche und Schuchsche verbreitete sich die Wiener Faustkomödie, — denn schon hatte sie sich ihres vorwiegend ernsten Charakters als Tragödie entkleidet, — nach dem übrigen Deutschland. Vielleicht hat Lessing gemeinsam mit Mendelssohn in Berlin 1754 eine solche gesehen; wenigstens kannte sie letzterer und erwähnt sie 1755 brieflich als „nicht tragisch".

Doch als sich das Kunstdrama Bahn brach, verschwand das Volksschauspiel von den Brettern und verwandelte sich zum Marionettentheater. So ward es zum Puppenspiel, in welcher Gestalt es ohne Zweifel auch Goethe kennen lernte. Das erste derartige wurde 1746 in Hamburg aufgeführt. Von Gesellschaften, die es aufführten, ist besonders die Schütz-Dreherische berühmt geworden, die namentlich in Oberdeutschland spielte und sich schließlich in Potsdam niederließ. In dem Ulmer Puppenspiel heißt die lustige Person noch Pickelhäring, in dem Augsburger, Kölner und Straßburger Hanswurst (Henneschen), bei Geißelbrecht und Schütz-Dreher: „Kaspar". In dem Straßburger Text ist Faust eins mit dem Mainzer Buchdrucker Fust, wie in dem Klingerschen Roman: „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt" (1791), so daß er darnach gemodelt erscheint, wie auch teilweise nach dem Lessingschen. Ebenso scheint ein Text, der den Hauptschauplatz nach Mainz verlegt, von

dem Klingerschen Roman beeinflußt. Simrock hat es versucht, nach einer Skizze Sommers, der im Jahre 1844 ein solches Puppenspiel gesehen, nach Abschriften von den Texten der Puppenspieler Schütz und Geißelbrecht, sowie nach eigenen Erinnerungen den Inhalt eines Puppenspiels: „Dr. Johannes Faust" herzustellen. Bei ihm ist auch Mainz der Wohnort Fausts; nur der dritte Aufzug spielt in Parma. Faust ist aber darum doch nicht der Mainzer Buchdrucker, sondern ein Professor. Wie bei Marlowe, beginnt die Handlung mit einem Monologe Fausts am Studiertische, wo er auch die Vergeblichkeit seiner Studien beklagt und in seiner Unbefriedigtheit verzweiflungsvoll ausruft:

„Ich muß mich mit der Hölle verbinden,
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen:
Aber um die Geister zu citieren,
Muß ich mich in der Magie informieren."

Auch hier ertönen die Stimmen der beiden Geister warnend und verlockend, die des guten im Diskant, die des bösen im Baß, Theologie und Magie im Widerstreit. Faust folgt der diabolischen Stimme; von der einen Seite ertönt Wehruf, von der andern erschallt Hohngelächter.

Da meldet der Famulus Wagner drei Studenten, die dem berühmten Professor eine Schrift: „Clavis Astarti de magica" (Schlüssel zur Zauberkunst) überreichen. Jubelnd empfängt sie Faust und will die Überbringer gastlich bewirten, doch sie sind plötzlich verschwunden.

Nun beschwört er die Höllengeister, und es erscheinen acht in Affengestalt: Von diesen wählt er den geschwindesten; das ist Mephistophiles, der so schnell ist wie der Gedanke des Menschen. „Du bist mein Mann!" ruft Faust. „Wie

der Gedanke des Menschen! Was kann ich mehr verlangen, als daß meine Gedanke erfüllt werden, sobald ich sie denke. Weiter bringt es Gott selbst nicht. Eritis sicut Deus Willst du mir dienen?"

Nun fordert Faust den Genuß aller Herrlichkeiten der Welt, Ruhm, Schönheit und wahrhafte Beantwortung aller seiner Fragen. Dafür muß er Gott und den christlichen Glauben abschwören, das Gelübde der Unreinheit und Ehelosigkeit ablegen. Der Pakt lautet auf 24 Jahre, nach deren Verlauf er mit Leib und Seele dem Teufel angehören soll. Als Höllenbote dient Merkur in Gestalt eines Raben. Auffallend erscheint das Gebot der Unreinlichkeit, sich weder zu waschen, noch zu kämmen, noch die Nägel zu beschneiden; doch dies liegt im Wesen der bösen Geister, wenn sie auch sonst äußerlich flott erscheinen.

Die komische Figur spielt Kasperle, der von Wagner als Knecht und Spaßmacher angenommen wird. Er schnüffelt das ganze Haus durch und mit Hilfe von Fausts Zaubergürtel und Zauberbuch beschwört er die Geister. Sagt er: „Perlippe!" so kommen die Höllengeister; auf den Ruf: „Perlappe!" laufen sie davon. Er hat sie zum besten, und sie können ihm nichts anhaben; denn er hütet sich wohl, sich ihnen zu verschreiben. „Den Leib brauch' ich selbst", sagt er, „eine Seele hat Kasperle nit. Als ich zur Welt gekommen bin, waren just keine Seelen mehr vorrätig." Faust zieht bald den Hanswurst seinem langweiligen Famulus vor. Mit ihm unternimmt er auch seine Weltfahrt, und so kommen sie an den Hof des Herzogs von Parma. Dort zeigt Faust seine Zauberkunststücke und citiert u. a. Salomo und die Königin von Saba, Samson und Delila, Holofernes und Judith, Goliath und David.

Da aber die männlichen Figuren ihm selbst, die weiblichen dagegen der Herzogin gleichen, so erblickt der Herzog darin den Wunsch einer geheimen Buhlerei und wird eifersüchtig; ja, er will den Faust vergiften, doch Mephisto entführt ihn noch zeitig genug. Auch dem Volke ist er verdächtig, und die Inquisition fahndet auf ihn. Vor letzterer kann ihn der Teufel nicht beschützen. „Die hohe Geistlichkeit ist eingeladen, darum wag' ich mich nicht an den Tisch," sagt er. Diese Stelle atmet nicht den lutherischen Geist der Volksbücher, verrät vielmehr seinen Ursprung aus Wien.

Am Kasperle, der seines Herrn Bündnis mit dem Teufel verraten hat, vergreift sich niemand; er läßt sich auf einem fliegenden Sofa von den Geistern zurück nach Mainz tragen, wo er Nachtwächter wird. Mit diesem Posten gewinnt er aber auch eine Xanthippe als Weib, und dies rettet ihn von dem Verdachte, der Magie ein besonderes Glück zu verdanken.

Faust hat nun 12 Jahre sein sündhaftes Treiben fortgesetzt; es überfällt ihn die Reue: um Gnade flehend, kniet er vor einem Marienbilde nieder. Da hält ihm Mephisto das verführerische Bild der Helena entgegen, und Faust ist ihm um diesen Preis aufs neue verfallen. Als er Helena jedoch umarmen will, verwandelt sie sich in eine Schlange. Aber nicht nur hiermit narrt ihn der Teufel, er betrügt ihn auch noch durch sophistische Auslegung des Paktes, wobei er die Nächte mit einrechnet, und so ist seine Frist schon nach der Hälfte abgelaufen; denn der Teufel hat ihm ja auch die Nächte gedient.

Es naht sein Ende, die Todesangst wächst von Minute zu Minute. Es schlägt 9 Uhr! Eine dumpfe Stimme

ruft von oben: „Fauste, Fauste! praepara te ad mortem!“ Es schlägt 10, und abermals erschallt eine fürchterliche Stimme: „Fauste, Fauste, accusatus es!“ — Seine Antwort lautet wie der Domchor in Goethes Faust: Quid sum miser tunc dicturus, quem patronum rogaturus? Verzweifelt wirft er sich noch einmal vor dem Marienbilde nieder, doch die Züge der Muttergottes verwandeln sich in die der Helena. Da schlägt es 11, und die Stimme ertönt: „Fauste, Fauste! judicatus es!“ Höhnisch erscheint Mephisto an seiner Seite, auf sein Opfer lauernd, und als ihn Faust bange fragt, ob er noch schrecklicher leiden müsse, als er schon leide, versetzt er grausam: „Die Qual der Verdammten ist so groß, daß die armen Seelen eine Leiter von Schermessern zum Himmel hinaufsteigen würden, wenn sie noch Hoffnung hätten.“ Da schlägt es Mitternacht, und zum letzten Male erschallt die Donnerstimme: „Fauste, Fauste! in aeternum damnatus es!“

Man sieht, auf das gemeine Volk mußten diese Puppenspiele nicht ohne Wirkung sein; ist auch ihr poetischer Wert ein geringer, so erhielten sie doch die Erinnerung der tiefsinnigen Sage wach und konnten wohl einem genialen Dichter Anregung und Nahrung geben.

4. Lessing, Chamisso, Lenau, Grabbe.

Der erste bedeutendere deutsche Dichter, der sich gestaltend mit dem Faustproblem beschäftigte, war Lessing, der auch in der deutschen Litteratur überhaupt sich als bahnbrechendes und reformatorisch-schöpferisches Genie erwies. Er war es vor allem, der einem dem französischen Geschmacke huldigenden Gottsched gegenüber auf die Muster

der alten Griechen und auf Shakeſpeare hinwies. „Nach dem Ödipus des Sophokles," — ſagt er in ſeinen Litteraturbriefen (1759), „muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet." . . . „Daß aber unſere alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen: Doktor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpeareſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland und iſt es z. T. noch in ſeinen Doktor Fauſt."

Darnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Leſſings Fauſt-Entwurf in Shakeſpeareſchem Geiſte empfangen war, und wenn er ausgereift wäre, auch im Geiſte des großen Briten geboren worden wäre. Doch es waltete über dieſem Projekte und ſeiner Ausführung ein eigentümlicher Unſtern. Leſſing befand ſich damals dem jungen Goethe gegenüber in einer ähnlichen Gemütsſtimmung, wie dieſer Schiller gegenüber bei ſeiner Rückkehr aus Italien: er perhorreſcierte die Produkte der Sturm- und Drangperiode und ſo u. a. Goethes Götz und Werther. Als er von Goethes Fauſtprojekt hörte, ſcheint er die Abſicht gehabt zu haben, demſelben entgegentreten zu wollen. Überhaupt ſpukte es damals an allen Ecken und Enden von Fauſtprojekten. Es wird uns eine Äußerung Leſſings überliefert: „Meinen Fauſt holt der Teufel, ich aber will Goethes ſeinen holen." Bekanntlich zog ſich die Vollendung des Goetheſchen Fauſt durch das Weimarer Hofleben lange hinaus, und inzwiſchen war auch Leſſings Entwurf untergegangen; er ſoll mit einer Kiſte, die ein Buchhändler aus Leipzig mit nach Braunſchweig nehmen wollte, verloren

gegangen sein. Wir besitzen nichts davon als ein Fragment, das Lessing selbst in dem bereits citierten Litteraturbriefe mitteilt.

Darnach war der Inhalt dieses Fragments ungefähr folgender:

In einem alten Dome hat Beelzebub um Mitternacht die Höllengeister zu einer Beratung versammelt, in der sich ein jeder eines angerichteten Greuels rühmt. Einer thut sich etwas darauf zu gute, einen Heiligen verführt zu haben, und dies giebt Veranlassung, von Faust zu reden, der wohl nicht so leicht zu verführen sein möchte. Da übernimmt es der Heiligenverführer, auch diesen Grübler, und zwar in 24 Stunden, der Hölle zu überliefern. „Zu viel Wißbegierde", sagt er, „ist ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt."

Nach diesem Vorspiel im Entwurf folgen einige Scenen des ersten Aufzugs.

Faust, um Mitternacht über seinen Büchern sitzend, citiert den Höllengeist in der Gestalt des Aristoteles, und dieser antwortet Faust auf seine spitzigsten Fragen. Darauf erfolgt erst die erfolgreiche Beschwörung des Teufels. Nach diesen Skizzen kommt die dritte Scene des zweiten Aufzugs, in der Faust die schnellsten Geister der Hölle citiert. Den ersten fragt er, ob er siebenmal so schnell durch die Flammen der Hölle fahren könne, als der Finger Fausts die Flamme durchschneide, ohne sich zu verbrennen. Der Teufel verstummt und bleibt. Der zweite nennt sich „Pfeil der Pest" und rühmt darnach seine Raschheit. Doch dies genügt Faust nicht und er befragt den dritten. Dieser vergleicht sich mit dem Winde, ein anderer mit den Lichtstrahlen, wieder

ein anderer mit den Gedanken des Menschen. „Das ist etwas", ruft Faust, „aber nicht immer sind die Gedanken der Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdann?" — Ein sechster Dämon nennt sich so schnell als die Rache des Rächers. Doch wer ist dieser Rächer? Es ist der Gewaltige, der Schreckliche, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. Faust errät ihn, den Rächer, doch den Namen will er nicht nennen, aber mit prometheischem Zweifel und Trotz ruft er aus: „Schnell wäre seine Rache? Schnell? Und ich lebe noch? Und ich sündige noch?" — Hierauf versetzt der Dämon die inhaltschweren Worte: „Daß er Dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!" Doch Faust verwirft ihn und wendet sich an den siebenten Geist. Dieser erwidert auf die Frage, wie schnell er sei: „Nicht mehr und nicht weniger als der Übergang vom Guten zum Bösen." Das leuchtet Faust ein, und er ruft! „Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Übergang vom Guten zum Bösen! Ja, der ist schnell, schneller ist nichts als der! Weg von hier, ihr Schrecken des Orkus! Weg! Als der Übergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell der ist! Ich habe es erfahren!"

Dies ist die einzige Scene, die Lessing selbst in jenem Litteraturbriefe vom 16. Februar 1759 mitteilt, als ob sie von einem seiner Freunde herrührte. „Was sagen Sie zu dieser Scene?" setzt er hinzu. „Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!"

Leider kam der geniale Plan nicht zur Ausführung, und vielleicht enthielt auch jene verloren gegangene Kiste nicht viel mehr als obige Skizzen. Es wäre wenigstens

bei einem Geist wie Lessing mehr wie auffallend, wenn er nicht nach Notizen im Duplikat und nach seinen eigenen Erinnerungen die verloren gegangene Tragödie hätte wiederherstellen können. Natürlich führte die Erzählung von dem rätselhaften Verschwinden des Manuskripts zur Erfindung eines litterarischen Wechselbalgs, dessen Unechtheit man aber bald erkannte.

Lessing trug sich sogar mit zwei verschiedenen Faustentwürfen; einer sollte sich „nach der gemeinen Sage" entrollen, der andere dagegen „ohne alle Teufelei." In dem zweiten Entwurfe sollte der Teufel oder Verführer ganz menschlich aufgefaßt sein, so eine Art Marinelli; der erste sollte im Traume die Schicksale Fausts nach der Volksüberlieferung darstellen, vielleicht ähnlich wie Calderons: „Das Leben ein Traum" oder besser wie Grillparzers: „Der Traum ein Leben."

Was nun die Grundidee des Lessingschen Faust betrifft, so geben uns darüber zwei Freunde desselben Anhaltspunkte: Der Hauptmann v. Blankenburg in Leipzig in seinem Bericht vom 17. Mai 1784 und der Professor Engel in Berlin in einem Schreiben an Lessings Bruder, das dieser im „Theatralischen Nachlaß" veröffentlicht (1786.) Nach Blankenburgs Angabe rühmen die Höllengeister dem Satan ihre vollbrachten Greuel. Einer dagegen erzählt, er habe einen Mann auf Erden gefunden, dem nicht beizukommen sei, der keine Leidenschaft, keine Schwäche, nur einen einzigen Trieb habe: den unauslöschlichen Durst nach Erkenntnis. „Dann ist er mein!" ruft sehr bezeichnend der oberste der Teufel, „und auf immer mein, und sicherer mein, als bei jeder anderen Leidenschaft." Das ist echt — Lessingisch. Galt ihm doch das Streben

nach Wahrheit mehr als die Wahrheit selbst. Ja, der Erkenntnistrieb ist, wie wir eingangs unserer Betrachtungen betont, an und für sich etwas Dämonisches, etwas Verderbenbringendes. Aber völlig zu Grunde richten und dem Teufel rettungslos überliefern darf dieser Trieb nicht. Darum bringt es, ähnlich wie bei Goethe die Grundidee durchgeführt ist, Mephisto nur zu einem Scheinsiege. Den triumphierenden Höllengeistern ruft am Schlusse eine Stimme von oben zu: „Triumphiert nicht! ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen. Was ihr saht und bis jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom!“

Ähnlich berichtet Engel, der den Teufel mit dem Engel Gottes um Faust ringen läßt, eine Idee, wie sie Goethe später in seinem Prolog weiter ausgeführt hat. Beiden, Lessing wie Goethe, waren also die Auffassung eines titanischen Wissensdrangs bei Faust gemeinsam, eines dämonischen Erkenntnistriebes, wo der Teufel ihn fassen konnte; bei beiden ist aber auch die Lösung dieselbe, daß die Höllenmächte nur zu einem Scheinsiege gelangen; denn, so ruft der Chor zum Schlusse des Goetheschen Faust: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“ —

Auf alle anderen Dichtungen, die sich an der Faustsage versucht haben, hier näher einzugehen, würde uns zu weit führen. So haben sich zunächst noch an dem Stoffe der Maler Müller, dann Goethes unglücklicher Freund Lenz (1777) und sein Landsmann Klinger versucht; letzterer in einem abenteuerlich phantastischen Romane: „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt“ (1815), worin er den Zauberer Faust mit dem Mainzer Buchdrucker Fust

identifiziert. Der Roman ist ein ächtes Kind der St und Drangperiode.

Ein genialer Versuch darf wohl das Faustfrag Chamissos (1803) genannt werden. Ähnlich, wie Schmerzensschrei des Heineschen Jünglings am M klingt hier der verzweiflungsvolle Ausruf Fausts:

„Was bist Du Mensch denn? gier'ger Allumfasser,
Des Universums kühner Freier Du,
Der blind, in Nacht, in zwiefach ewigem Dunkel
Gebannt zu irren, nichts erkennen kannst,
Ein ewig ungelöstes Rätsel Dir;
Erschaffer Deiner Welt nach ewigen
Gesetzen, selbst von ihr erschaffen,
Was bist Du mächt'ger, nicht'ger Erdenwurm?
Ein Gott in Banden, oder nur ein Staub?
Was ist des Denkers, was der Sinnen Welt?
Die Zeit, der Raum, die Allumfassenden,
Und ihre Schöpfungen, durch die sie werden?
Was außer ihnen, das Unendliche?
Was ist die Gottheit, jeder großen Kette
Ein erstes, ewig unbegriff'nes Glied,
Das nicht getragen, alle Glieder trägt? —
Erscheinung nur und Wahn ist alles mir". . . . .

„Ihr ew'gen Rätsel, schrecklich grimm'gen Nattern,
Die stets ihr euch erzeugt und euch verzehrt,
Und mir das Herz verzehrt in grausem Spiele
Der stets verschlungenen und erzeugten Kreise,
Ich kann euch nicht verscheuchen, nicht erdrücken,
Ihr stürmet rastlos mir die bange Seele;
Weh dem, den ihr zum ernsten Kampfe reizt!
Es furchet tief des Denkers Stirne sich,
Und Zweifel ist der schwererrung'ne Preis". . . . .

So sucht er die Wahrheit durch die Künste der Mi und beschwört die Geister. Der böse Geist erscheint

vergebens ertönt der Warnungsruf des guten. Um den Preis seiner Seele verspricht ihm der Dämon, die Schätze der Wahrheit zu erschließen. Wie prometheischer Trotz klingt Fausts Anklage gegen Gott:

„Die schwere Schuld wälz' ich dem Schöpfer zu,
Der mich zu hoch begabt, zu tief gedrückt,
Der feindlich mir den regen Geist gegeben"

und trotz der Warnung des guten Geistes ruft er: „Es ist Erkennen mir das einz'ge Glück!" — Eigenartig ist die Auffassung des Dichters vom Zerbrechen des Stabs über die eigene Seele, und trostlos klingen die Worte des bösen Geistes:

„Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze,
Die nur der blinde Glaube überschreitet.
Dich bann' ich, ohne Anker, ohne Segel
Zu irren auf dem feindlich dunkeln Meere,
Wo Dir kein Grund, keine Ufer Dir,
Dem ohne Hoffnung Strebenden erscheinen;
Bis vor Dir nächtlich sich das Thor eröffnet,
Denn mir gehöret Deine Ewigkeit:
Ich zolle Dir den Preis, den Du bedungen.

Des Glaubens Blume blühte kindlich Dir,
Du hast sie stolz zertreten, forderst Wahrheit.
Wohl! schreckend ruf ich Dir die Wahrheit zu:
Aus Deiner Weisen Widersprüchen strahlte
Sie Dir entgegen, die geahndete:
Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze,
Es kann der Staubumhüllte nichts erkennen,
Dem Blindgebornen kann kein Licht erscheinen. . . . .
. . . Wahrheit, Wahrheit hast Du Dir bedungen
Nun! was der Mensch vermag, sollst Du erkennen:

Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze, —
Ist furchtbar rächend Deines Lebens Schlange.
Verzweifle, niederer Erdenwurm, den tiefer
In seinen Staub zurück ich niedertrete;

Nicht heben darfst Du jenen dunklen Schleier,
Es bringt die Zeit Dir keine Blume mehr,
Und mir gehöret Deine Ewigkeit.
So öffn' ich rächend Dir der Wahrheit Schätze,
So zoll ich Dir den Preis, den Du bedungen."

In grenzenloser Verzweiflung erfleht sich Faust den Verdammnis, Ewigkeit schreckt ihn nicht so, wie der Zweif so bohrt er sich den Dolch tief in die Brust mit dem Au

„Verdammnis, ewige in Deinen Schoß! —
Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis,
Gewißheit doch!" . . .

Er stürzt, die Lampe erlischt, das Theater ist tief verfi Langsam fällt der Vorhang. Damit schließt das Frag Chamissos. —

Mit tiefem Weh und innigem Bedauern erfüllt das Klagen der eigenen unbefriedigten und schmerzzerri Seele des unglücklichen Dichters Lenau, wie es nich melancholisch und in unheimlicher Ahnung seines ausbr den Wahnsinns aus fast allen seinen Dichtungen erf so auch besonders aus seinem Faust-Torso. Wi Chamisso, so ist es auch hier vornehmlich der Zweifel ihm am Herzen frißt und ihm das Leben vergällt. klingt schon in der ersten Rhapsodie: „Der Morgen in ergreifenden Tönen wieder:

„Wie wird mir nun zu Mut mit einem Mäl!
Wie faßt mich plötzlich ungekannte Qual!
Ich fühl's: des Glaubens letzter Faden reißt,
Anweht mein Herz ein kalter, finstrer Geist.
O, daß die Töne, die vom Thal sich schwingen,
Mich wie ein Aufschrei bitterer Not durchdringen!
Da unten Wanderer durch die Wüste ziehn
Und jetzt im Notgezelt, dem Kirchlein, knien,
Und die Verlaßnen rufen sehnsuchtsvoll

Dem Führer, daß er endlich kommen soll.
Ob eure Sehnsucht betet, fluchet, weint,
Der Führer nirgends, nirgends euch erscheint!" —

r Zweifel verfolgt Faust auch bei seinen anatomischen udien, wobei Wagner, ähnlich wie bei Goethe die trockene) pedantische Stubengelehrsamkeit repräsentiert. Bei iem Notruf gegen den Schöpfer, der den Trieb nach kenntnis in des Menschen Brust gepflanzt, ohne ihn befriedigen, schürt ihn Mephistophiles mit folgenden teslästerlichen Versen:

„Dein Schöpfer ist Dein Feind, gesteh' Dirs keck,
Weil grausam er in diese Nacht Dich schuf,
Und weil er Deinen bangen Hilferuf
Verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.
Du mußt, soll sich Dein Feind Dir offenbaren,
Einbrechen plötzlich als ein kühner Frager
In sein geheimnisvoll verschanztes Lager,
Mußt angriffsweise gegen ihn verfahren.
Willst Du in Deines Feinds Entwürfe dringen,
So mußt Du ihn durch tapferen Angriff zwingen,
Daß er die stumme, starre Stellung bricht
Und, aufgereizt, sich endlich rührt und spricht.
Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf, in viehischer Geduld;
Wo nicht, Dich als entschlossner Mann erheben
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld". . . .

ingt dies nicht gerade wie der Ausruf des Jünglings Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais": Weh dem, der zu der Wahrheit kommt durch Schuld!"?

In titanischer Auflehnung und in kecker Herausforde- ng fährt der Versucher fort, ähnlich wie die Sündenschlange i Paradiese:

„Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein rätselhaft Gebot;

Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wirds klar und lesbar in das Herz geschnitten.
Hast Du den Mut, um diesen Preis zu wetten,
So kann Dich dies mein Wort vom Zweifel retten." —

In Fausts düsteren Brüten und bei seinem vergeblichen Klopfen an die verschlossenen Pforten der Natur, bemüht sich ein Mönch, in ihm die erloschene Glut des Glaubens wieder anzufachen; doch vergeblich! eine Scene, die etwas an Bürgers Ballade: „Der wilde Jäger" erinnert. Faust aber dürstet allein nach Wahrheit um jeden Preis und schleudert die Bibel in die Flammen. In dieser Stimmung bringt ihn Mephistophiles zu der Verschreibung.

Rührend ist die Episode des Wiedersehens mit dem Jugendfreunde, dem Grafen Heinrich v. Isenburg geschildert. Umsonst versucht ihn dieser durch Ausmalung ehelichen Glückes für das Leben zu gewinnen.

„ . . . Ist an der Welt Dein Herz erkrankt,
Und wenn Dein guter Glaube wankt,
Blick' einem Weibe, das Dich liebt,
Ins Auge und Dein Gram zerstiebt,
Die Welt wird sich Dir freundlich zeigen,
Es werden all die Stimmen schweigen,
Die Dich zum Abgrund lockend riefen,
Du blickst in heitre Gottestiefen,
O, laß Dein Herz an Vaterwonnen
Sich froh zum ew'gen Frühling sonnen.
Was frommt die ungewisse Saat
Der Wissenschaft? Was frommt die That?
Die leichte Saat verweht der Wind,
Und eine That ist doch kein Kind!
Du kannst ihr nicht die Locken streicheln,
Ihr nicht ins liebe Antlitz blicken
Und ihr mit süßen Namen schmeicheln,
Das warme Haupt ans Herz Dir drücken.

Ich habs erfahren: Weib und Kind
Das höchste Gut auf Erden sind".

och Faust will davon nichts wissen: ein Weib, das ihm fallen sollte, müßte fromm, also im Bunde mit den ächten sein, denen er gerade feindlich gegenüber steht, d das gäbe einen unversöhnlichen Widerspruch.

Um nun sein Opfer ganz in seine Gewalt zu bekommen, schließt der Teufel, den Faust zunächst der Wollust in die me zu führen und dann sein Gewissen mit einer Mordthat beflecken. Den Übergang bildet eine ländliche Scene mit anz, die auffallend an Goethes Dorffest erinnert. Hier tfacht der Teufel in Faust sündiges Begehren nach ier Dorfschönen, wobei seine Phantasie den ihm eigenen hnen Flug seltener Bilder nimmt, z. B.

„'s muß unermeßlich süße Lust sein,
An diese Lippen sich zu schließen,
Die schmachtend schwellen, dem Bewußtsein
Zwei wollustweiche Sterbekissen,
Wie diese Brüste ringend bangen
In selig flutendem Verlangen!
Um diesen Leib, den üppig schlanken,
Möcht ich entzückt herum mich ranken.
Ha, wie die langen, schwarzen Locken
Voll Ungeduld den Zwang besiegen
Und um den Hals geschwungen fliegen,
Der Wollust rasche Sturmesglocken!" —

Die nun folgende Verführungsscene hat große Ähnlichkeit mit der bekannten von Don Juan und Zerline. Überhaupt berührt sich der Faustcharakter in seiner unersättlichen Genußsucht und grausamen Treulosigkeit vielfach mit Don Juan.

Sehr bezeichnend ist dann weiter Fausts und Mephistos Auftreten bei Hofe; wahrhaft teuflisch insbesondere sind

des letzteren Ratschläge zur Völkerunterdrückung. Auch die Schilderung des häuslichen Glückes in der Schmiede und das plötzliche Auftreten von Fausts verführtem Liebchen als Bettlerin ist reich an wirkungsvollen Kontrasten; ergreifend dagegen die Anwandlungen von Reue im Anblick der Johannes-Feier. Züge hinwiederum dämonischer Verführung, die an die Don Juan-Sage anklingen, zeigt die folgende Episode: „Der See" von der Entweihung klösterlicher Reinheit. Schade nur, daß die Form eine so skizzenhafte und dem Charakter nach keine einheitliche ist; denn es wechseln episch-lyrische Episoden mit dramatischen. Wie innig und warm empfunden sind z. B. die beiden von der engelgleichen Maria und Faust als Maler, dessen Ausruf lebhaft an das seelenvolle Lied Heines erinnert: „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön und rein!" Wie selbst ein Wüstling beim Anblick unentweihter Frauenschöne anbetend in die Kniee sinkt, drückt sehr stimmungsvoll folgende Apostrophe aus:

„O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An Dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist Dein Schönstes: daß in Deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in Deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch Dein Ewiges und schrickt
An Dir, Du Himmelsgrund! scheu zusammen."

Wie eine schrille Dissonanz erfolgt hierauf die Ermordung Huberts, des Bräutigams von Maria und belastet Fausts Seele mit neuen Gewissensbissen. Wie nun den verstocktesten Sünder die Erinnerung an seine Eltern und unschuldsvolle

Kinderzeit mit Allgewalt zu packen pflegt, so wirkt die Klage Fausts am Grabe der Mutter ungemein rührend.

„. . . . Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren
Und Deine frommen Lehren,
O Mutter, Deine Schmerzen,
Womit Du mich geboren,
Womit Du unterm Herzen
Mich trugst, — sie sind verloren!"

Dieser Zug der Faustsage ist eigenartig und eine glückliche Erfindung Lenaus.

Mit der Auffassung Goethes klingt dagegen wieder auffallend die Abneigung des Lenauschen Helden gegen ein faules, behagliches und sündiges Lotterleben zusammen. Und wie sich Tannhäuser aus den weichen Armen der Venus hinwegsehnt nach Schmerzen, so verachtet der Lenausche Faust eine Seereise mit allen Bequemlichkeiten und sinnlichen Zerstreuungen des Landlebens. Sturm will er erleben auf der hohen See und alles, was das Terentianische Dictum „Homo sum, humani nil a me alienum puto!" in sich schließt, will er durchkosten, Freud und Leid, kurzum ein Mikrokosmus sein. Was er ersehnt, wird ihm zu teil. Bald tobt der Sturm in den Masten und zertrümmert das Fahrzeug, doch Faust entrinnt. Allein dem Geiste der alten Faustsage gemäß entrinnt er nicht dem Satan. Dem Lenauschen Weltschmerz entsprechend fällt er durch Selbstmord, und Mephisto bemächtigt sich seiner Beute. Höhnisch verspottet der Teufel sein Opfer, das ihm zu entschlüpfen glaubte:

„Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weils nun mit einmal sein geängstet Haupt

des letzteren Ratschläge zur Völkerunterdrückung. Auch die Schilderung des häuslichen Glückes in der Schmiede und das plötzliche Auftreten von Fausts verführtem Liebchen als Bettlerin ist reich an wirkungsvollen Kontrasten; ergreifend dagegen die Anwandlungen von Reue im Anblick der Johannes-Feier. Züge hinwiederum dämonischer Verführung, die an die Don Juan-Sage anklingen, zeigt die folgende Episode: „Der See" von der Entweihung klösterlicher Reinheit. Schade nur, daß die Form eine so skizzenhafte und dem Charakter nach keine einheitliche ist; denn es wechseln episch-lyrische Episoden mit dramatischen. Wie innig und warm empfunden sind z. B. die beiden von der engelgleichen Maria und Faust als Maler, dessen Ausruf lebhaft an das seelenvolle Lied Heines erinnert: „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön und rein!" Wie selbst ein Wüstling beim Anblick unentweihter Frauenschöne anbetend in die Kniee sinkt, drückt sehr stimmungsvoll folgende Apostrophe aus:

„O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An Dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist Dein Schönstes: daß in Deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in Deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch Dein Ewiges und schrickt
An Dir, Du Himmelsgrund! scheu zusammen."

Wie eine schrille Dissonanz erfolgt hierauf die Ermordung Huberts, des Bräutigams von Maria und belastet Fausts Seele mit neuen Gewissensbissen. Wie nun den verstocktesten Sünder die Erinnerung an seine Eltern und unschuldsvolle

Kinderzeit mit Allgewalt zu packen pflegt, so wirkt die Klage Fausts am Grabe der Mutter ungemein rührend.

„. . . . Die Nächte ohne Schlummer,
Die Tage voller Kummer,
Die ungezählten Zähren
Und Deine frommen Lehren,
O Mutter, Deine Schmerzen,
Womit Du mich geboren,
Womit Du unterm Herzen
Mich trugst, — sie sind verloren!"

Dieser Zug der Faustsage ist eigenartig und eine glückliche Erfindung Lenaus.

Mit der Auffassung Goethes klingt dagegen wieder auffallend die Abneigung des Lenauschen Helden gegen ein faules, behagliches und sündiges Lotterleben zusammen. Und wie sich Tannhäuser aus den weichen Armen der Venus hinwegsehnt nach Schmerzen, so verachtet der Lenausche Faust eine Seereise mit allen Bequemlichkeiten und sinnlichen Zerstreuungen des Landlebens. Sturm will er erleben auf der hohen See und alles, was das Terentianische Dictum „Homo sum, humani nil a me alienum puto!" in sich schließt, will er durchkosten, Freud und Leid, kurzum ein Mikrokosmus sein. Was er ersehnt, wird ihm zu teil. Bald tobt der Sturm in den Masten und zertrümmert das Fahrzeug, doch Faust entrinnt. Allein dem Geiste der alten Faustsage gemäß entrinnt er nicht dem Satan. Dem Lenauschen Weltschmerz entsprechend fällt er durch Selbstmord, und Mephisto bemächtigt sich seiner Beute. Höhnisch verspottet der Teufel sein Opfer, das ihm zu entschlüpfen glaubte:

„Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weils nun mit einmal sein geängstet Haupt

Dem Alten meint zu stecken in den Schoß
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Es wird nicht Mein und Dein mit Dir vermischen,
Das tote Glück Dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da Du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in eins zusammenschweißen.
Da bist Du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich Dich und halte Dich umschlungen! —

Eine geniale, aber in der Ausführung doch verfehlte Dichtung ist die Parallele Grabbe's: „Don Juan und Faust" zu nennen (1828). Der Dichter, der ähnlich wie Marlowe, selbst ein wildes, zügelloses Leben geführt hatte, wollte in seiner Tragödie die beiden ausgeprägten Leidenschaften, die sich sonst in Fausts Natur vereinigt finden, den Erkenntnistrieb und die Genußsucht, in zwei Charakteren, in Faust und Don Juan, in einen gewissen Gegensatz bringen. Es ist nach Menzel „eine tollschöne Dichtung, wo die Gedanken Blitze, die Worte Donner und die Empfindungen Schläge sind, ein ungeheuerer Gedanke, Don Juan und Faust in ein Gedicht zu bringen. Man darf in einem gewissen Sinne diese beiden Helden die höchsten Ideen der tragischen Poesie nennen, sofern sie die beiden Extreme männlicher Kraft bezeichnen: Don Juan die höchste Lebenskraft, Faust die höchste Geisteskraft." Dies trifft aber doch den Nagel nicht auf den Kopf; denn Grabbe läßt seine beiden Typen nach demselben Ziele streben „und doch auf zwei Wegen karren." So hält es Don Juan für thöricht, sich wie Faust um das Übermenschliche, die Erkenntnis aller Dinge, abzumühen, da man doch ein Mensch

sei, Faust dagegen erkennt in der Erreichung des Übermenschlichen seinen wahren Lebenszweck. Während bei Goethe Faust sehr bezeichnend ausruft: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen!“ und damit den Widerstreit seiner sinnlichen und geistigen Natur kennzeichnet, vollzieht Grabbe in seiner Dichtung wirklich diese Trennung und stellt den gewissenlosen Wüstling dem unersättlichen Erforscher der Wahrheit gegenüber. Doch er bleibt sich in seiner Durchführung nicht konsequent, wenigstens nicht in der Zeichnung Fausts. Der Gegensatz des Sinnlichen und ungebändigten Wissensdurstes müßte scharf aufrecht erhalten bleiben, und die beiden Typen dürften sich nicht schließlich in der Erringung desselben Preises, nämlich in der Gewinnung Donna Annas begegnen. Nur darin dürften sie sich begegnen, daß beide Triebe, die Sinnlichkeit und der ungesättigte Wissensdurst, dem Teufel in die Arme führen. Im einzelnen zeichnet sich die Dichtung durch überraschende Geistesblitze und beißende Sarkasmen aus, im ganzen läßt sie kalt, da wir uns für die vorgeführten Figuren nicht erwärmen können: sie erscheinen uns nicht wie Gestalten aus Fleisch und Blut, sondern mehr als Träger subjektiver Ideen. Die Sprache dagegen mit ihrer Kühnheit der Bilder und dem scharfpointierten, markigen Ausdruck erinnert entschieden an die Genialität eines Heinrich v. Kleist.

Die Don Juan-Überlieferung ist nicht ohne Geschick behandelt und es ist auch durch Gegensatz des Helden zu seinem mehr materiellen Leporello eine Art pikanter Folie, wie in Mozarts bekannter Oper geboten und auch in seiner „Zauberflöte“ mit dem Prinzen und Papageno, oder in dem satirischen Roman von Cervantes zwischen Don Quixote und Sancho

Panſa. Der Schauplatz iſt Rom, wo ſich der ſpaniſche Geſandte Don Gusmann mit ſeiner reizenden Tochter Donna Anna aufhält, um deren Beſitz ſich Don Juan bemüht; ſie iſt aber bereits mit einem Muſter eines Edelmanns, Don Octavio, verlobt, über deſſen Weſen, das ſo ungefähr einem Salonmenſchen unſerer Zeit entſpricht, Don Juan ſehr geiſtreich witzelt: „er trägt ſich ſchwarz, führt weiße Handſchuh, — lebt mäßig, giebt nicht Anſtoß, tanzt gut, reitet erträglich, ſpricht franzöſiſch, kann mit Anſtand im Kreiſe der Geſellſchaft ſich bewegen und ſchreibt vielleicht ſogar auch orthographiſch!“ — Sehr gelungen antwortet darauf Leporello: „Ein Schuft, der orthographiſch mein Mädchen küßt, betrügt ſich ſelbſt, das Weibsbild und mich auch! Krumme Wege nur verherrlichen das Ziel!“ — Doch das Wort „Ziel“ bringt ſeinen Herrn in Harniſch: „Weg mit dem Ziel. Nenne es mir nicht, ob ich auch darnach ringe, — Verwünſcht iſt der Gedanke: jedes Ziel iſt Tod! Wohl dem, der ewig ſtrebt, ja Heil, Heil ihm, der ewig hungern könnte!“ — Dies erinnert auffallend an Leſſings bekannten Ausſpruch von dem Ringen nach der Wahrheit, das ihm lieber ſei als der Beſitz der Wahrheit ſelbſt.

Vom Hungern will aber Leporello nichts wiſſen, ſein Magen ruft ihm nur zu, „Heil ihm, der ewig frißt.“ Es fehlt ihm eben das Verſtändnis für den Reiz des Ringens, der bei ſeinem Herrn im Beſitze erliſcht, um für ein anderes Objekt aufs neue aufzuglühen. Es hat nicht an „ſentimentalen“ Auffaſſungen gefehlt, einen mit einem derartigen ſinnlichen Hungertrieb begabten Wüſtling, der nach Erreichung ſeines Ziels grauſam ſein Opfer beiſeite ſchleudern kann, zu bedauern und zu bemitleiden. Wo bleibt alsdann das Lob der Selbſtzucht und Selbſtbeherrſchung? Armer, unglück-

licher Don Juan, der von Genuß zu Genuß taumelt, egoistisch und tierisch und nirgendswo Sättigung findet! Uns wundert, daß noch keiner auf eine Apotheose statt der Nemesis als Lösung verfallen ist.

Doch kehren wir zu unserem Sujet zurück. Es gilt, die beiden Männer, Don Gusmann und Don Octavio durch einen blinden Lärm aus dem Hause zu locken, um die dann unbewachte Donna Anna zu berücken. Dies gelingt auch, und der Ausruf Don Octavios, indem er den hinausstürzenden Don Gusmann begleitet: „Mit Gut und Leben steh ich euch zu Diensten!“ giebt wieder Don Juan zu einem beißenden Sarkasmus Veranlassung:

„Wär's wahr, so würdest Du's nicht sagen! —
So'n Maulheld also! — Nun, es naht die Zeit,
Wo Krieg und Frieden, Lieb und Glück und Gott
Und Glauben nur die Worte sind von dem,
Was sie gewesen: Ganz ergebenst giebt
Man dann dem Bettler einen Fußtritt, und
Gehorsamst fordert man vom Diener ein
Glas Wasser!“ —

Sonderbar immerhin bleibt die Erfindung Don Juans, daß der deutsche Magus, der hier mehr als Grübler und Stubengelehrter erscheint, damit umgehen soll, Don Gusmann seine Tochter zu entführen. Doch die List verfängt, und es gelingt, die beiden zu entfernen. Sodann muß Leporello durch erheucheltes Eheversprechen der Kammerzofe gegenüber ihr das Geheimnis entlocken, wo ihre Herrin am andern Tage allein zu sprechen ist. Warum dringen die beiden Schwerenöter denn nicht sofort ins Haus? Leporello versteht es ja, allem Anschein nach, ebensogut wie sein Herr, ein Weiberherz zu berücken und die Zofe solang im Schach zu halten, bis Don Juan sein Ziel

erreicht hat. Gelungen ist die Charakteristik der Weiber nach ihren Namen im Munde Leporellos: „Ihren Namen? Eh, den les' ich so aus ihrem Wuchs, aus ihrer Physiognomie — Herr, wie der Name, so sieht der Mensch aus. Ihr glaubt nicht was so ein Schall thut — die Amalien sind lang und schwärmerisch, die Carolinen drall und pfiffig, die Julien voll und lebhaft, die Wilhelmine, die Christiane haben so etwas von vielgebrauchten Geldstücken und sind abgeschabt, mager und bleich, — die Augusten neigen sich zum Braunen, — o Herr, bin ich ein Unglückskind, so ists, weil mich meine Eltern Leporello taufen ließen."

Die Berückung Lisettens durch Leporello kommt uns als recht plump angelegt vor und wirkt eigentlich nur als Posse.

Voll tiefer Empfindung dagegen ist Fausts Monolog in seinem Studierzimmer. Ergreifend ist der ungestillte Wissenstrieb den selbstzufriedenen Normalgelehrten und Dutzendphilosophen gegenüber bei Faust geschildert. Nicht minder die Trostlosigkeit beim Studium der heiligen Schrift. Wie Flammenschrift brennts ihm im Haupt: „Nichts glauben kannst Du, eh' Du es nicht weißt, nichts wissen kannst du, eh' du es nicht glaubst!" Selig preist er zwar die schlaftrunkenen Seelen, die blindlings glauben, weil sie blindlings hoffen. Voll warmer Empfindung ist dann auch die Apostrophe an das Vaterland:

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verräterei, die Fremde vorzuziehn!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre!
O Deutschland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich Dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als Du, kein Volk,
Das mächtger, edler als wie Deines! Stolz

Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen — kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzählige deutsche Adern rollen grad
So stolz und kühn als Deutschlands Ströme!" —

icht minder pathetisch klingen die folgenden Apostrophen
t Tirol und Rom mit den Wundern der Natur und dem
roßen geschichtlichen Hintergrund. Bezeichnend ist auch
e Stelle über Luthers Reformationsthat:

„ . . . . . Den Wahn hast Du verjagt,
Zermalmt, zernichtet hast Du wie der Blitz,
Nur etwas andres, Wahrheit, die besteht,
Beruhigt, hast Du nicht gegeben. Offner
Als je thut sich vor dem enttäuschten Auge
Die Tiefe auf. Zertrümmern, mit den Trümmern
Ein Trümmerwerk erbaun, das kann der Mensch,
Das kann er mit den Körben, mit den Eimern,
Durch die er Stein zum Steine, Tropfen trägt
Zum Tropfen, die er Kunst und Wissenschaft benennt". . .

eltsam ist die Erscheinung Mephistos in der Gestalt
nes Ritters. Faust verlangt von ihm, daß er ihn mit
inen mächtigen Flügeln von des Wissens Grenzen zu
m Reich des Glaubens, von dem Anfang zu dem Ende
nüber zu tragen suche, daß er Welt und Menschen, ihr
)asein, ihren Zweck ihm enträtseln helfe. Mephisto nennt
is doppelsinnig eine „sehr große Kleinigkeit."

Doch wir können die bizarre Dichtung hier im einzelnen
icht weiter verfolgen. Nur wer an einen dämonischen Bann
nes kecken Wüstlings glaubt, kann die plötzliche Wandlung
Donna Annas Herzen begreifen, das Gefühl ihrer
)hnmacht Don Juan gegenüber, als er sich ihrer in
m Parke naht. Inzwischen haben Faust und Mephisto

erreicht hat. Gelungen ist die Charakteristik der Weiber nach ihren Namen im Munde Leporellos: „Ihren Namen? Eh, den les' ich so aus ihrem Wuchs, aus ihrer Physiognomie — Herr, wie der Name, so sieht der Mensch aus. Ihr glaubt nicht was so ein Schall thut — die Amalien sind lang und schwärmerisch, die Carolinen drall und pfiffig, die Julien voll und lebhaft, die Wilhelmine, die Christiane haben so etwas von vielgebrauchten Geldstücken und sind abgeschabt, mager und bleich, — die Augusten neigen sich zum Braunen, — o Herr, bin ich ein Unglückskind, so ists, weil mich meine Eltern Leporello taufen ließen."

Die Berückung Lisettens durch Leporello kommt uns als recht plump angelegt vor und wirkt eigentlich nur als Posse.

Voll tiefer Empfindung dagegen ist Fausts Monolog in seinem Studierzimmer. Ergreifend ist der ungestillte Wissenstrieb den selbstzufriedenen Normalgelehrten und Dutzendphilosophen gegenüber bei Faust geschildert. Nicht minder die Trostlosigkeit beim Studium der heiligen Schrift. Wie Flammenschrift brennts ihm im Haupt: „Nichts glauben kannst Du, eh' Du es nicht weißt, nichts wissen kannst du, eh' du es nicht glaubst!" Selig preist er zwar die schlaftrunkenen Seelen, die blindlings glauben, weil sie blindlings hoffen. Voll warmer Empfindung ist dann auch die Apostrophe an das Vaterland:

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verräterei, die Fremde vorzuziehn!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre!
O Deutschland! Vaterland! Die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich Dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als Du, kein Volk,
Das mächtger, edler als wie Deines! Stolz

Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen — kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzählige deutsche Adern rollen grad
So stolz und kühn als Deutschlands Ströme!" —

Nicht minder pathetisch klingen die folgenden Apostrophen an Tirol und Rom mit den Wundern der Natur und dem großen geschichtlichen Hintergrund. Bezeichnend ist auch die Stelle über Luthers Reformationsthat:

„. . . . . Den Wahn hast Du verjagt,
Zermalmt, zernichtet hast Du wie der Blitz,
Nur etwas andres, Wahrheit, die besteht,
Beruhigt, hast Du nicht gegeben. Offner
Als je thut sich vor dem enttäuschten Auge
Die Tiefe auf. Zertrümmern, mit den Trümmern
Ein Trümmerwerk erbaun, das kann der Mensch,
Das kann er mit den Körben, mit den Eimern,
Durch die er Stein zum Steine, Tropfen trägt
Zum Tropfen, die er Kunst und Wissenschaft benennt". . .

Seltsam ist die Erscheinung Mephistos in der Gestalt eines Ritters. Faust verlangt von ihm, daß er ihn mit seinen mächtigen Flügeln von des Wissens Grenzen zu dem Reich des Glaubens, von dem Anfang zu dem Ende hinüber zu tragen suche, daß er Welt und Menschen, ihr Dasein, ihren Zweck ihm enträtseln helfe. Mephisto nennt das doppelsinnig eine „sehr große Kleinigkeit."

Doch wir können die bizarre Dichtung hier im einzelnen nicht weiter verfolgen. Nur wer an einen dämonischen Bann eines kecken Wüstlings glaubt, kann die plötzliche Wandlung in Donna Annas Herzen begreifen, das Gefühl ihrer Ohnmacht Don Juan gegenüber, als er sich ihrer in dem Parke naht. Inzwischen haben Faust und Mephisto

eine Reise durch das Weltall zurückgelegt, doch das Massenhafte hat ersterem nicht imponiert; seine Phantasie malt ihm noch Größeres vor: die Kraft ist es und der Zweck der ihn allein nur interessiert. Die aber kann er nicht begreifen, weil sie nach Mephistos Aussage jenseits der Sprache liegen und er nur denken kann, was er in Worte faßt, überhaupt kann er nur die Welt, den Teufel, den Gott begreifen und erblicken, den er mit seinem Denkvermögen erfassen und mit seinem Sprachvermögen in Worten ausdrücken kann. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, zeigt ihm Mephisto Annas Bild und entflammt seine Sinnlichkeit. Hier wird der Dichter unserem Gefühl nach der Einheit seines Planes untreu; die Sinnlichkeit sollte Don Juan allein vertreten, oder er war überflüssig. Obwohl Don Juan bei Grabbe den Don Octavio und den Gouverneur im Zweikampf ersticht, entführt ihm der Magier Faust seine Beute, Donna Anna, nach seinem Zauberschlosse auf dem Montblanc. Dort kann ihm auch Don Juan nicht beikommen, aber es gelingt Faust nicht, Donna Annas Liebe zu gewinnen. Deshalb tötet er sie, bereut es bitter und wird vom Teufel erwürgt. Auf Don Juan macht dies keinen Eindruck, er bleibt der leichtsinnige Lüstling, bis auch ihn der Teufel holt. —

Es liegt nicht in dem Rahmen unserer Abhandlung, eine erschöpfende Aufzählung und bis ins einzelne gehende Besprechung des Inhalts aller Faustdichtungen zu geben. Wir wollten nur die wichtigsten und bedeutsamsten daraus hervorheben und wenden uns nunmehr zu der alle übrigen weit in Schatten stellenden Dichtung Goethes. Auch hier kommt es uns nur auf Skizzierung der Grundideen an, und wir verzichten auf ein näheres Eingehen der umfang-

reichen Litteratur, die sich mit Erklärung und Deutung der Dichtung beschäftigt.

5. Goethes Faust.

Die tiefsinnigste Auffassung und großartigste Behandlung erfuhr die Faustsage ohne Zweifel durch Goethe, der diesen Stoff fast sein ganzes Leben in sich herumgetragen und ihn zum Spiegel des höchsten titanenhaften Ringens einer gewaltig angelegten Menschennatur gemacht, eines Menschen, der in sich all das Weh und all die Lust der ganzen Welt erleben will. Schon in seiner frühesten Jugend empfing er die ersten Eindrücke durch das Puppenspiel, wie ihn auch lange lebhaft eine andere tiefsinnige Volkssage, die vom „ewigen Juden", beschäftigte. Hat er doch auch eine seiner schönsten Jugenderinnerungen, die Erscheinung des schlichten Bürgersmädchens Gretchen, in sie hineinverwoben. Wenn wir jene rührende Episode in „Wahrheit und Dichtung" lesen, fällt uns die seltene Wärme und Innigkeit auf, womit der Greis seine erste Jugendliebe und die Erscheinung des naiven Kindes aus dem Volke schildert. Unwillkürlich erscheint uns die liebliche Gestalt des fleißigen Bürgersmädchens am Spinnrad, von dem ganzen Zauber der Häuslichkeit und Einfachheit umflossen, wir folgen ihr auf ihrem kindlich frommen Gange zur Kirche und wir empfinden das ganze Glück eines schlichten ungebildeten Mädchens, in deren Herz und Geist die Hoheit und Halbgöttlichkeit eines in allen Wissenschaften erfahrenen und von dem Nimbus der Kunst und Poesie umstrahlten Mannes mit Allgewalt hineinleuchtet. Wir können es ihr so recht nachempfinden, wenn sie im Gefühle ihrer Niedrigkeit vor sich hinlallt:

eine Reise durch das Weltall zurückgelegt, doch das Massenhafte hat ersterem nicht imponiert; seine Phantasie malt ihm noch Größeres vor: die Kraft ist es und der Zweck der ihn allein nur interessiert. Die aber kann er nicht begreifen, weil sie nach Mephistos Aussage jenseits der Sprache liegen und er nur denken kann, was er in Worte faßt, überhaupt kann er nur die Welt, den Teufel, den Gott begreifen und erblicken, den er mit seinem Denkvermögen erfassen und mit seinem Sprachvermögen in Worten ausdrücken kann. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, zeigt ihm Mephisto Annas Bild und entflammt seine Sinnlichkeit. Hier wird der Dichter unserem Gefühl nach der Einheit seines Planes untreu; die Sinnlichkeit sollte Don Juan allein vertreten, oder er war überflüssig. Obwohl Don Juan bei Grabbe den Don Octavio und den Gouverneur im Zweikampf ersticht, entführt ihm der Magier Faust seine Beute, Donna Anna, nach seinem Zauberschlosse auf dem Montblanc. Dort kann ihm auch Don Juan nicht beikommen, aber es gelingt Faust nicht, Donna Annas Liebe zu gewinnen. Deshalb tötet er sie, bereut es bitter und wird vom Teufel erwürgt. Auf Don Juan macht dies keinen Eindruck, er bleibt der leichtsinnige Lüstling, bis auch ihn der Teufel holt. —

Es liegt nicht in dem Rahmen unserer Abhandlung, eine erschöpfende Aufzählung und bis ins einzelne gehende Besprechung des Inhalts aller Faustdichtungen zu geben. Wir wollten nur die wichtigsten und bedeutsamsten daraus hervorheben und wenden uns nunmehr zu der alle übrigen weit in Schatten stellenden Dichtung Goethes. Auch hier kommt es uns nur auf Skizzierung der Grundideen an, und wir verzichten auf ein näheres Eingehen der umfang-

reichen Litteratur, die sich mit Erklärung und Deutung der Dichtung beschäftigt.

5. Goethes Faust.

Die tiefsinnigste Auffassung und großartigste Behandlung erfuhr die Faustsage ohne Zweifel durch Goethe, der diesen Stoff fast sein ganzes Leben in sich herumgetragen und ihn zum Spiegel des höchsten titanenhaften Ringens einer gewaltig angelegten Menschennatur gemacht, eines Menschen, der in sich all das Weh und all die Lust der ganzen Welt erleben will. Schon in seiner frühesten Jugend empfing er die ersten Eindrücke durch das Puppenspiel, wie ihn auch lange lebhaft eine andere tiefsinnige Volkssage, die vom „ewigen Juden", beschäftigte. Hat er doch auch eine seiner schönsten Jugenderinnerungen, die Erscheinung des schlichten Bürgersmädchens Gretchen, in sie hineinverwoben. Wenn wir jene rührende Episode in „Wahrheit und Dichtung" lesen, fällt uns die seltene Wärme und Innigkeit auf, womit der Greis seine erste Jugendliebe und die Erscheinung des naiven Kindes aus dem Volke schildert. Unwillkürlich erscheint uns die liebliche Gestalt des fleißigen Bürgersmädchens am Spinnrad, von dem ganzen Zauber der Häuslichkeit und Einfachheit umflossen, wir folgen ihr auf ihrem kindlich frommen Gange zur Kirche und wir empfinden das ganze Glück eines schlichten ungebildeten Mädchens, in deren Herz und Geist die Hoheit und Halbgöttlichkeit eines in allen Wissenschaften erfahrenen und von dem Nimbus der Kunst und Poesie umstrahlten Mannes mit Allgewalt hineinleuchtet. Wir können es ihr so recht nachempfinden, wenn sie im Gefühle ihrer Niedrigkeit vor sich hinlallt:

eine Reise durch das Weltall zurückgelegt, doch das Massenhafte hat ersterem nicht imponiert; seine Phantasie malt ihm noch Größeres vor: die Kraft ist es und der Zweck der ihn allein nur interessiert. Die aber kann er nicht begreifen, weil sie nach Mephistos Aussage jenseits der Sprache liegen und er nur denken kann, was er in Worte faßt, überhaupt kann er nur die Welt, den Teufel, den Gott begreifen und erblicken, den er mit seinem Denkvermögen erfassen und mit seinem Sprachvermögen in Worten ausdrücken kann. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, zeigt ihm Mephisto Annas Bild und entflammt seine Sinnlichkeit. Hier wird der Dichter unserem Gefühl nach der Einheit seines Planes untreu; die Sinnlichkeit sollte Don Juan allein vertreten, oder er war überflüssig. Obwohl Don Juan bei Grabbe den Don Octavio und den Gouverneur im Zweikampf ersticht, entführt ihm der Magier Faust seine Beute, Donna Anna, nach seinem Zauberschlosse auf dem Montblanc. Dort kann ihm auch Don Juan nicht beikommen, aber es gelingt Faust [illegible] Donna Annas Liebe zu gewinnen. Deshalb tötet [illegible]ereut es [illegible] und wird vom Teufel erwürgt. [illegible] Juan dies keinen Eindruck, er bleibt [illegible] bis auch ihn der T[illegible]el holt.

Es liegt nich[illegible] eine erschöpfende [illegible] Besprechung des [illegible] Wir wollten nur [illegible] hervorheben und [illegible] weit in Schatte[illegible] kommt es uns [illegible] und wir verzi[illegible]

reichen Litteratur, die sich mit Erklärung und Deutung der Dichtung beschäftigt.

5. Goethes Faust.

Die tiefsinnigste Auffassung und großartigste Behandlung erfuhr die Faustsage ohne Zweifel durch Goethe, der diesen Stoff fast sein ganzes Leben in sich herumgetragen und ihn zum Spiegel des höchsten titanenhaften Ringens einer gewaltig angelegten Menschennatur gemacht, eines Menschen, der in sich all das Weh und all die Lust der ganzen Welt erleben will. Schon in seiner frühesten Jugend empfing er die ersten Eindrücke durch das Puppenspiel, wie ihn auch lange lebhaft eine andere tiefsinnige Volkssage, die vom „ewigen Juden", beschäftigte. Hat er doch auch eine seiner schönsten Jugenderinnerungen, die Erscheinung des schlichten Bürgersmädchens Gretchen, in sie hineinverwoben. Wenn wir jene rührende Episode in „Wahrheit und Dichtung" lesen, fällt uns die seltene Wärme und Inn[illegible]f, womit der Greis seine erste Jugendliebe [illegible]nung des naiven Kindes aus dem Volke schildert. [illegible]rscheint uns die liebliche Gestalt des fleißigen [illegible]ens am Spinnrad, von dem ganzen Zauber [illegible]eit und Einfachheit umflossen, wir folgen ihr [illegible]indlich from[illegible] Gange zur Kirche und mit [illegible] das ganze [illegible]es schlichten ungebildeten [illegible] in deren H[illegible]eist die Hoheit und Halt[illegible] eines in [illegible]nschaften erfahrenen und [illegible] Nimbus de[illegible] [illegible] unstrahlten Mannes [illegible]gewalt hinei[illegible] [illegible] es ihn so [illegible] [illegible]lieben, wei[illegible] [illegible] der Niedrigkeit [illegible] [illegible]allt:

„Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir findt."

Und hierin liegt gerade das Geheimnis der Liebe, das ist ja der unbeschreibliche Reiz, der den ernsten und gelehrten Mann an das unwissende Mädchen fesselt, der unsagbare Zauber eines unberührten und darum unentweihten Gefäßes, das aber fähig und empfänglich ist, durch das Medium der Liebe eine unendliche Fülle von Gedanken und Bildungsstoffen aufzunehmen. Von jeher hat das Verhältnis eines Lehrers zur geliebten Schülerin eines der zartesten und innigsten Bande gewoben, und von jeher hat es den Bildner am meisten entzückt, das von seinem Geiste gebildete Wesen gewissermaßen von sich selbst zurückzuempfangen. Wir nennen hier nur ein berühmtes Beispiel: Abälard und Héloïse. Es ist aber mehr wie wahrscheinlich, daß zu Goethes Gretchen noch eine andere Mädchengestalt aus seinen eigenen Erlebnissen zu Modell gesessen, Friedericke v. Sesenheim, auf die nicht nur alle die Züge des naiven und schnippischen Wesens vortrefflich passen, sondern die in ihrem Zustand trostloser Verlassenheit ohne Zweifel das Substrat zu jener erschütternden Kerkerscene am Schluß des ersten Teiles geliefert hat. Wenn wir auch den neuesten Enthüllungen von gewisser Seite über das Sesenheimer Pfarrhausidyll skeptisch gegenüber stehen, so kann doch die Dichterphantasie die äußerste Konsequenz eines so innigen Verhältnisses gezogen haben.

Wie denn alle Schöpfungen Goethes Selbstbekenntnisse, oder Niederschläge seiner eigenen Empfindungen und

lebnisse genannt zu werden verdienen, so namentlich der ust. Ihm bot die Volkssage nur das äußere Kleid, in er sein tiefsinniges Menschheitsbild einkleidete. Schritt Schritt begegnen wir Erinnerungen aus seinem Leben, stalten, denen er seine eigenen Ideen eingehaucht. Wie chaulich entrollt sich vor unseren Augen jener Spazier- g am Ostermorgen aus der altehrwürdigen Reichsstadt! , die ortskundigen Bewohner von Frankfurt können jenen ien Platz vor der Stadt finden und jene Linde, um die der lustige Volkstanz dreht; die Typen aus dem Volks- en treten plastisch und leibhaftig vor unsere Augen, ethe erfand sie nicht, er kannte sie. Wer erblickte ner nicht in jenem unerfahrenen Schüler, den Mephisto er der Maske des Faust in die Lehre nimmt, das leib- tige Konterfei des jungen Goethe zu Leipzig, der dort- kam, mit durstigem Geiste an dem frischen Brunnen Wissenschaft zu trinken?

„Ich wünschte recht gelehrt zu werden
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur."

d klingt es nicht wie eine Satire auf die Gelehrten- anterie und staubtrockene Büchergelehrsamkeit, wenn der eudo-Faust dem timiden Schüler den Rat erteilt:

„Zuerst collegium logicum!
Da wird der Geist euch wohl dressiert,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtig so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn
Und nicht etwa die Kreuz und Quer
Irrlichteliere hin und her,
Dann lehret man euch manchen Tag,

Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
Eins, Zwei, Drei! dazu nötig sei.
Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßte so sein:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr.
Das preisen die Schüler allerorten,
Sind aber keine Weber geworden".

Welchem jungen Anfänger des Studiums der Philosophie wäre es beim Anhören all der Definitionen und Schelling-Hegelschen Terminologie besser ergangen, als unserem Schüler, dem „von alledem so dumm ward, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum"? Wie wenig saftige Früchte werden oft auf Universitäten dem hungrigen Jünger der Wissenschaft geboten! Auch dem jungen Goethe erging es, wie so vielen anderen Leidensgefährten, die, wenn sie sich auch vorher „wohl präpariert, paragraphos wohl einstudiert", am Ende sahen, daß der Professor nichts anderes lehrt, als was im Buche steht. Und dann die köstlichen, allerdings mit teuflischen Sarkasmen gewürzten Aufklärungen über den Geist so mancher Fakultät, der Medizin und Juristerei! Doch nun der Gegensatz zu der Wissenschaft! Der Lebensgenuß! Was nennt die Welt: sein Leben genießen? Zu dem Ende führt Goethe uns in Auerbachs Keller, den er in Leipzig selbst besuchte. Welch platte,

gemeine Kneipgesellschaft findet er da, sich bei saurem Wein, zotigen Liedern und plumpen Späßen erfreuend! Kein Wunder, wenn ein ernster und zu tiefsinniger Spekulation angelegter Charakter voll Ekel und Abscheu sich von solchen Epikuräern abwendet, er müßte denn Lust tragen, die bekannten Heine'schen Verse zu bethätigen:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch, —
Nur, wenn wir im Kot uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich!"

Doch wir müssen es uns an diesen Andeutungen, die da beweisen, wie Goethe aus dem Borne seiner eigenen Lebenserfahrungen geschöpft hat, seinen Helden nach seinem Geiste zu gestalten, genügen lassen, obwohl wir diese Hinweise auch im zweiten Teile seiner Tragödie fortsetzen und namentlich zeigen könnten, wie des Dichters Bestrebungen als Minister am Hofe zu Weimar sich in der Thätigkeit Fausts abspiegeln. Aus allem erhellt, daß sein Held nicht der Gaukler und Lustigmacher der Volkssage ist, der einen Ehrgeiz hineinsetzt, Tölpel und Rüpel zu foppen, oder fidele Zechkumpane mit Zauberkunststückchen zu unterhalten.

Darum durfte aber auch der Goethesche Faust unmöglich so zu Grunde gehen, wie der Held der Volkssage. Schon von vornherein deutet dies der Dichter in der Wette an, die Gott mit dem Teufel um die arme Seele des titanenhaft, aber immerhin in edlem Wissensdurste ringenden Menschen eingeht. Bekanntlich hat Goethe das Modell zu dieser Wette im Buche Hiob vorgefunden. Schon der Umstand, daß Gott sich herabläßt, mit dem Satan eine solche Wette zu schließen, läßt uns von vornherein seinen Sieg über die Macht der Hölle vorausahnen. „Irrt auch der

Mensch, solang er strebt," so weiß doch die Gottheit, daß ein von Haus aus „guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist," und nur damit „des Menschen Thätigkeit nicht erschlaffe," da er die „unbedingte Ruhe liebt", wird ihm der dämonische Geselle zugegeben, der reizt und wirkt und als Teufel schaffen muß.

In der Darstellung des Paktes mit dem Teufel war Goethe, abgesehen von den Volksbüchern vom Faust und den Puppenspielen, nicht ohne Parallelen. Schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts hatte die fromme Nonne Hroswitha zu Gandersheim die Legende von dem abtrünnigen und reuigen Klosterbruder Theophilus geschrieben, der sich dem Teufel ergiebt und ihm seine Seele verschreibt, wenn er ihm sein Amt wieder schaffe. Aber sofort nach der That erfaßt ihn Reue; durch sein Flehen rührt er die Jungfrau Maria, die dem Satan den Pakt wieder entreißt und dem lobpreisenden Theophilus zustellt.

Doch das Ringen und Streben des Faust ist bei Goethe unendlich weiter gefaßt. Die ganze Natur will er erforschen und erfassen, die Elemente ergründen, aufgehen in der Allgemeinheit, wirken und streben zum Heile der ganzen Menschheit; denn er ruft aus:

„. . . . . was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Ein solcher Geist ist nicht dazu geschaffen, „in flacher Unbedeutendheit zu zappeln und zu kleben", wie Mephisto will; auch wird er nicht, wenn er sich nach klösterlichem

Zwang und unbefriedigtem Wissensdrang glühend in die Arme des geliebten Weibes stürzt, im Sinnengenuß vergehen, — nein! auch an ihm wird sich die läuternde, heiligende Macht edler Weiblichkeit offenbaren, und anstatt, daß wie es der Teufel will, ihn die Liebe und das Weibliche hinabziehen, klingt zum Schlusse das versöhnliche und tröstliche Wort:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!"

Auch kann ein Straucheln im Sinne der wahren Liebe das Wesen der Liebe nicht zerstören, die dereinst, wenn die Geliebte ihren Fehltritt gebüßt und ihrer Schuld entsühnt, zum Himmel sich emporgeschwungen, auf den Geliebten ihr reinigendes Licht herniederstrahlt. Wie wenig sich Gretchen in ihrer blinden und vertrauensvollen Hingabe an den geliebten Mann einer Sünde bewußt gewesen, geht aus den rührend naiven Worten hervor:

„ . . . . . Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! Ach! war so lieb!" —

Der Raum verstattet mir nicht, die vielbesprochene Idee und den zum Teil dunklen Inhalt des zweiten Teils von Goethes Faust näher zu beleuchten.

Über die Grundidee des ganzen Goetheschen Faust ist viel geklügelt, gedeutelt, und gefabelt worden. Dem aufmerksamen Leser und unbefangenen Denker wird sich aber wohl die eine Idee als einleuchtend und sich durch das ganze Werk hindurchziehend erkennen lassen, daß der Dichter darstellen wollte, wie ein redlich ringender und ernstlich thätiger Mensch nicht gänzlich verloren gehen könne. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen," so klingt die tröstliche Verheißung der himmlischen Geister.

Zuerst sehen wir den Faust nach den höchsten Zielen

menschlicher Erkenntnis ringen; er steht im Dienste der Wahrheit. Im zweiten Teile erkennen wir in der Helena-Episode deutlich des Menschen völlige Hingabe an die Kunst. In welch vollkommneren Gestalt aber könnte dem Manne das Wesen der Kunst sich offenbaren, als in der Erscheinung des vollendetsten Schönheitsideals der klassischen Antike, in dem schönsten Weibe, in Helena?! Sonach steht Faust im zweiten Teile zuvörderst im Dienste des Schönen. Zunächst erblicken wir allerdings den Faust im zweiten Teile bei Hofe in Gunst und rastloser Thätigkeit, wobei dem Dichter wohl sein eigener Zwiespalt als Staatsmann und Künstler vorgeschwebt haben mag, wie im Tasso. In der Fabrikation des Papiergeldes erkennen wir eine beißende Satire auf die Goldmacherei des Mittelalters, wie auch die Suche nach dem Stein der Weisen und der Versuch, den Menschen in Retorten zu destillieren köstlich persifliert wird. So hat der berühmt gewordene Dr. Wagner ein Menschlein, homunculus, im Glase zu Tage gefördert. Dieser, — wohl als Produkt des grübelnden Menschenverstandes aufzufassen, — führt als Leuchte der Wissenschaft den Faust auf dem Pfade ins klassische Hellenentum, wo er in Helena keineswegs die antike Buhlerin, sondern in der Verkörperung griechischer Formenschönheit und vollendetster Weiblichkeit die höchste Offenbarung der Kunst selbst findet. Ihr giebt sich Faust entzückt und begeistert völlig hin, vermählt sich mit ihr, und dieser Verschmelzung des romantischen Geistes mit der klassischen Antike entspringt, wie man allgemein annimmt, der Repräsentant der modernen Poesie, Euphorion, oder divinatorisch, wie man nach des Dichters eigenen Andeutungen mit deutlicher Beziehung geschlossen hat, — Byron. Wenigstens

klingt Euphorions vorzeitiger Tod an Lord Byrons tragisches Ende an. Und an eine Persönlichkeit zu denken, bietet etwas Greifbareres, als an eine allgemeine Abstraktion, etwa an ein Kunstwerk selbst.

Wir können uns hier nicht weiter in eine Deutung all der Scenen oder Figuren verlieren, die uns der Dichter namentlich in seiner klassischen Walpurgisnacht vorführt; aber eine Idee scheint dann wieder nach all dem Wirrsal von Allegorien und Rätseln gegen Schluß des zweiten Teils deutlich hervorzuleuchten: die rastlose Thätigkeit Fausts zum Wohle der Menschheit, also im Dienste des Guten. Sollte es demnach wohl wie eine gekünstelte Deutung klingen, wenn wir den ganzen Faust für eine Illustration der menschlichen Thätigkeit im Dienste der drei Grundideen des Wahren, Schönen und Guten erkären?

Je mehr Faust die Abnahme seiner Kräfte, das Herannahen des Alters und des Todes verspürt, um so mehr verdoppelt er seine Thätigkeit, um noch die Neige der Zeit möglichst im Dienste der Menschheit auszunutzen, zu wirken, solange es noch Tag ist. Und schleichen sich auch Not, Schuld, Mangel und Sorge durchs Schlüsselloch ein, deckt auch finstere Nacht seine Augen, in seinem Inneren leuchtet helles Licht, und rastlos arbeitet er, dem Meere Land für glückliche Menschenkolonien abzuringen und freut sich schon im voraus des Gewinnes seiner Mühen mit folgendem herrlichen Schwanengesang:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuzieh'n,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sichrer zwar, doch thätig frei zu wohnen:

Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit höchster Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch' ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn! —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Mit diesen Worten sinkt Faust tot nieder, und nun erscheint Satan, sein Opfer zu holen. Allein den Mächten der Hölle gegenüber erhebt sich die Macht des Himmels. In flammenden Rosen überstrahlt die himmlische Liebe die Höllenbrände, und wutschnaubend stürzt der „betrogene Teufel" zum Abgrund. Frohlockend erheben sich die Engel mit der unsterblichen Seele, frohlockend tragen sie Büßerinnen der fürbittenden Mutter Maria entgegen, — auch Gretchen erhebt sich geläutert und gesühnt zum himmlischen Chore, der tröstlich und verheißungsvoll von oben herabschallt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,

Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen". —

rtsetzungen und Ergänzungen des Goethe'schen Faust.

(Adolf Müllers: „Dr. Fausts Ende.")

Es ist unter den Ästhetikern und Kritikern fast zu einem
a geworden, daß der zweite Teil von Goethes Faust
nur an dichterischem Wert, sondern auch vor allen
n an Klarheit und Durchsichtigkeit der Grundidee
inter dem ersten Teil zurückstehe, und daß man darin
igenheiten des Alters, namentlich in dem absichtlichen
ckenspielen mit allegorisch und mystisch verschleierten
en und Scenen deutlich wahrnehme. Die Zahl der
ientare ist daher eine unermeßliche, und bis auf unsere
macht die Erklärung des zweiten Teiles viel Kopf-
chens und hat schon zu den wunderlichsten Hypothesen
'eutungen, wie z. B. über die Auffassung der „Mütter"
es Wagnerschen „Homunculus", geführt. Was nun
ie Bühnengerechtigkeit des zweiten Teiles von Goethes
anbelangt, so hat man an seiner Aufführung selbst
en kühnsten Strichen und Kürzungen verzweifelt. Das
wiegendste Bedenken in ästhetischer Beurteilung ohne
el aber ist, daß man sich nach der erschütternden
ien-Tragödie eine andere Sühne und Läuterung des
t erwartete, wie z. B. seine Mummenschanzständeleien
ofe, ja selbst wie seine Thätigkeit als Staatsmann,
err, Schatzmeister, seine Kunstbestrebungen und Koloni-
sideale. Wir haben das Gefühl, daß Faust in einer

besonders ernsten und aufopferungsvollen Thätigkeit für Mit- und Nachwelt Ersatz und Befriedigung suchen müsse, auf daß „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehe".

So kühn daher auch an und für sich das Unternehmen erscheinen mag, einen Goethe fortzusetzen oder gar an die Stelle seines zweiten Teiles einen anderen zu setzen, der dem Geiste und Inhalt des ersten angepaßter erscheine, so hat es nicht an derartigen Versuchen gefehlt und es ist jedenfalls a priori verkehrt, mit mißtrauischem Lächeln und blinder Voreingenommenheit oder aus übertriebener Goethemanie solche Wagnisse von der Hand zu weisen. Wir halten es vielmehr für unsere Pflicht, derartige Versuche vorurteilsfrei zu prüfen, es aber nicht von vornherein für eine Versündigung am Geiste des großen Altmeisters zu halten, sich einen anderen Fortgang und ein anderes Ende des dramatischen Faust auszudenken. In diesem Sinne wollen wir der originellen und ernsten Geistesarbeit eines fast vollen Menschenalters, dem Werke des bekannten Naturforschers und Dichters Adolf Müller: „Dr. Fausts Ende" einige Worte der Beachtung widmen. Seine Dichtung liegt uns in drei Gestaltungen verschiedener Lebensepochen vor; doch erkennen wir in allen die eine sich durchziehende Grundidee, seinen Helden Faust in seinem besseren Selbst zu heben, ihn durch thatkräftige Menschenliebe und ernste Thätigkeit zum Wohle und Heile der Mit- und Nachwelt zur reinen und vollen Menschlichkeit hinaufzuläutern und ihn als Opfer dieses edlen philanthropen Strebens, als Märtyrer einer idealen Lebensaufgabe enden zu sehen. In diesem Sinne rettet er auch sein besseres Selbst aus der Macht des Satans.

Adolf Müller sieht von dem Vorhandensein eines zweiten Teiles des Goetheschen Faust von vornherein ab und will seine Dichtung: „Dr. Fausts Ende" als eine direkte Fortsetzung von Goethes erstem Teile betrachtet wissen. Darnach läßt er Gretchens Kind, das die wahnsinnige Mutter für tot hält, durch Mephistopheles retten und an einem alten Lindenbaum aussetzen, wo es die Jäger des Landgrafen Philipp des Großmütigen finden; der Findling wird alsdann vom Landgrafen dem Oberjägermeister zur Pflege anvertraut und erscheint später als wiedergeborenes oder verjüngtes Gretchen mit dem Namen Margaretha. Gretchen selbst aber wird von einer mitleidigen Nonne aus dem Weiher, in den sie sich aus Verzweiflung gestürzt, herausgefischt, stirbt im Kloster und wird von ihren frommen Schwestern begraben.

Man sieht aus dieser kühnen und originellen Erfindung des Dichters, daß nicht nur der ganze zweite Teil von Goethes Faust, sondern auch die am Schlusse des ersten Teiles in der erschütternden Kerkerscene geschilderten Thatsachen für Adolf Müller nicht existieren. Denn nach Goethe kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Gretchen in der Verzweiflung wirklich ihr Kind umgebracht hat und daß sie ihrer Hinrichtung als Kindesmörderin entgegensieht. Allerdings eröffnet ihr Faust die Mittel und Wege zur Befreiung, doch als sie Mephisto an seiner Seite erblickt, schaudert sie zurück und überläßt sich der weltlichen Gerechtigkeit und der göttlichen Barmherzigkeit. Trotzdem läßt Müller Gretchen von Mephisto, als Geistlicher verkleidet, ins Nonnenkloster führen, sie aber dann im Weiher ihren Tod suchen und von ihren Schwestern begraben. Ihr Kind hat sie auch im Wahnwitz zu ertränken versucht, das-

selbe wird aber auf Geheiß Mephistos durch eine Hexe rettet, und durch ein kühnes Quiproquo von ihr ein tr Balg in den von der Mutter mitgeschleppten Sack hine gezaubert. Das gerettete Kind Gretchens finden dann Jäger des Landgrafen Philipp des Großmütigen. In That ein keckes Gaukelwerk, das die übrigen Hexen s beloben. Die Hexenscene, womit Müller die neueste G staltung seines Dramas eröffnet, atmet, was Derbhei und Cynismen anbelangt, ganz den Geist der Goethesc Walpurgisnacht.

Und Faust? Wo weilt er während dieser Vorgän In einer Einsiedelei nahe dem Kloster, wo er Zeuge der E erdigungsfeier Gretchens wird, ohne die Tote zu ahnen. D Auftreten des Helden eröffnet ein äußerst stimmungsvo Monolog, von dem wir, um eine Probe der dichterischen A tion Müllers zu geben, folgende Stellen hervorheben woll

„Ob ich mich erdwärts, ob zum Himmel kehre,
Es kommt des Daseins öde Leere
Stets über mich.
Wie steigt so hehr und feierlich
Der Morgen an dem Himmelsplan
Voll Feuerglut heran.
Mit einem Mal
Aus lichter Höh' ins tiefste Thal
Senkt sich sein Auferstehungsstrahl
Zur Erde lebenweckend nieder.
In Wald und Fluren hallen wieder
Beseelter Wesen Jubellieder.
Nur ich in diesem lebensfrischen Chor,
Ich ganz allein, der alle Lust verlor,
Ein sich zerquälender, ein nie zufriedener Thor.
Daß ichs erreichen könnte,
Doch endlich nur die Stätte fände,
Wo sich mein Streben mit dem Leben sanft verbände,

Und Balsam würde meinen Wunden! —
O einstmals hab ichs doch empfunden!
Auf meines Lebens schönsten Pfaden
Einzog ich wie durch einen Friedensbogen:
Vor meinen trunknen Blicken lag
Damals die Welt ein heller Sommertag.
Selig die Stunden, die vorüberzogen,
Selig die Stunden, welche nahten!
Wo ist des holden Tages Rosenspur?
Ach, wo ein Hauch von jener Wandlung nur,
In der Gemüt und Geist sich inniglich gesellt?
Der Liebe goldner Sommerfaden,
Der mich so sanft gekettet an die Welt?
Weh! ich zerriß ihn selbst gleich einem Tollen!
Zertrümmert liegt das Glück, sein Zauber ist verschollen,
Und tot ist mein Vollbringen, wie mein Wollen. —

Erhebe Dich nur in Dein blau Revier,
Ja, singe nur Dein Lied hoch über mir,
Du harmlos sangesreiche Kehle —
Du fühlst den Odem Gottes noch in Dir! —
O wär' ich dort der Landmann nur,
Der emsig folgt des Pfluges Spur,
Wie anders wär's in meiner Seele!
Dann sängest Du mir, liebe Lerche,
In meinem Thal, auf meinem Berge
Aus Deinen Lüften, hell und munter
Den Himmel der Zufriedenheit herunter" . . .

Da ertönt die Glocke der Kapelle und Grabgesang der onnen erschallt: Gretchen wird zu Grabe getragen. Eine nliche weiche Stimmung bemächtigt sich Fausts, wie bei oethe, als die Osterglocken die hohe Feier einläuten.

„Ach! diese Klänge, dieser Sang
Gemahnen an den Schmerz verrauschter Jahre,
Gemahnen mich an meiner Mutter Grab,
An dem ich kindlich einst gekniet,
Aus gläubigem Gemüt gebetet hab?

O sänke sich Dein Himmelssegen,
Gebet, in meine Seele noch herab,
Begöß' mein schmachtend Herz mit Maienregen,
Daß seine winterliche Öde fliehe
Und Frieden wieder ziehe
In dies zerrissene Gemüt! —
Ich kann nicht beten! — Es ist längst vorüber,
Das stille Himmelsfeuer ist verglommen. — —
Warum doch ists mit Dir dahin gekommen?
Warum erscheint die Welt Dir trüber,
Verschlossener als je zuvor?
Gesteh' Dirs, wandelbarer Thor! —
Ich fühle, fühl' es nur zu gut:
Aus Deines Grübelns düsterm Flor
Ringt tieferes Streben sich empor;
Es wächst in meiner Brust, durchströmt mein Blut,
Und vor die Sinne drängt es sich mit Macht:
Was brütest Du hier Tag und Nacht
In lebensleerer Einsamkeit,
Verschließest kalt und tot
Dich vor der Menschheit Freud und Leid
Und denkst nur immerdar der eignen Not?
Du härmst Dich ab und suchst vergebens
Hier Deiner dunkeln Sehnsucht Ziel,
Dem wilden Drange Deines Strebens
Fehlt noch die warme That des Lebens,
Fehlt reines Menschen Mitgefühl. —

Ja, Mitgefühl — Du edler Seelensprosse!
Wer findet Dich im großen Menschentrosse?
Wo atmet nur der Freund, wo der Genosse,
Der mir ins geistige Auge schaut,
Mit mir den Tempel auferbaut,
Worin der Thatkraft helle Flamme glüht?
Der um der Menschheit Wohl sich mit mir müht?
Wer diesem Streben Nahrung gönnte,
Wer mich zum Schauplatz neuen Lebens führen könnte —
Dem Teufel würd' ichs danken schier!" —

Auf diesen Notruf Fausts stellt sich wirklich Mephisto und erbietet sich als Helfer. Es entspinnt sich nun schen beiden ein Gespräch über Gott und Weltregiment, in der That in Goetheschem Geiste empfangen ist und ganzen Cynismus und Sarkasmus des Teufels über Erdennot und den Menschenjammer wiederspiegelt. Hören nur seine Schilderung der Erschaffung des Menschen:

„Und just um dieses Häufchen Erde
Sucht man und scharrt im ausgebrannten Herde
Den alten Schöpfungskehricht rings herbei,
Kramt, rührt im Dreck und knetet einen Brei
Von wunderlichen Siebensachen;
Ein Heer von Affen konnt's nicht schlechter machen.
Da lag ein Stück Gottähnlichkeit.
Von Liebe, Sehnsucht, Haß und Neid
Ein wahrer Mischmasch dicht zur Seit';
Wie Katzensilber blinde Trümmer
Mit einem schwachen Hoffnungsschimmer
Auf das Vielleicht der Ewigkeit,
Und in des Wustes trübem Grunde
Verborgen eine Flut von Leid; —
Und bei Gelegenheit
Kam auch von mir ein Exkrement darunter.
Man warf in feierlicher Stunde
In einen Kessel nun den ganzen Plunder;
Und in geheimnisvoller Nacht,
Da war das große Meisterwerk vollbracht.
Was kam hervor?
Der Schöpfung allergrößtes Wunder:
Ein Viertel Narr, dreiviertel Thor.
Ich hab das Unding kurzer Hand
Ein Menschenkind genannt".

Echt satanisch und verführerisch wie das Sirenenlied Schlange im Paradiese klingt der Hohn Mephistos auf

der Menschen Hoffen auf das Jenseits und die Aufforderung, den Augenblick zu genießen:

„Die schönste Frucht, die beste Speise,
Sie winkt euch golden her von jedem Baum.
Wie habt ihr alle mager euch gesungen
Am alten Lied von der Enthaltsamkeit.
Von dermaleinstiger Glückseligkeit!
Zeigt mir die Garantie doch für die Ewigkeit,
Die ihr dem Himmel abgerungen?
Was hilft mich denn ein Paradies,
Das fern mir liegt, ein ewig Übermorgen?
Der Augenblick ist ein gebornes Paradies!
Laßt mich nur für das goldne Heute sorgen. —
Was könnt ihr denn vom Himmel Großes borgen?
'ne Hand voll Sterne und ein Maul voll Luft —
Mit leerem Magen sinkt ihr so zur Totengruft.
Der Himmel jenseits ist schon längst bankrott!
Laßt drum die ganze Herrlichkeit
Den Engeln und dem lieben Gott,
Den alten Jungfern und den Nonnen!" —

Es gelingt so dem Teufel, wenigstens die Lebenslust und den Thatendrang aufs neue in Fausts Herzen zu entfachen und er führt ihn mitten auf den Schauplatz der Reformation. Es ist ein glücklicher Gedanke Müllers, Faust mit dem großen Reformator Luther, dessen Zeitgenosse er ja war, zusammenzuführen, wenn auch dadurch der Charakter der Dichtung zu einem Tendenzdrama, wie die Lutherspiele, verwandelt wird. Faust wird Zeuge des Tetzelschen Ablaßhandels, wobei das bekannte Goethesche Diktum in Mephistos Munde von der Kirche, „die einen guten Magen hat", wiederkehrt. Hier ist es zum ersten Male, daß Faust durch energisches Zureden dem Wahnglauben des Volkes steuert und sie dem Tetzel abspenstisch

nacht. Nicht minder treibt Mephisto mit dem Ablaßkrämer einen Spott und bezeichnend ist es, daß das Gold, das r Tetzeln in die Hand drückt, sich in Flammen Fegefeuers erwandelt. Hiermit schließt der erste Akt.

Der zweite Akt führt uns Luther auf der Wartburg or, wie er gerade seine Bibelübersetzung vollendet hat:

„Amen! — Soweit ists nun vollendet.
Der Gott, der alles lenkt und wendet,
Er gebe dazu seinen Segen!
Mein Herz erbebt in Freudenschlägen,
Da du nach mancher schweren Frist
Nun endlich mir erstanden bist.
Ein frischer, süßer Odem zieht
Wie Frühlingswehen durch mein Gemüt.
Ja, ja, es lebt Dein Flammenwort,
Der Schwachen Wehre, Schild und Hort,
Du lebst, o heiliges Testament!
Dein herrlich Licht, es leuchtet und brennt,
Erschlossen allen Menschenherzen!
Nun lasse zünden die Himmelskerzen,
Daß Du von meinem Jesu Christ
Ein siegender Gottesbote bist!
Das Auge sich mit Freudenthränen füllt,
Seh' ich Dein heilig Angesicht enthüllt.
Mein Volk, Du findest nun die rechte Bahn,
Du kannst fortan die Bibel lesen;
Ich hab ein deutsches Kleid ihr angethan,
Sie war Dir lange welsch und fremd gewesen.
Nein, Deine Bibel liegt nicht mehr im Staube,
Wie das die Zeiten her geschehen ist — —
Jetzt stehet auf Herr Jesus Christ
In seiner hohen Herrlichkeit
Und geht von Haus zu Haus, von Land zu Land,
Und segnet alle Christenheit;
Es blüht in seinem Himmelslicht der Glaube,

der Menschen Hoffen auf das Jenseits und die Aufforderung, den Augenblick zu genießen:

„Die schönste Frucht, die beste Speise,
Sie winkt euch golden her von jedem Baum.
Wie habt ihr alle mager euch gesungen
Am alten Lied von der Enthaltsamkeit.
Von dermaleinstiger Glückseligkeit!
Zeigt mir die Garantie doch für die Ewigkeit,
Die ihr dem Himmel abgerungen?
Was hilft mich denn ein Paradies,
Das fern mir liegt, ein ewig Übermorgen?
Der Augenblick ist ein gebornes Paradies!
Laßt mich nur für das goldne Heute sorgen. —
Was könnt ihr denn vom Himmel Großes borgen?
'ne Hand voll Sterne und ein Maul voll Luft —
Mit leerem Magen sinkt ihr so zur Totengruft.
Der Himmel jenseits ist schon längst bankrott!
Laßt drum die ganze Herrlichkeit
Den Engeln und dem lieben Gott,
Den alten Jungfern und den Nonnen!" —

Es gelingt so dem Teufel, wenigstens die Lebenslust und den Thatendrang aufs neue in Fausts Herzen zu entfachen und er führt ihn mitten auf den Schauplatz der Reformation. Es ist ein glücklicher Gedanke Müllers, Faust mit dem großen Reformator Luther, dessen Zeitgenosse er ja war, zusammenzuführen, wenn auch dadurch der Charakter der Dichtung zu einem Tendenzdrama, wie die Lutherspiele, verwandelt wird. Faust wird Zeuge des Tetzelschen Ablaßhandels, wobei das bekannte Goethesche Diktum in Mephistos Munde von der Kirche, „die einen guten Magen hat", wiederkehrt. Hier ist es zum ersten Male, daß Faust durch energisches Zureden dem Wahnglauben des Volkes steuert und sie dem Tetzel abspenstisch

acht. Nicht minder treibt Mephisto mit dem Ablaßkrämer nen Spott und bezeichnend ist es, daß das Gold, das Tetzeln in die Hand drückt, sich in Flammen Fegefeuers rwandelt. Hiermit schließt der erste Akt.

Der zweite Akt führt uns Luther auf der Wartburg r, wie er gerade seine Bibelübersetzung vollendet hat:

„Amen! — Soweit ists nun vollendet.
Der Gott, der alles lenkt und wendet,
Er gebe dazu seinen Segen!
Mein Herz erbebt in Freudenschlägen,
Da du nach mancher schweren Frist
Nun endlich mir erstanden bist.
Ein frischer, süßer Odem zieht
Wie Frühlingswehen durch mein Gemüt.
Ja, ja, es lebt Dein Flammenwort,
Der Schwachen Wehre, Schild und Hort,
Du lebst, o heiliges Testament!
Dein herrlich Licht, es leuchtet und brennt,
Erschlossen allen Menschenherzen!
Nun lasse zünden die Himmelskerzen,
Daß Du von meinem Jesu Christ
Ein siegender Gottesbote bist!
Das Auge sich mit Freudenthränen füllt,
Seh' ich Dein heilig Angesicht enthüllt.
Mein Volk, Du findest nun die rechte Bahn,
Du kannst fortan die Bibel lesen;
Ich hab ein deutsches Kleid ihr angethan,
Sie war Dir lange welsch und fremd gewesen.
Nein, Deine Bibel liegt nicht mehr im Staube,
Wie das die Zeiten her geschehen ist — —
Jetzt stehet auf Herr Jesus Christ
In seiner hohen Herrlichkeit
Und geht von Haus zu Haus, von Land zu Land,
Und segnet alle Christenheit;
Es blüht in seinem Himmelslicht der Glaube,

Und wo der Teufel eine Zuflucht fand,
Zerstiebt er in der Hölle tiefsten Schacht —!"

Originell erdacht ist der Besuch Mephistos, der dem „Junker Jörg" einen Brief von Faust überbringt und dabei die Gelegenheit benutzen will, ihm seine Bibelübersetzung wegzustibitzen; doch das danebenstehende Kruzifix hindert ihn daran; auch gelingt es Mephisto nicht, den frommen Gottesstreiter zu überzeugen, daß seine Bibelübersetzung in der Hand des Volkes nur Zwietracht stifte. Die Botschaft aber, die Mephisto ihm von Faust überbrachte, meldet ihm von Karlstadts Bilderstурm und setzt ihn gewaltig in Harnisch. Während Luther noch über den entschwundenen Teufel grübelt, erscheint ihm Mephisto und er schleudert nach ihm das Tintenfaß. Dann steigt er mit seiner Bibel in der Hand von der Wartburg hinab, den Aufruhr der Bilderstürmer zu dämpfen.

Das nun folgende Zwiegespräch zwischen Faust und Wagner atmet echt Goethesches Geist und kann als ein glückliches Fortspinnen der gelungenen Charakteristik und des scharf gezeichneten Kontrastes zwischen Genie und trockener Schulgelehrsamkeit, wie wir ihn im ersten Teile des Goetheschen Faust lesen, aufgefaßt werden. Vortrefflich ist namentlich der Vorwurf im Munde Fausts, der sich berufen glaubt, sich thatkräftig in den Strom der Welt zu stürzen, dem engherzigen, egoistischen Pedanten gegenüber, der es vorzieht, sich in seiner abgeschiedenen Zelle in seine Folianten zu vergraben.

„Ihr Käuze, denen an dem Geist
Des Sperlings zahme Federn sprießen,
Warum wills euch in eurem Nest verdrießen,
Wenn in der Freiheit Raum der Adler kreist?

Ihr ruft Gesetz und Ordnung ewig an
In jedem Wesen und an jedem Ding
Und achtet doch den großen Weltenplan
In eurem Zwinger spatzenhaft gering.
Ihr zögt den Adler aus der Freiheit Luft
Hernieder in den Druck von eurem Duft;
Ihr zwänget gern in eure Zirkelgleise
Die Menschheit auf des Fortschritts großer Reise.
Habt ihr allein das Recht am Leben?
Könnt ihr euch zu der Füll' und Macht erheben,
Jedwedem Triebe Sättigung zu geben,
Die ihr an taubem Hafer ewig pickt?
Gebt euch zufrieden nur in eurer Klause.
Den Segler, den zu kühnem Flug
Ein unaufhaltsam Streben auf- und vorwärts trug,
Erfaßt am Ende doch auf seinem Zug
Die plumpe Welt, die ihn darniederdrückt.
Dem Äther, der ihn nährte lustbeglückt,
Ist er vielleicht auf immer ach! entrückt.
O sicher ihr dann im Geheg und Hause!
Er ist aus Haus und Heimat kalt vertrieben,
Und ihr seid warm daheimgeblieben".

Das Köstlichste bei dieser Strafpredigt an den Egoisten, daß dieser die Sarkasmen gar nicht empfindet und, sich selbstgenügend und mit seiner Weisheit zufrieden, abzieht; verspürt nichts weniger als den Drang zum Helden und Märtyrer. Anders Faust! Die wildbewegten Wogen der Reformation reißen ihn in ihren Wirbel, er möchte steuern und die tobenden Massen in die rechten Bahnen lenken. Zugleich aber empfindet er den Hemmschuh des lieben eigenen Ichs, die gährende Leidenschaft im Inneren, vermißt in sich den ruhigen, besonnenen Geist, der als Meister Steuermann die wilden Fluten beherrscht.

Ähnlich wie Mephisto im ersten Teile des Goetheschen

Faust den Schüler mit satanischer Weisheit belehrt, so führt uns Müller seinen Teufel in Fausts Verkleidung in den Hörsaal, um die Geister der Studenten zu verwirren und aneinanderzuhetzen. Es ist eine köstliche Scene, und bezeichnend ist namentlich die teuflische Aufklärung über das Dasein Gottes, dessen Erscheinung er schließlich nur als wechselnde Ausgeburt des menschlichen Hirnes je nach der Kulturstufe der betreffenden Völker hinstellt. Was er bezweckt — Streit und Hader zwischen den konservativen Dogmatikern und den von neuem Geiste beseelten Humanisten zu säen — das hat er vollkommen erreicht. Die Studenten geraten an einander, und nachdem Faust Friede gestiftet, wendet er sich voll Verdruß und Unmut von diesem unerquicklichen Bilde der Uneinigkeit und des Unfriedens ab. Das ist die rechte Stimmung für Mephisto, sein Opfer vom Schauplatz der Thatkraft abzuziehen und ihn wieder der Sinnenlust in die Arme zu führen. Somit schließt sich die verheißungsvolle Rennbahn geistigen Schaffens und energischen Eingreifens in das Räderwerk der Zeitbewegung.

Der dritte Akt beginnt mit einem Vorspiel im Himmel, ähnlich wie im ersten Teile von Goethes Faust, worin außer Klagen Mephistos über den Erdenjammer und der Menschheit eitles Gebahren Kunde kommt von dem Tode der großen Vorfechter der Reformation, eines Hutten und Sickingen; schließlich wird auch das Ende Luthers gemeldet, und mit einer Art Apotheose dieser eifrigen Streiter des Glaubens und der Überzeugung schließt diese sog. Episode, die bei einer Bühnenaufführung aus verschiedenen Gründen wegfallen muß. Abgesehen von der Bedenklichkeit, Gott den Vater selbst auf die Bühne zu bringen und wäre es auch nur vertreten durch eine himmlische Stimme, würde

sich der Verfasser im Widerspruch mit seiner neuesten Bearbeitung befinden; denn während uns die Episode den Tod Luthers kündet, bringt er uns in der vierten Scene noch einmal den großen Reformator mit seinem Helden zusammen. In diesem Zwiegespräch, worin Faust Luther vorwirft, daß er nicht zum Marburger Religionsgespräch mit Hutten und Sickingen oder zu letzterem auf die Ebernburg gekommen, um über die religiöse und politische Zukunft Deutschlands zu beraten, wird die interessante Perspektive der Wiedererstehung eines mächtigen Kaiserreiches eröffnet. Die Zeit der Reformation war freilich noch nicht dazu angethan, und so sind es vor allem die Gefühle der Enttäuschung, ja auch bittere Vorwürfe Luthern gegenüber, daß er auf halbem Wege stehen geblieben, die Müller seinem Faust in den Mund legt.

In dieser trüben Stimmung der Enttäuschung über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen bezüglich des Fortganges der Reformation erscheint Mephisto, um die erloschene Flamme der Sinnlichkeit in Fausts Busen aufs neue zu entzünden. Er will ihm das verjüngte Abbild seines unvergeßlichen Gretchens in die Arme führen, den Findling und die Pflegetochter des Oberjägermeisters. So war der Plan und Fortgang in Müllers schon 1869 zu Leipzig erschienener Tragödie: „Faust"; in der späteren Bearbeitung: „Dr. Fausts Ende" (Blankenburg) läßt er die Margaretha-Episode ganz fallen und setzt das Auftreten seines Helden an Karls V. Hofe an die Stelle; neuerdings kommt er aber wieder auf das frühere Motiv zurück, und wir geben der ältesten und neuesten Idee vor der mittleren Gestaltung den Vorzug. In dem Verhältnis, worin Faust zu dieser engelgleichen Erscheinung steht und in dem sieg-

reichen Bestehen des erneuten Kampfes der Sinnlichkeit liegt im Vergleich zur früheren Schuld und Versündigung an Gretchen etwas Versöhnliches. Wir erblicken darin eine Sühne und Läuterung des Helden zugleich. Eine reizende Waldidylle thut sich vor unseren Blicken auf, eine Situation, die entfernt an die Begegnung des Fürsten und Gabrielens in Kreuzers Oper: „Das Nachtlager von Granada" erinnert, als er ihr das entflogene Täubchen wiederbringt. Hier ist es ein entflogener Falke, den Mephisto im Namen seines Herrn überbringt und ihm so Eingang in das Försterhaus verschafft. Wie gebannt steht Faust vor dem Anblick Margarethens da und bricht in die Worte aus:

„O welcher Dämon, welcher Engel hält
Mich jäh in seiner unsichtbaren Hand!?
Dies Bildnis — höllenhaft gebannt —
Ich saugs mit allen Zügen bebend ein:
Der Öde Fluch, des Vorwurfs Gift und Pein
Brennen in den alten Wunden drein; —
Und dennoch — sanft und heimisch — lind
Weht mich ein Hauch von diesem Kind
Wie Heilung an aus einer besseren Welt".

Zu einem beglückenden Gefühle wandelt sich Fausts Stimmung in dem folgenden Monolog:

„Sinds Himmelsmächte, die mich still begleiten?
Ist es ein Traum, der mir vorüberzieht?
Das Rosenlicht verrauschter Zeiten
Durchglimmt mein innerstes Gemüt;
Wie neu verjüngt, vernehm ich wieder
Der Kindheit wonnevolle Lieder.
Und sie, mit Himmelszauber angethan,
Steht wie in einer Feensage
Am Eingang jener selgen Tage
Und blickt, ein holder Genius, mich an.
Margaretha! Wie mit magischer Gewalt

Erfaßt mich Name, Wesen und Gestalt!
Ists Traum? Ists Wirklichkeit?
Bewältigt mich ein Ungefähr?
Margaretha! — Mahnend froh und bang
Ertönt des Namens süßgewohnter Klang
Vom Strome der Vergangenheit
Ein sanftes Echo zu mir her".

Das sich nun entspinnende Liebesidyll mutet uns an wie eine Wiedergeburt jener reizenden Gartenscene im ersten Teil von Goethes Faust, nur daß über ihr der wehmütige Hauch der Rückerinnerung von Gretchen ausgegossen ist. Höhnisch und cynisch steht auch dieser mehr väterlichen wie sinnlichen Liebe Mephisto gegenüber, und sein Lied klingt in der Tonart des bekannten Ständchens im ersten Teile.

Mit dem Wegzug des Oberjägermeisters aus seinem stillen Forsthause an den Neckar wechselt der Schauplatz, und es ziehen mehrere bunte Bilder an unserem Geiste vorüber, die uns zugleich inmitten der Zeitereignisse versetzen, in jene Epoche, wo der wetterwendische Herzog Moritz von Sachsen das Bollwerk der Protestanten, die Stadt Magdeburg, bedroht. Flott, keck, lebendig und burschikos ist das Auftreten der Studenten geschildert und im Gegensatz dazu der Philister Wagner, — Scenen, die im Ton an den Osterspaziergang von Goethes erstem Teile erinnern. Dazu erklingt das Lob Fausts, des freigeistigen Professors. Doch schon hat ihm der mißgünstige Mephisto, den es gar sehr verdrossen, daß Faust durch Selbstbeherrschung der Versuchung mit Margarethen mannhaft widerstanden, ihm eine neue Schlinge gelegt und hetzt ihm die Jesuiten und die Inquisition auf den Hals. Um sich noch weiter teuflisch zu rächen, enthüllt Mephisto Faust, der jede Gemeinschaft fernerhin mit ihm gewaltsam zerreißt,

das Geheimnis, daß Margaretha seine Tochter ist. So überraschend und erschütternd auch diese Entdeckung für Faust ist, — diesmal trifft ihn kein nagender Gewissensvorwurf, — wehmütig, doch wie zum Troste kann er zu Beginn des V. Aktes beim Anblick von Margarethens Bildnis sagen:

„Du Kleinod ohne Gleichen, immer wieder
Senkt sich mein Blick zu Dir hernieder,
Verzaubert wie von einem Heil'genschein.
Was alles schließt Dein kleiner Rahmen ein:
Das Schicksal von zwei innig teuren Wesen
Kann ich in Deiner Fassung lesen.
Was in der Mutter mir verhängnißreich
Ein hölliſches Geschick gewoben,
Das zieht versöhnend mild und engelgleich
Im Kind ein himmliſches nach oben".

Margarethen aber kostet die Eröffnung, daß sie Fausts Tochter sei, das Leben. Diese Hiobspost bringt Faust dem Wahnsinn nahe, — da im höchsten Ausbruch seiner Verzweiflung erscheinen die Häscher der Inquisition, ihn festzunehmen.

Mit folgenden Worten erwacht Faust im Kerker:

„Laß mich schlafen, laß mich träumen,
Quälender Geist! Reiße mich nicht umher
Im schrecklich wirbelnden Gedankenmeer!
Laß mich schlafen, laß mich träumen! —
Wo bin ich? —
Ich kenne mich nicht —
Ich fühle mich nicht —
Licht! Licht! — —
Ewige Nacht —
Eisige Ketten um meine Glieder! —
Ich bin erwacht.
Faust! Faust! Du findest so dich wieder: —

Elend in Fesseln liegst Du nieder! —
Schandthätig mit dem frevelhaften Bruch
Der Menschenrechte ohne Urteilsspruch
Sind sie wie Räuber über mich gekommen.
Das süßeste der Güter mir genommen:
Der Freiheit mildes, warmes Sonnenlicht.
Verloren Dich, Dich Kindesangesicht!
Wer hilft, wer rettet, wer erbarmet sich?
Gerechter Himmel Du, erbarme Dich!" —

ch einmal naht Mephisto, durch Gift Faust seinen inigern zu entreißen, ihn aber um so fester an sich zu ten; doch der Held und Märtyrer, der wieder sein besseres lbst gewonnen, schleudert die dargereichte Phiole zu Boden. drängen im wilden Aufruhr die Studenten zur Kerker- ire herein, ihren geliebten Lehrer zu befreien, doch Faust, Anzeichen des nahen Todes in seinem Innern fühlend, t aus:

„Ja! Die Zeit ist aus, die letzte Stunde nah,
Ich fühle, wies allmählich stiller wird,
Wie mich des Todes Genius umschwirrt. —
Die Zukunft liegt vor mir im Dämmerlicht, —
Horch! wie sie flüsternd zu mir spricht: —
Schon ringen sich aus des Jahrhunderts Nacht
Hervor zur Klarheit die Gedanken;
Im Grunde bebt der alten Kirche Macht,
Und ihre morschen Pfeiler wanken,
Was eure Geister dachten, Luther dunkel sprach,
Das ringt durch große Kämpfe sich zu Tag:
Schon sah' ich manch Jahrhundert voll von Streitern,
Es reiht sich Kampf an Kampf und Krieg an Krieg;
Den Glauben muß das Licht der Wahrheit läutern,
Und endlich rufen Völker jubelnd Sieg!
Und mögen wir auch alle fallend sterben,
Die Freiheit werden unsere Enkel erben!" —

Da erschallt von außen der Jubelruf: „Sieg!“ Herzog Moritz von Sachsen hat über Karl V. an der Ehrenberger Klause den Sieg errungen. Der Kerker füllt sich mit siegesfrohen Menschen, und von ferne läuten die Glocken. Der zusammengesunkene Faust richtet sich noch einmal auf und ruft:

„Willkommen süßer Tod! Mit sanftem Läuten
Willst Du mich auf dem letzten Gang begleiten.
Summend beschleicht das Ohr Dein Wellenton,
Noch auf der Erde, fühl' ich Himmelsnähe schon.
Willkommen, süßer Tod, mit sanftem Klingen
Den Geist zu tragen auf harmonischen Schwingen! —
Hinan!
Der Erde dunkle Nebelbilder fliehn —
Es hebt mich —
Hinauf — hinauf!
Stets höher, höher —
Die Sterne flimmern —
Sieg! Freiheit, Meer von Sonnen!
Himmlische Wonnen —
Mutter — Tochter — Margaretha!“

Stimmen von oben ertönen: „Friede, Friede! Selig! Selig!“ — Mephisto nimmt zwar Fausts Körper als seinen Anteil mit, doch seine unsterbliche Seele rettet die Gottheit, deren Stimme von oben erschallt:

„Nach dem Streite
Nach dem Leide
Siegesfreude
Herrlich naht.
Dein Bestreben
Sühnt das Leben
Dein Erheben
Krönt die That!“ —

Hiermit schließt Müllers Dichtung in ihrer neuesten Fassung,

die uns als Bühnenmanuskript vorlag, deren Drucklegung aber bevorsteht.

Wir haben uns mit Adolf Müllers Dichtung: „Dr. Fausts Ende“ eingehender beschäftigt, nicht etwa, weil sie bei einer Preiskonkurrenz als das beste posthume Fausdrama anerkannt worden ist, sondern weil sie uns an Originalität der Erfindung, an Gedankenreichtum und an Schwung der Diktion wohl wert erschien, eine Fortsetzung des Goetheschen ersten Teiles genannt zu werden. Während Goethes Faust im zweiten Teile eigentlich nicht zu rechter und ersprießlicher Thätigkeit kommt, sondern am Schlusse nur von der Verwirklichung seiner Kolonisationsprojekte und der daraus erwachsenden Beglückung der Menschheit träumt, sehen wir in der Tragödie Müllers Faust in die weltbewegende geistige Revolution der Reformation thatkräftig eingreifen und schließlich als Märtyrer der Geistesfreiheit und als begeisterten Vorkämpfer für nationale und religiöse Einheit sterben. Sollte es bei aller Pietät für den allverehrten Altmeister Goethe ein crimen laesae majestatis sein, sich an Stelle der Schöpfung seines Alters eine andere Fortsetzung zu denken? Gewiß nicht. Und hierzu kommt, daß sich Müller sehr glücklich in den Geist und in die Sprache Goethes hineingedacht hat, so daß er unter den Nachahmern sicherlich einen würdigen Platz einzunehmen berechtigt ist. Dies mögen die von uns mitgeteilten Proben beweisen. Gerne hätten wir deren noch mehr gegeben, wenn es der Raum verstattet hätte.

Für eine Art Fortsetzung des Goetheschen Faust könnte auch in gewissem Sinne eine anonyme Dichtung: „Justus, Fausts Sohn“ (Dresden und Leipzig, Pierson) gelten, das

sich ein dramatisches Epos in drei Teilen nennt. Wir konnten uns jedoch weder für dies schwankende Charakterbild noch für die darin geschilderten modernen Zeitbilder recht erwärmen.

7. Schriften über Goethes Faust.

Vischers Faust, III. Teil.

Die Zahl der Faustschriften ist Legion. Sie auch nur aufzählen zu wollen, würde einen breiten Raum einnehmen, geschweige auf ihren Inhalt näher einzugehen.

Die Schwierigkeit, den Goetheschen Faust in seiner jetzigen Gestalt, abgesehen von der Länge der Zeit und der Schwerverständlichkeit mancher Scenen, namentlich des zweiten Teils, auf der Bühne aufzuführen, hat zu manchen Versuchen seiner bühnengerechten Einrichtung geführt. Der bekannteste ist der des jüngst verstorbenen Schauspieldirektors Otto Devrient, dessen „Mysterium in zwei Tagewerken" seit seiner erstmaligen Aufführung zur Säkularfeier von Goethes Ankunft in Weimar bereits mehrere Male mit Erfolg über die Bretter gegangen ist.

Beachtenswert ist auch ein Vorschlag Emil Mauerhofs in seiner Schrift: „Zur Idee des Faust," in deren erstem Kapitel er sich ähnlich, wie Friedr. Theod. Vischer, über einige Goetheforscher, — darunter übrigens recht verdiente Männer — in einer Zahl erfundener Briefe lustig macht, dann über die Grundidee der Dichtung und zur Helena-Episode recht schätzenswerte Beiträge liefert. Über die Grundidee selbst hat Kuno Fischer in seinem Werke: „Goethes Faust" zuerst den überzeugenden Nachweis geliefert, daß wir bei des Dichters Werk in seiner jetzigen

Gestalt eigentlich zwei Fassungen und Grundideen, eine alte und eine neue, zu unterscheiden haben, die Goethe später zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen gesucht. Dies betont auch Raoul Richter: „Zur Lösung des Faustproblems." Er erkennt darin zwei Probleme: das himmlische und das irdische, das Gottes über Faust und das des Faust über das Leben; beide sind in die Form einer Wette gegossen, von denen die erste im Himmel, die zweite auf Erden geschlossen wird. „Hat die erste den Wert des Menschen zum Gegenstande, so steht der Wert des Lebens im Mittelpunkte der zweiten; oder anders ausgedrückt: Das Gute und das Glück sind die zwei großen Aufgaben, die unsere Tragödie zu lösen gesucht. Welches ist nun die Brücke, die vom einen zum andern führt? Die Lösung des einen bedingt die des anderen. Worin einer den Wert des Lebens erblickt, offenbart seinen moralischen Standpunkt. Was ihn befriedigt, was ihn glücklich macht, ist der Maßstab für den Grad seiner Läuterung. Das irdische Problem ist der Spiegel der himmlischen."

Natürlich kann es sich bei der Lösung dieser Fragen oder Probleme nicht um einen einzelnen Menschen handeln, sondern überhaupt um den Wert des Menschen im allgemeinen, sowie des Lebens im großen Ganzen. Die Menschlichkeit und das Leben zu verkörpern ist aber nur dem geborenen Genie eigen, und dies ist Goethe in seinem Faust in unerreichtem Maße gelungen: überall trotz spezieller und individueller Färbung in Ort und Zeit und Menschheitstypus leuchtet das Allgemeinmenschliche durch; die Lösung der Frage nach dem Wert des Lebens, nach dem Glück kann in optimistischem, wie pessimistischem Sinne geschehen.

Pessimistisch erscheint das Facit: das Studium, die intellektuelle Arbeit führt allein weder zur Wahrheit, noch zum Glück. Diese trostlose Erkenntnis bringt aber Faust nicht zur Selbstvernichtung, sondern zur neuen Willensbethätigung im Leben in der Welt, deren höchste Spitze, die individuelle Liebe, die Gretchen-Tragödie, hervorruft. Doch auch hier wohnt kein dauerndes Glück, noch weniger im wilden Strudel des Sinnengenusses, dargestellt im tollen Treiben der Walpurgisnacht. Darnach tritt Faust in die große Welt, an den Hof. Seine Sehnsucht nach dem Ideal der Klassizität ruft die Helena-Episode hervor. Durch die Verbindung mit ihr wird die maßvolle Ruhe der Klassik mit dem maßlosen Streben der Romantik vereinigt. Zuletzt findet Faust in der Ausübung wohlthätiger und völkerbeglückender Thaten sein Glück. Hierbei kann ihm selbst die Sorge, ja nicht einmal die Blindheit etwas anhaben; denn „im Innern leuchtet helles Licht." Das Glück von Millionen, ein thätiges Leben in paradiesischer Umgebung „ein Vorgefühl von solchem hohen Glück, genießt er jetzt den höchsten Augenblick." Doch immer muß das Streben auf das menschlich Erreichbare gerichtet sein; nur nicht ins Unendliche gehen, wie bei Euphorion. Und den Gradmesser bei der Beurteilung des Wertes des Menschen bildet sein edles Streben. Dem redlich Ringenden kommt die göttliche Liebe, das Ewig-Weibliche, zu Hilfe. So Raoul Richter.

Wir können unsere Betrachtung nicht schließen, ohne einer zwar geistreichen, aber sicherlich nicht pietätsvollen Travestie zu Goethes Faust, und zwar zu seinem zweiten Teil, zu gedenken. Sie betitelt sich: „Faust, der Tragödie dritter Teil, treu im Geiste des zweiten Teils des Goethe-

schen Faust, gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski." Unter diesem Pseudonym verbirgt sich der Name des berühmten Litterarästhetikers Friedrich Theodor Vischer, von dem u. a. die kritischen Essays: „Altes und Neues" stammen.

Nun ist es ja allerdings eine bekannte Erscheinung, daß namentlich populäre Werke bedeutender Dichter und Denker zu Parodieen und Travestieen anregen, und solche Verkehrungen ins Lächerliche dienen ja auch wiederum dem Originale zum Relief. Zudem wollen wir das Naheliegende der Kehrseite des Tragischen und Pathetischen und den Reiz des Kontrastes nicht in Abrede stellen; insofern hat der französische Satz: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!" seine Richtigkeit. So giebt es denn der Parodieen berühmter Dichtungen eine Menge, namentlich reizte das Schillersche] Pathos dazu. Derartige komische Parallelen, wie zu Schillers „Glocke" oder den „Drei Worten des Glaubens" mögen sich zum Vortrag in engeren Kreisen sehr wohl eignen und auch ihr dankbares Publikum finden; zur Veröffentlichung aber halten wir sie nicht für geeignet, und immer liegt die Gefahr der Versündigung an dem großen Genius eines allverehrten Mannes nahe.

Friedrich Theodor Vischer mag dies auch selbst gefühlt haben, sonst hätte er nicht in seinem „Nachspiel" eine Art Selbstverteidigung geschrieben, in der er aber wiederum trotz des hohen eingestreuten Lobes für Goethes gewaltiges Genie Tadel und Vorwürfe gegen denselben vorbringt, daß er sich mit seiner „Geheimniskrämerei und Allegoristerei", sowie durch einen verfehlten Schluß in seinem zweiten Teile auf Irrwege begeben und so zur Satire herausgefordert habe. So lautet eine diesbezügliche Stelle:

„Nicht wehe thuts, wenn fragliches Talent
Sich in Manier, Geheimniskram verrennt,
Doch wenn es einem Genius widerfährt
O das thut weh, das sticht und brennt und schwärt!
Zu Dir hab' ich von früher Jugend Tagen
Beglückt, entzückt die Augen aufgeschlagen.
Nur Staunen kann uns Mittleren geziemen,
Auch nur zu lösen Deiner Schuhe Riemen
Bin ich nicht wert. Vor Menschen beugt mein Knie
Sich nie,
Doch könnt es je sich beugen,
Wie ich Dich ehre, würd' es Dir bezeugen."

Und bei dieser Verehrung Vischers für Goethe, die, wie wir gerne glauben, sicherlich aufrichtig und tiefgefühlt ist, — war es ihm doch möglich, eine solche Verhohnigelung und Verunglimpfung Goetheschen Geistes zu dichten, wie seine Travestie nun doch ohne Zweifel ist! Es mißfällt Vischer, daß Goethe einen Schluß zu seinem Faust gedichtet, worin dieser durch Mithilfe des Himmels und der himmlischen Scharen gerettet wird, daß dabei allerhand geistliche Figuren auftreten, wie ein Doktor Marianus und Büßerinnen des neuen Testamentes, eine Maria Magdalena und Samaritерin u. drgl. Das riecht ihm zuviel nach Kirche, Pfaffen, Ultramontanismus und Jesuiten. So sehr er den Schluß des ersten Teils bewundert, so sehr verwirft er den des zweiten Teils. Mit Bezug darauf sagt er selbst:

. . . . . „mehr als manch' Verehrerhundert
Hab ich von Herzen diesen Schluß bewundert,
Doch um so mehr des Schlusses Schluß beklagt,
Der nach des Schlusses wahrem Geist nicht fragt.
Gilt es denn gleich, woher ich die Symbole,
Aus welchem Fundort die Motive hole?
Darfst Du, den Faust zum Himmel aufzuschwingen,
In pfäffische Gesellschaft ihn verbringen,

Die ihn, wenn sie halbwegs ihn nur gekannt,
Als Ketzer hätten sicherlich verbrannt?
Geruch des Weihrauchs, stimmt er zu den Sphären,
Wo mündig frei der Geist sich soll bewähren?
Soll altehrwürdig hier das Sinnbild walten,
Die Bibel bot dir schlichtere Gestalten.
Ich bleib dabei, die salbungsvollen Glatzen
Sie sind und bleiben lächerliche Fratzen."

Herr Vischer erlaubt sich also hiermit, dem Goethe-
ien Genius gewissermaßen den Weg vorzuzeichnen, wie
seinen Schluß hätte besser machen können. Von dem
halt oder Ausgang einer Dichtung unbefriedigt zu
n, bleibt ja sicherlich keinem Menschen unbenommen, um
eviel mehr einem Kritiker und Ästhetiker. Wir könnten
s ja auch eine Apotheose und Unsterblichkeit des mensch-
hen Geistes ohne den Himmel und die Seligkeit nach
m landläufigen frommen Köhlerglauben im Gegensatz zu
m Geröstetwerden der Verdammten im höllischen Feuer
nken, — etwa einen fortgesetzten geistigen Genuß im Be-
ußtsein unsterblicher Thaten und des Fortlebens im Ge-
chtnis der Nachwelt, — allein wer wollte darum einen
enius tadeln, wenn er sich auf dem Boden der religiösen Vor-
llungen seiner Zeit bewegte, und an welche ehrwürdigeren
estalten des alten Testamentes denkt denn Herr Vischer,
etwa an Moses, der in der Wüste so kleinmütig
rzagte, oder an den Erzvater Abraham, der seinen
enen Sohn zu schlachten bereit war, sein Weib in die
üste verstieß und seinen Sohn Ismael verschmachten
ß, oder an Jakob, der seinen Bruder Esau um das
stgeburtsrecht für ein Linsengericht betrog, oder an Josef,
n Potiphars Weib nicht verführen konnte? — Man
g und kann sich ja den Schluß wohl anders denken, oder ge-

„Nicht wehe thuts, wenn fragliches Talent
Sich in Manier, Geheimniskram verrennt,
Doch wenn es einem Genius widerfährt
O das thut weh, das sticht und brennt und schwärt!
Zu Dir hab' ich von früher Jugend Tagen
Beglückt, entzückt die Augen aufgeschlagen.
Nur Staunen kann uns Mittleren geziemen,
Auch nur zu lösen Deiner Schuhe Riemen
Bin ich nicht wert. Vor Menschen beugt mein Knie
Sich nie,
Doch könnt es je sich beugen,
Wie ich Dich ehre, würd' es Dir bezeugen."

Und bei dieser Verehrung Vischers für Goethe, die, wie wir gerne glauben, sicherlich aufrichtig und tiefgefühlt ist, — war es ihm doch möglich, eine solche Verhohnigelung und Verunglimpfung Goetheschen Geistes zu dichten, wie seine Travestie nun doch ohne Zweifel ist! Es mißfällt Vischer, daß Goethe einen Schluß zu seinem Faust gedichtet, worin dieser durch Mithilfe des Himmels und der himmlischen Scharen gerettet wird, daß dabei allerhand geistliche Figuren auftreten, wie ein Doktor Marianus und Büßerinnen des neuen Testamentes, eine Maria Magdalena und Samariterin u. drgl. Das riecht ihm zuviel nach Kirche, Pfaffen, Ultramontanismus und Jesuiten. So sehr er den Schluß des ersten Teils bewundert, so sehr verwirft er den des zweiten Teils. Mit Bezug darauf sagt er selbst:

. . . . . „mehr als manch' Verehrerhundert
Hab ich von Herzen diesen Schluß bewundert,
Doch um so mehr des Schlusses Schluß beklagt,
Der nach des Schlusses wahrem Geist nicht fragt.
Gilt es denn gleich, woher ich die Symbole,
Aus welchem Fundort die Motive hole?
Darfst Du, den Faust zum Himmel aufzuschwingen,
In pfäffische Gesellschaft ihn verbringen,

Die ihn, wenn sie halbwegs ihn nur gekannt,
Als Ketzer hätten sicherlich verbrannt?
Geruch des Weihrauchs, stimmt er zu den Sphären,
Wo mündig frei der Geist sich soll bewähren?
Soll altehrwürdig hier das Sinnbild walten,
Die Bibel bot dir schlichtere Gestalten.
Ich bleib dabei, die salbungsvollen Glatzen
Sie sind und bleiben lächerliche Fratzen."

Herr Vischer erlaubt sich also hiermit, dem Goethe-hen Genius gewissermaßen den Weg vorzuzeichnen, wie r seinen Schluß hätte besser machen können. Von dem nhalt oder Ausgang einer Dichtung unbefriedigt zu in, bleibt ja sicherlich keinem Menschen unbenommen, um ieviel mehr einem Kritiker und Ästhetiker. Wir könnten ns ja auch eine Apotheose und Unsterblichkeit des mensch-chen Geistes ohne den Himmel und die Seligkeit nach m landläufigen frommen Köhlerglauben im Gegensatz zu m Geröstetwerden der Verdammten im höllischen Feuer nken, — etwa einen fortgesetzten geistigen Genuß im Be-ußtsein unsterblicher Thaten und des Fortlebens im Ge-ächtnis der Nachwelt, — allein wer wollte darum einen enius tadeln, wenn er sich auf dem Boden der religiösen Vor-ellungen seiner Zeit bewegte, und an welche ehrwürdigeren estalten des alten Testamentes denkt denn Herr Vischer, — etwa an Moses, der in der Wüste so kleinmütig rzagte, oder an den Erzvater Abraham, der seinen genen Sohn zu schlachten bereit war, sein Weib in die üste verstieß und seinen Sohn Ismael verschmachten eß, oder an Jakob, der seinen Bruder Esau um das rstgeburtsrecht für ein Linsengericht betrog, oder an Josef, n Potiphars Weib nicht verführen konnte? — Man ag und kann sich ja den Schluß wohl anders denken, oder ge-

dacht haben, man kann es auch bedauern, daß der Genius eines großen Dichters nicht die oder die Lösung gefunden hat, — giebt dies aber ein Recht, eine sonst unübertroffene und unsterbliche Meisterschöpfung lächerlich zu machen und selbst die Gestalten und Ergüsse uns zu verleiden, die unser Entzücken und unsere Bewunderung für alle Zeiten erwecken und rege halten?

Warum an die Stelle jenes unvergleichlichen, naiven und mit der Allgewalt ihres unschuldigen, noch knospenhaften Mädchentums auf Fausts Geist überwältigend wirkenden Gretchens jenes unbedeutende, nebensächliche, klatschsüchtige Lieschen am Brunnen zu einer Muse des Helden stempeln? Warum aus dem biederen, treuherzigen Valentin einen groben, unflätigen Lümmel machen? Warum den Faust selbst zu einem ohnmächtigen Kinderspott herabwürdigen und überhaupt aus ihm einen willen- und thatenlosen Waschlappen machen? Hätte sich Vischer nur an der Karrikierung des Mystizismus und der Allegoristerei gehalten, so hätten wir es noch begreiflich gefunden. Aber selbst die erhabensten und ergreifendsten Ergüsse eines namenlos sich unglücklich fühlenden Menschenherzens fallen dieser Sucht des Persiflierens und Karrikierens zum Opfer. Man höre nur! Faust ist seiner inneren Läuterung wegen zur vegetabilischen Kost verdammt und zum amerikanischen Temperenzlertum:

„Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinan und vorwärts strebt,
Wenn vor dem Geist in Stille reif gegohren
Mit holdem Dampf ein Sauerkräutchen schwebt,
Wenn zart geräuchert neben Schweines Rüssel
Ein Wurstpaar dampfet in der wackern Schüssel,
Hienebst — verzeih! ich muß ein wenig schmatzen —
Bayrische Knödel oder Schwabenspatzen,

Dazu ein Tröpfchen edles firnes Naß
Vom Keller aus dem Lagerbiergelaß" —

In demselben Tone ist auch der Chor der Geister gehalten; doch die Travestie jener obigen wunderbar ergreifenden Stelle thut einem wehe.

Valentin wird durch Vischers Verballhornung zum reinen „Hausknecht aus Nubierland," der wie dieser den Fremdling, so den unbequemen Mephisto aus seiner Bierrestauration hinauswirft. Faust hat sein sinnliches Gelüste nach Bier und Wurst nur dadurch überstanden, daß ihm Lieschen einen Kübel kalten Wassers übergegossen. Darum läßt Vischer den Chor der Geister sehr ergötzlich folgenden Hymnus anstimmen:

„Glücklich erstanden!
Selig der Sterbliche,
Welcher die reizende,
Küchengewerbliche,
Sinnenreichreizende,
Brätelnde, schmalzige
Fleischliche, gänsliche,
Prickelnde, salzige,
Quirlende, brenzliche
Wurstliche, fettige,
Lockend Babettige,
Lüsterne, kitzliche,
Gaumenerhitzliche,
Weinlich bespitzliche,
Schmatzende, bitzliche,
Malzige, hopfig,
Spundenfortklopfige,
Seideleinspritzliche,
Gährende, bockige,
Schäumende, flockige,
Mittelbar nützliche
Prüfung

wenn auch mehr nur thatsächlich, mehr dem Erfolg, als dem Verdienst nach —

Bestanden."

Faust bedankt sich bei Valentin, der ihm dabei so wacker geholfen, doch dieser rühmt sich bramarbassisch seiner Tüchtigkeit und macht dabei dem Helden das zweifelhafte Kompliment:

„Du bist und bleibst — es sei mir nicht verübelt,
Man grollt ja nicht in diesem Heiligthumb —
So hier, wie dort, halt ein Charakterlump",

Sehr ergötzlich droht ihm Faust: „Wart nur, das sag ich meinem Düntzer!" und nicht minder ergötzlich antwortet Valentin:

„Was scher' ich mich um diesen Zopf?
Zeig's ihm nur an, dem tausendfachen Münzer
Von Goethes letztem Hosenknopf!
Siehst Du's denn aber gar so gern,
Wenn Famel schreiben über ihren Herrn?" —

Und nun zur weiteren Läuterung unseres Helden ist Faust verdammt, als Lehrer bei bösen Buben Goethes Faust II. Teil zu erklären. Die Streiche, die sie ihm dabei spielen, erinnern lebhaft an Buschs: „Max und Moritz." Nicht nur, daß die „selge Knabenkolonie hat wiederum die Luft verdickt," nein! sie stören den Lehrer auch inmitten seiner Interpretation des Homunculus durch Knallerbsen. Seine Definition dieses Homunculus ist kostbar: „Der Homunculus ... ist einerseits die geistlose Gelehrsamkeit, welche Schätze des Wissens zwar sammelt, aber nicht in lebendigen geistigen Besitz zu verwandeln weiß, andererseits aber ebenso sehr das besonnene, in selbstbewußter Kraft ahnungsvoll nach dem idealen Schönen hingerichtete Streben, also die sich selbst übertreffende Gelehrsamkeit, die

Liebe zum Schönen, die dem Menschen voranleuchten muß, wenn er das Land der Schönheit suchen und finden soll ꝛc.

Doch da klebt der Magister am Pech an, das ihm die Jungen auf den Stuhl geheftet, und beim Losreißen bleibt ihm ein fataler Lappen seines hinteren Beinkleids zurück. Trotz des Zorns, der sich seiner bemächtigt, widersteht er noch der Versuchung, die Buben zu prügeln. Hierbei fehlt es auch nicht an parodistischen Reminiszenzen aus Schillers „Wallenstein." Vischer fährt in seiner Definition des Homunculus also fort: „Der Homunculus ist nämlich außerdem, daß er einerseits die Liebe zum ideal Schönen ist, zugleich eine äußerst tiefsinnige Anspielung auf den Vulkanismus. Indem er nämlich am Muschelwagen der Galatea" — doch da unterbricht ihn das Gesumme losgelassener Maikäfer, und in unverzeihlicher Travestie jener stimmungsvollen Verse beim Ertönen der Osterglocken läßt Vischer seinen Helden ausrufen;

„Welch tiefes Summen, welch ein dumpfer Ton
Stopft mit Gewalt das Wort in meinem Munde?
Verkündiget, ihr Maienkäfer, schon
Des Wonnemonats freudenreiche Stunde?
Was sucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Brumseltöne mich im Schulenstaube?
Klingt dort umher, wo Frühlingsferien sind!" —

Als sich ihm aber gar ein Maikäfer auf die Nase setzt, ist seine Geduld am Ende, er ergreift den ersten besten der schadenfrohen Rangen, legt ihn über und schwingt den Haselstock mit dem entschlossenen Ausruf:

„Mag Dein Geschick auf meins zusammenstürzen
Und Du mit mir zu Grunde gehn!
In Todesmut will ich zum Stecken greifen,
Dir fünfundzwanzig auf den Hintern häufen,

Zum Globus den geschwollenen erweitern
Und, wie Du selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Doch der Stecken, den die bösen Buben auf Mephistos Rat eingekerbt, zerspringt in seiner Hand, und so bleibt der Unfugstifter vor Mißhandlung bewahrt. Und nun erschallt wieder der Chor der Geister, ihn zu seiner abermals, wenn auch nicht so glatt, so doch bestandenen Prüfung, zu beglückwünschen, und gerührt dankt Faust seinem guten Engel Lieschen, das ihn vor Versündigung bewahrt, doch sie lehnt es in Bescheidenheit mit folgenden Versen dankend ab:

„Nicht mir, nicht mir!
Zu Hilfe kamen äußere Momente,
Doch alles dankst Du lediglich am Ende
Dem eigenen Selbst, das ernst und tief
Dir wieder ins Bewußtsein rief
Ihn, der vorübergehend schlief:
Kants kategorischen Imperativ."

Darauf folgt allgemeine Rührung, und Faust erhält zur Belohnung: Bratwürste und Äpfelwein. Doch nun folgt eine neue Prüfung: Es ist der Gang zu den „Müttern." Valentin begleitet ihn, und ein Kaminfeger zeigt ihnen den Weg zum unterirdischen Niederschlupf.

Sehr ergötzlich ist das Heim der Mütter geschildert, und sehr erbaulich klingt ihr Gesang, während sie Kaffee trinken. Die erste beginnt:

„Teils sind wir wesenhaft,
Teils jedoch nicht,
Hexenhaft, besenhaft,
Wahrheit, Gedicht.
Tief in der Erde Schooß,
Also im Raum,
Doch zugleich körperlos,
Geistiger Schaum,

Außerhalb aller Zeit,
Doch zugleich einst und heut,
Thronen wir plauderbar,
Spaßhaft, doch schauderbar,
Trinken Kaffee,
Juchhe!" . . . .

Und nun folgt eine Verballhornung der Helena-Episode. Euphorion erscheint und schlägt trotz der Warnungen seiner Eltern halsbrecherische Purzelbäume, so daß ihm Valentin zuruft: „Jetzt ist's zuviel, verzogener Naseweiß, Lausbub ich packe dich am Hosenpreis!" Und Faust, ihn zur Exekution ermunternd, stimmt zu:

„Ja, faß ihn nur und gieb zu seinem Heil
Ihm eine Tracht auf jenen Teil
Der menschlichen Persönlichkeit,
Der stets, da er so rund und breit,
Am meisten ein Objekt ist der Erziehung
Ein Ziel der pädagogischen Bemühung!" —

Es scheint, Herr Vischer liebt weniger die praktische Bethätigung der Lebensphilosophie a priori, als vielmehr a posteriori. Schließlich fallen Euphorion und Helena zu Lumpen und Fetzen zusammen. Es bleibt nur ein Krinolinengestell von der göttlichen Frau zurück, und die Modekrankheit der Tournure veranlaßt wieder Herrn Vischer zu einem sehr „hinterlichen" Witzelei:

„Die Mode geht jetzt auf ein anderes Ziel;
Von außenher umnähet sie den Rock
Mit Flatternaufputz, windigem Gelock,
Nach hinten drängt sie mit vermehrten Kräften,
Der Wölbung dort ein Bauschwerk aufzuheften,
Dort häuft und häuft sie und gestaltet so
Das züchtge Weib zum wandelnden Popo;
Sieht man sie gehn, so ist der rechte Name:
Da kommt ja ein Popo mit etwas Dame".

Wie der an und für sich so berechtigte Ausfall gegen den Zolaschen Naturalismus mit diesem Auswuchs der Damenmode zusammenhänge, ist uns unerfindlich.

Doch wir können die tolle Farce hier nicht weiter verfolgen. Nach mancherlei Ausfällen auf Pietisterei, Muckertum und Jesuitismus erhebt sich Vischers Held „hinauf aus schwarzer Tiefe ins Lichte, Positive!" Zuletzt muß sich Faust noch einer Massagekur unterziehen; denn „mit der Flucht des Hämorrhoidalen erwacht die Seele neu zum Idealen." Man glaubt den Goetheschen Proktophantasmisten zu hören. Dann folgt ein Bankett in Gesellschaft des Dr. Marianus und dreier Patres und eine komische Verherrlichung des Neptunismus. Zu Vervollständigung des tollen Hexensabbat treten sogar personifizierte Hühneraugen und ein Stiefelknecht auf und nachdem Dr. Marianus angestimmt:

„Empor nun, ganzes Auditorium
Aufschwingt euch zum Emporium,
Allwo unbeschnipfelt
Die Idee sich gipfelt,
Wo das I sich tüpfelt,
Wo der Weltbaum wipfelt,
Wo die Weltwurst zipfelt!"

fällt der Chorus mysticus ein:

„Das Abgeschmackteste,
Hier ward es geschmeckt,
Das Allervertrakteste,
Hier ward es bezweckt;
Das Unverzeihliche,
Hier sei es verziehn;
Das ewig Langweilige
Zieht uns dahin!" —

Es scheint, als ob Herr Vischer selbst die Empfindung ge-

habt habe, daß ihm das „Unverzeihliche", was er am Genius Goethes gesündigt, nicht verziehen werden könne; denn er hat es unternommen, in einem Nachspiel, eine Art Selbstverteidigung zu schreiben und zugleich ein Bekenntnis abzulegen, daß er im übrigen ein glühender Verehrer der Goetheschen Muse sei. Dabei kommt eine köstliche Persiflage jener Zunft der Goethe-Philologen und Faust-Interpreten vor, die im Deuteln und Auslegen das Unglaublichste geleistet. Eine beißende Satire z. B. enthält der Gesang der Stoffhuber:

„Wars um 6 Uhr oder sieben,
Wann er diesen Vers geschrieben?
Wars vielleicht präzis halb achte,
Als er zu Papiere brachte
Diesen Einfall, diesen Witz?
War es vor, wars nach dem Essen,
Als bei Lotten er gesessen?
Was des Weiteren dann geschehen,
Durfte, fragen wir, es sehen
Der Geliebten kleiner Fritz?
Wie wars mit Corona Schröter?
Rosenrötlich oder röter?
Was ist Sage, was Geschichte?
Auch auf diesen Streitpunkt richte
Sich die Nase scharf und spitz!
Mariane — wer es wüßte,
Ob er nur die Stirne küßte,
Ob er, um nicht bloß zu nippen,
Kühnlich Lippen drückt auf Lippen,
Amors älterer Noviz?
Ach, die Knöpf an seinem Rocke,
Ach, die Haare jeder Locke,
Wer sie pünktlich könnte zählen,
Würde nicht den Weg verfehlen
Zu der Wahrheit tiefsten Sitz" . . . . u. s. w.

Nicht minder ergötzlich klingt der Chorus der Sinnhuber, die bei allem einen tieferen Sinn wittern, und wenn sie nichts auslegen, hübsch munter unterlegen, die den Dichter für einen halten, der Versteckens spielt. Dabei fallen scharfe Hiebe auf die Erklärungsfindigen, denen „am reinsten strahlt der Dichtung Zauberlicht, wenn man vergebens sich den Kopf zerbricht!“

„Heiß' er Goethe, Schiller, Ramler,
Ohne uns, die Lumpensammler,
Ist der Dichter nur ein Stammler!“ —

Geistreich, voll der beißendsten Satire sind auch die Reden der Goethe-Interpreten. Wir wollen daraus nur folgende Stellen hervorheben:

„Einen unserer Köpfe, Schüler des großen Philosophen Crispus, hat die Welt belehrt, daß, wenn Faust unruhig im Sessel sich herumwirft, dies bedeutet: er oszilliert wie die ihren Pol suchende Nadel; der Pudel ist die personifizierte Sinnlichkeit, der niedere, das Geistige störende Trieb; das Pentagramma die irdische Hülle des Menschen, die Ratte, die es zernagt, das den leiblichen Menschen zerstörende Prinzip; die Hexenküche ist das Bild des Unsinns in der deutschen Litteratur zur Zeit, da sie geschrieben wurde, Helena im Spiegel das Ideal des natürlich Schönen, wie es Faust nachher im Gretchen verwirklicht sieht; mit Grund darf man vermuten, die Saufbrüder in Auerbachs Keller seien ein Bild der zweiten schlesischen Dichterschule und ihrer wilden Sinnlichkeit; die Geschichte mit Gretchen — es scheint zwar, als ob sie keine Allegorie sei, allein es scheint auch nur so; die Kunst des Dichters hat hier fast sich selbst übertroffen, indem sie uns eine Allegorie so hinstellt, daß wir sie kaum für eine solche halten möchten:

was sie eigentlich enthält, das sind die Bestrebungen Goethes als Dichter in seiner ersten Periode; speziell das Geschmeidekästchen bedeutet seine ersten Dichterleistungen, insbesondere Werthers Leiden. Gretchen ist überhaupt das einfach Schöne, einfach Wahre und Gute, nach welchem der jugendliche Dichter rang; ihr Fall besagt, daß solches durch das Unvollkommene, Unreine befleckt wird, welches soweit geht, daß Valentin, der Repräsentant der sittlichen Kraft und Würde getötet wird". Und so geht es weiter. Der Kaiser soll „den europäischen Menschheitsgeist," Philemon und Baucis „das Gebiet der reinen Religon mit ihrer freien Aussicht ins Unendliche" bedeuten u. drgl. Blödsinn mehr. Ja, der Schlüsselbund, der Gretchens Kerker öffnet, ist „die falsche Selbsthilfe moralischer und intellektueller Kraft: das Nachtlämpchen, das Faust mitbringt, die „seichte Verstandesaufklärung, der matte düstere Schein vereinzelter Vernunft" u. s. w.

Immer toller wird die kecke Satire, besonders durch die Dazwischenkunft eines englischen Faust-Interpreten Dr. Wedge, den die deutschen Goetheforscher einsperren.

Immer verrückter wird der Blödsinn, namentlich wenn sich die philosophische Auslegung hineinmengt. „Die Mütter sind der Urgrund alles Geschaffenen," erörtert Steinzänger, „nämlich das Nichts, — die Ameisen sind die Kompilatoren, die Gnomen die Irrtümer, die Greifen die Diktionäre, — Euphorion ist der Wunsch, Philemon und Baucis und der Wanderer sind die Legende, die Sage, die Traditon, — die seligen Knaben sind die transcendentalen Ideen, Seraphicus ist die transcendentale Logik — alles im Sinne Kants, das Ewig-Weibliche ist die Vernunft".

Auch über das Nachstöbern nach leibhaftigen Modellen,

die Goethen gesessen, fallen köstliche Hiebe. So sind die beiden Bürger beim Osterspaziergange noch nicht ausfindig gemacht; auch hat man die wirkliche Frau Schwertlein noch nicht entdeckt trotz Nachschlagens in Frankfurter Kirchenbüchern. Alles dies ist mit unübertrefflichem Geist und Witz gegeißelt, und wir bedauern nur, daß Vischers Satire sich nicht bloß auf diesem Gebiete getummelt hat. Sollen wir ihm darum seine Versündigung am Goetheschen Genius verzeihen? Es scheint, daß er sich dieselbe selbst großmütig verzeiht; wenigstens blickt dies aus seiner Selbstverteidigung dem citierten Geiste unseres Altmeisters gegenüber durch. Auch schiebt er einen Teil der Schuld dem Unfug der Goethe-Philologen zu; dieser habe ihn zur Satire gereizt; den anderen Teil freilich wälzt er auf die allegorische Geheimniskrämmerei, die im zweiten Teile von Goethes Faust vorherrsche, den Sinn verdunkele und erschwere. Doch dies thue seiner Verehrung für den großen Genius keinen Abbruch, dem er nun einen volltönenden Panegyrikus anstimmt:

„ . . . . Es schwebten Feen
Aus seligen Höhen
Und sangen um Deine Wiege.
Ein himmlisches Rosenlicht
Umschwammen des Kindes Löckchen und Stirne.
Seliger Knabe Du,
Einst, wer Dein Lied vernimmt,
Dem werde es wohl, der werde froh,
Leicht, leichter rinne sein Blut! —
Als Gott erschaffen die Welt,
Da sah er an, was er hatte gemacht,
Und siehe da, es war sehr gut.
Also sehn wir mit Deinen Augen
Luft und Erde und Baum und Tier

Und der Menschen gute Geschlechter,
Ein solcher Goldglanz zittert um alles,
Was da ist.
Es quillt, es sprudelt
In Deinem Geist,
Ergiebig, reich, voll
Schießen und steigen krystallne Strahlen,
Verdichten sich, werden Bilder,
Scharfgezeichnete, hellgeschaute,
Klar, wie in jonischem Sonnenlicht,
Wohlbekannte und doch so fremde,
Denn es umschwebt sie ahnungsvoll
Ein namenloses Unendliches" . . . .

ffend ist dann die Schilderung seiner Sturm- und ngperiode, wie folgt:

„Hinein ins Leben mit keckem Sprung
Wirft sich die junge, strotzende Kraft.
Saftige Derbheit, wilder Mutwill,
Gährungsberauschter Jugendmut
Lärmt wie Frühlingsgewitter daher,
Blitzt und kracht und klatscht wie ein lauer,
Fruchtbarer Regen aufs Gefilde. —
— So stürmisch und doch wie weich im Innern!
Hoffnungsloser Liebe Gewalt,
All ihr namenloses Weh
Packt und durchwühlt das sehnsuchtvolle,
An seines Reichtums Überfülle
Gefährlich kranke, in zehrender Wehmut
Schwelgende, nimmersatte,
Nach göttlichem Dasein lechzende Herz.
Vielbeweinte Dichtergestalt
Schreitet zum Tode. Aber der Dichter,
Er genest. Ihn rettet die Dichtung. —
Hinter dem grausen, sturmgejagten
Morgengewölke tagt es schon,
Wacht der Besinnung gesunde Kühle,

Öffnet sich täuschungsloser Blick,
Dringt in die eigne heiße Brust,
Dringt ins Getriebe der dichten Welt,
Durchschauet den Schein,
Unerbittlich, doch nie verneinend,
Was dem gemeinen, gottverlassnen
Blicke Schein heißt, —
Künftiger Weisheit früher Bote.

Sieh' und auf einmal
Schwingt sich mit breitem Adlerfittig,
Schwebt in entzücktem Traumgesicht,
Heiligen Wahnsinns, göttlicher Trunkenheit
Pythische Wunderlaute stammelnd,
In Atherhöhen Dein Geist empor,
Ins lichtdurchdrungene tiefe Blau,
Und entschwindet. In welche Ferne
Hat Dich, geheimnisvoller
Vertrauter des Weltgeists,
Die Sehnsucht getragen?"

Und in derselben begeisterten Tonart schildert Vischer Goethes Auftreten in Weimar und die Zeit der klassischen Läuterung. In der That. Eine glühende Biographie in Versen, in Sprache und Rythmus mächtig und melodisch dahinrauschend, wie ein gewaltiger Bergstrom. Wie schön sind die Verse über Iphigenien, über des Dichters Sehnsucht nach Italien! Nicht minder prächtig ist die Charakteristik der Faustdichtung, wie folgt:

„Doch von fern aus nordischem Nebel
Steigt ein Gebilde, geisterhaft,
Hebt sich dunkle Mannesgestalt.
Unter sinnender hoher Stirne
Schlagen sich große, brennende Augen
Weit auf. Heiliger Durst nach Wahrheit
Lohnt im Blicke, lechzet und fragt,
Fragt die letzte, die höchste der Fragen.

Tiefster Zweifel, innerster Zwiespalt,
Der eine Brust zerreißen kann,
Klafft. Zum Bund mit der Hölle greift
Verzweiflung.
Aus der Tiefe was taucht herauf?
Ein Geist, nicht Teufel dem ersten Blick.
Unverblendbarer Weltverstand
Schmunzelt behaglich auf seinen Lippen,
Über das Leben lächelt er hin.
Erfahrung heißt er, nicht leiden mag er
Überschwang. Das Titanenherz
Will er in seine Schule nehmen.
Hinter dem Lächeln aber zuckt es
Todgefährlich, Verneinung grinsend,
Höllische Tigerklaue lauert
Aus den Augen und um die Stirne. —
Herein in die Tagwelt dämmert seltsam
Gespenstischer Schein.
Unter dem Hexenkessel züngelt
Flackernde Flamme. — Zum Zauberberg
Geht es hinauf mit schwanken Schritten,
Schwefliches, schwüles Licht ergießt sich,
Flimmert umher und flirrt und knistert,
Schatten huschen; im wirren Traume
Dreht sich die Welt, die Windsbraut sauset.
Durch die heulenden, zischenden Lüfte
Naht im Sturme dahergefegt
Hexenzunft. —
Alte Sagen klingen dazwischen,
Seltsame Stimmen singen verhallend
Von alten untergegangenen Zeiten —
Rauschet und brauset die wilde Jagd?
Wodan mit seinem Geisterheer? — —
Aber in wilden Spukes Mitte
Schiebt sich grausige Geist-Erscheinung,
Tauchend aus des Gewissens Tiefe,
Betrogner Liebe Totenbild. —

Am Rabenſteine was jagt vorüber?
Die Rappen ſchnauben — der eine Reiter
Fragt etwas. „Vorbei!“ iſt die Antwort,
„Vorbei!“ —
In Kerkermauern, in Moderluft
Klirren Ketten, wälzt ſich auf Stroh
Ein Weib.
Engel vom Himmel, o alle Geiſter
Des Mitleids ſtehen weinend umher.
Laſſet in Flammen alles vergehen,
Was ſie geſchaffen die Meiſterhand,
Laſſet den Namen ſelbſt vergeſſen,
Aber die Blätter gerettet ſein,
Die wenigen, die dies Bild entrollen. —
Wie? ſo werden die Enkel fragen,
Wer iſt der Geiſt, der namenloſe?
Wer vermag mit ſo ſicherer Hand
Aus des Lebens und aus der Seele
Tiefen zu ſchöpfen und zu holen,
Wer in ſo ungeſchminktem Bild
Jegliches Herz in ſeinem geheimſten
Marke zu packen und zu ſchütteln?“ —

Dieſen Verſen Viſchers haben wir nichts mehr hinzu zufügen. —

Nachtrag.

Zur Frage von Fausts Höllenzwängen veröffentlicht K. Kiesewetter im Wiesbadener Tageblatt vom 1. August 1894 folgende interessante Mitteilung:

Bis jetzt galten sämtliche Höllenzwänge Fausts als unecht und für betrügerische Erzeugnisse der zweiten Hälfte des 17. sowie des 18. Jahrhunderts, und mir erst gelang der Nachweis, daß sechs der verschiedenen Handschriften spätestens aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammten.

Außerdem schien mir der von Scheible, wie alle andern Faustbücher, abgedruckte Wittenberger Höllenzwang von 1540 der Sprache und andern Kriterien nach echt zu sein. Um mich zu vergewissern, schrieb ich voriges Jahr an Herrn Scheible jun. und fragte an, ob er wisse, woher sein Vater das Original der Handschrift oder des Druckes habe und wo dasselbe wohl jetzt zu finden sei. Da mir Herr Scheible darüber keine Auskunft geben konnte, so mußte ich einstweilen die Echtheit dieser Schrift beanstanden. Kaum war aber zu Mitte September v. J. mein Buch: „Faust in Geschichte und Tradition" auf den Markt gekommen, so schrieb mir Herr Geh. Hofrat Dr. Pertsch, daß sich ein Originaldruck dieses Buches auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha befinde, den er mir zur Disposition stelle. Und wirklich ist mit diesem Buch ein von dem geschichtlichen Faust thatsächlich herausgegebener Höllenzwang entdeckt. Das auf Pergament gedruckte, 28 Oktavseiten starke Büchlein führt den Titel:

Fausti
Höllen-Zwang
oder
Mirackul- Kunst vnd Wunder-Buch,
Wodurch die Liebhaber der Magischen Kunst (durch Hülffe der Geister) zu Reichthum, Ehr und Herrlichkeit, Kunst und Weisheit gelangen können.
Von mir in Deutscher und Calbeischer Sprach beschrieben vnd hinterlassen.
Wittenberg im Jahr M. D. x. x. x. x.

Der Text ist deutsch, die Beschwörungen sind nicht chaldäisch, sondern arabisch. Uberhaupt ist das Schriftchen nur die Bearbeitung eines älteren Zauberbuches, nämlich des Compendium magiae nigrae, welches den 1266 zu Holme-Colterne gestorbenen Leibarzt Kaiser Friedrichs II., Michael Scotus, zum Verfasser hat. Fausts Eigentum ist außer der Übersetzung aus dem Lateinischen nur die Vorrede, welche ganz dem gottlosen ruhmredigen Charakter des geschichtlichen Faust entspricht. Das Büchlein ist in mit beschriebenen altem Pergament überzogene Buchenholzplatten gebunden, an welchen sich starke Messingecken und eine messingene Schließkramme zur Aufnahme eines Vorlegeschlosses befinden. Die Erzählungen von den verschlossenen und in Bibliotheken angeketteten Höllenzwängen sind also keine Fabel.

Die Wichtigkeit des Gothaer Fundes für die Faustforschung liegt also auf der Hand.

Till Eulenspiegel.

Aus Kurz Literaturgeschichte.

Till Eulenspiegel.

1. Existenz Till Eulenspiegels und Originalität seiner Schalksstreiche.

Motto:

„Du weiser Narr, deß Sinn und Wesen
Stets uns'res Volkes Art und Sinn gewesen,
Dich hätt' ich gern geschildert und gemalt,
Wie du lebendig wieder, statt der alten,
Der neuen Zeit den Spiegel vorgehalten,
Ihr alle Thorheit hättest heimgezahlt;
Was du auf Erden warst, denk' ich und merk',
Dein Leben war ein fröhlich Tagewerk." —
(Jul. Wolff: „Till Eulenspiegel redivivus".)

Nächst dem sittlichen Ernst und der Gedankentiefe, wie sie der Geist des deutschen Volkes im Mittelalter in verschiedenen Werken der Litteratur offenbart, kommt auch der Humor in einigen Sammlungen von Schwänken eigenartig zum Ausdruck. Hierhin gehören namentlich die Volksbücher von den Schalksstreichen Till Eulenspiegels und den Narrenspossen der Schildbürger. In diesen beiden Sammlungen äußert sich jedoch der Humor in entgegengesetzter Art, — wir möchten sagen subjektiv und objektiv. Denn während Till Eulenspiegel seine Streiche mit bewußter Schadenfreude und in einer Art von Geistesüberlegenheit ausführt, sich also auf Kosten anderer belustigt und sie dem Gelächter preisgiebt, werden andererseits die Schildbürger in ihrem Dünkel, klug und weise zu handeln, in Ausführung ihrer Narrenspossen *selbst* lächerlich. Till Eulenspiegel handelt absichtlich verkehrt, um nachher über

den Schaden der anderen zu lachen, die Schildbürger dagegen wollen es besonders klug anfangen, machen aber zu ihrem eigenen Schaden und zum Gespötte der anderen die dümmsten Streiche.

Wenn wir uns nun im folgenden etwas eingehender mit den Schalksstreichen Till Eulenspiegels beschäftigen, so entsteht zunächst die Frage nach der wirklichen Existenz eines solchen Narren und ob alle die auf seinen Namen umgehenden Schwänke von ihm herrühren. Aller Wahrscheinlichkeit nach darf nun die erste Frage bejaht und angenommen werden, daß in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts in der Gegend der Stadt Mölln im Kreise Lauenburg, heutzutage in der Provinz Schleswig-Holstein, ein Till Ulenspiegel gelebt habe, der eine Art vagabundierender Spaßmacher war. Er soll der Sohn eines Bauern gewesen sein, aus einem Stande, der im Mittelalter besonders in Fastnachtsspielen wegen seines plumpen und täppischen Wesens oft der Gegenstand von Verspottungen und Verhöhnungen war. Wie sich nun heutzutage noch eine Spannung zwischen Bauern und Städtern und namentlich das Bestreben bei den Dorfbewohnern zeigt, sich mit einer gewissen angeborenen Schlauheit an der feineren Bildung der Städter zu rächen, so verkörpert auch Till Eulenspiegel die boshafte Schadenfreude des Bauern über die Streiche, die er den Bürgern und besonders den Handwerkern spielt. Zu seiner geistigen Überlegenheit gesellt sich noch ein vorteilhaftes Äußere — er gilt für einen hübschen Kerl — wie denn wenigstens in Norddeutschland der Typus eines Landmannssohnes etwas vor dem Aussehen des plumpen Handwerkers voraus haben soll. Ja Till Eulenspiegel versteht es sogar, vermöge der ihm eigenen Gewandtheit

und Geschicklichkeit sich bei den Adeligen in Gunst zu setzen, die ebenso wie die Bauern gegen den sich damals vordrängenden Bürgerstand eine gewisse Gereiztheit empfanden. Der Hauptschauplatz der Schalksstreiche ist denn auch Norddeutschland, und das Hauptobjekt seiner lebhaften Streiche sind die Handwerker. Nun läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß eine ganze Reihe von Schwänken, die sich in der erst um 1500 im Druck erschienenen Sammlung um den Namen Eulenspiegel gruppiert haben, bereits älteren Datums sind, als das Auftreten unseres Helden angenommen wird, und selbst diejenigen Streiche, die er den Handwerkern spielt und die zum größten Teil das Gepräge des Selbsterlebten an sich tragen, sind wohl schwerlich alle von dem historischen Till selbst ausgeführt. Vielmehr haben sich um den Namen des lustigen Schalksnarren alle verwandten Schwänke fahrender Leute und Wanderburschen kryställisiert, wie auch auf den Namen des Schwarzkünstlers Dr. Faust alle umlaufenden und schon von altersher überlieferten Zauber- und Hexensagen sich übertragen haben. Daraus aber den Schluß folgern zu wollen, daß der Namensträger selbst überhaupt gar nicht existiert habe, wäre sicherlich verkehrt. Und doch giebt es Gelehrte und Herausgeber unseres Volksbuches, die den Namen und das Auftreten unseres Helden in das Gebiet des Mythischen verweisen und sich an allerhand gekünstelten Deutungen des Wortes Eulenspiegel versuchen. Die einen meinen, es habe den Sinn, als ob der Mensch ebensowenig seine Thorheit erkenne, wie eine Eule ihre Häßlichkeit, wenn sie in den Spiegel schaue. Andere leiten das niederdeutsche Wort „Ulenspegel“ — und in Niederdeutschland ist ja der Schauplatz unsers Helden — von dem

Zeitwort ûlen d. h. fegen ab und wollen den Sinn des ganzen Namens als eine Befehlsform aufgefaßt wissen, etwa so: „Fege den Spiegel, damit du darin dein Bild rein erkennen kannst“. Nun wird aber das Vorkommen des Eigennamens „Eulenspiegel“ urkundlich in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts bezeugt und eine verwitwete Frau Ulenspegel ausdrücklich genannt, wenn auch nicht gerade bewiesen werden kann, daß diese die Mutter Tills gewesen sei. Aber auch sonst fehlt es nicht an Zeugnissen und Überlieferungen, welche die Existenz unseres Helden beglaubigen. So wird namentlich ein Leichenstein Till Eulenspiegels zu Mölln als authentisch bezeugt. Darauf steht er selbst mit gespreizten Beinen, in der rechten Hand eine Eule, in der linken den Spiegel haltend; der Stein trägt die Jahreszahl 1350 und die Inschrift, daß darunter Eulenspiegel begraben liege, sowie eine Mahnung für den Beschauer, daß ihm gleiches bevorstehe. Sowohl auf den 1350 erfolgten Tod Eulenspiegels, wie auf den zu Mölln befindlichen Grabstein beziehen sich mehrere Chroniken, wie die von Kaspar Abel 1732 zu Braunschweig herausgegebene und schon 1486 niedergeschriebene; ferner die um die Mitte des XVI. Jahrhunderts von Reimar Kock verfaßte Lübsche Chronik und der Bericht Heberers über eine 1592 nach Schweden und Dänemark unternommene Reise aus dem Jahre 1610. In Merians Topographie von Niedersachsen wird einer Nachricht vom Jahre 1614 zufolge das Grab als „voriger Zeit renoviert“ bezeichnet, und sehr ausführlich verbreitet sich darüber Dreyers Chronik, der 1631 Prediger in Seedorf war. Dreyer nennt als Geburtsort Eulenspiegels das Dorf Knöttlingen unweit Helmstedt in Braunschweig, erwähnt, daß von seinen

Schalksstreichen ein ganzes Buch handle und er zu Mölln im Lübeckschen gestorben sei. Außer seinem Grabstein links von der Kirchenthüre zeige man noch auf dem Rathause als Raritäten von ihm einen großen und kleinen Panzer. Alsdann erzählt Dreyer von dem seltsamen Vorkommnis bei Eulenspiegels Beerdigung, daß bei der Einsenkung des Sarges ein Tau riß, und der Sarg infolgedessen aufrechtstehend in die Grube kam. Dann beschreibt Dreyer die Skulptur Eulenspiegels auf dem Grabstein, den Federhut auf dem Kopf, den Spiegel in der Hand nebst einem Korb voll Eulen und die bereits erwähnte Grabschrift. Das Stacket sei erneuert worden, weil man aus dem alten soviele Spähne geschnitten, im Wahne, sie könnten das Zahnweh vertreiben. Von einer Renovation des Grabmals spricht auch der Vielschreiber Martin Zeiller in einem 1674 erschienenen Werke. Auffallend ist, daß der Franziskaner Zacharias Konrad von Uffenbach, der Mölln 1710 besuchte, die Abbildung Eulenspiegels auf dem Grabstein anders beschreibt als Dreyer; von einem Korb mit Eulen hat er nichts gesehen, sondern er stimmt mit Merian und Zeiller überein. Allein es scheint, als ob der Leichenstein nicht immer völlig zu sehen gewesen. Wenigstens stand er, als ihn 1853 Lappenberg, der ihn auch in seiner Ausgabe Eulenspiegels in Abbildung wiedergiebt, besichtigte, z. T. in die Erde versenkt, so daß auch die Inschrift nicht völlig sichtbar war. Lappenberg berichtet auch von einem seltsamen Brauch der Handwerksburschen, die den Möllner Kirchhof besuchten: sie pflegten nämlich auf einer jetzt abgestorbenen Linde daselbst einen Nagel einzuschlagen, so daß der Baum schließlich ganz mit Nägeln bedeckt war. Der Grabstein lehnt jetzt aufgerichtet an der Turmmauer und ist mit einem Ver-

schlag umgeben, und das Bildnis darauf gleicht der Beschreibung Dreyers. Die Inschrift, die man jetzt liest, scheint aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu stammen. Der Stein ist mit bunten, jetzt ziemlich verblichenen Farben angepinselt, seine Höhe beträgt ohne den Sockel 7 3/4 Fuß, er steht an der Mauer des Kirchturms unter dem ehemaligen Portale, nachdem der Eingang nach der Südseite verlegt ist; von dem Baume ist nichts mehr zu sehen. Ob wir es hier mit dem alten, ächten, in späterer Zeit bloß renovierten Grabstein Eulenspiegels zu thun haben, bleibt allerdings sehr fraglich. Soviel läßt sich deutlich erkennen, daß hier die Rückseite eines ehedem anderem Zwecke dienenden Grabsteins zur Darstellung Eulenspiegels benutzt worden ist; denn auf der Kehrseite sieht man noch ein Kreuz in erhabener Arbeit und eine Nische, aber die ehemalige bildliche Darstellung darin scheint absichtlich weggemeißelt zu sein; ebenso die Inschrift auf einem schlangenartig gewundenen Bande darunter. Doch läßt sich wohl annehmen, daß dieser Grabstein die Stelle eines dort befindlichen Denkmals Eulenspiegels ersetzen sollte. Auch sonst befinden oder befanden sich zu Mölln noch Spuren von dem Dasein unseres Helden. So zeigte man auf der dortigen Ratsstube ein Bild desselben in der Tracht des XV. Jahrhunderts, und in der Marienkirche zu Wismar befindet sich ein Ziegelstein im Gemäuer des Daches, worauf eine Eule mit einem Menschengesicht eingeritzt ist, die etwas in der Kralle hält, wie einen Spiegel. Sorgfältigen Untersuchungen nach stammt dieser Ziegel aus den Jahren 1335—1338 und enthält eine unleugbare Beziehung auf unseren Helden. Ferner befand sich in Kneitlingen, dem Geburtsorte Tills, ein Denkstein und

ein Bild am Thore zu Braunschweig. In verschiedenen Städten, wie Goslar, Lübeck, Trier, Nürnberg, Prag und Danzig zeigt man bildliche Darstellungen Eulenspiegels.

Von Gemälden unseres Schalksnarren war ohne Zweifel der Kupferstich von Lukas v. Leyden der berühmteste, wovon es Kopieen gegeben haben muß; denn Albrecht Dürer kaufte 1520 zu Brüssel zween Eulenspiegel für einen Stüber, und 1670 sollen für einen solchen Stich 200 Thaler bezahlt worden sein. Das Gemälde stellt einen auf einer Sackpfeife musizierenden Mann dar, der zwei Kinder in einem Korbe trägt; ein Esel trägt noch zwei Kinder, eine Frau eins; ein sechstes Kind geht vor ihr her, auf seiner linken Schulter sitzt eine Eule. Vermutlich bezieht sich dies Gemälde auf den Auszug der Eltern Eulenspiegels ins Magdeburgische. Außerdem giebt es noch verschiedene Gemälde, die sich unseren Helden zum Vorwurf gewählt haben, bis auf unsere Zeit. Für die Berühmtheit und Beliebtheit des Schalksnarren sprechen denn auch die vielen Ausgaben, Bearbeitungen und Übersetzungen seiner Schwänke. Freilich sind davon nicht alle ursprünglich auf Eulenspiegel zu beziehen, sondern wohl diejenigen zunächst auszuscheiden oder als nachträglich hinzugekommene zu bezeichnen, die mit dem eigentlichen Charakter des Helden als fahrenden Handwerkers nichts gemein haben. Aus dem Gedichte Strickers: „Der Pfaffe Amis" haben sich ohne Zweifel einige verwandte Schwänke auf Eulenspiegel übertragen. Amis war ein englischer Pfaffe, ein weiser und freigebiger Mann, der aber um seiner Tugend willen unter dem Drucke seines Oberen viel zu leiden hatte. Der Bischof drohte ihm, seine Pfründe wegzunehmen und nur dann davon abzusehen, wenn er eine Prüfung

bestände. Bei dieser Prüfung legt er ihm allerhand schwierige Fragen vor, denen wir auch bei den Schwänken Eulenspiegels begegnen. So soll dieser auf die Universität Prag in Böhmen gekommen sein und sich dort für einen großen Meister im Lösen schwieriger Fragen ausgegeben haben. Das verdroß den Rektor, die Doktores und Magistri, und sie gingen zu Rate, wie sie Till Nüsse zu knacken geben wollten, die er nicht aufbringen könnte, um ihn zu beschämen und nicht zur Universität zuzulassen. Sie ließen ihn deshalb durch einen Pedellen vor den Rat der Doktoren und Gelehrten bescheiden. Till erschien mit einem Gefolge gutgesinnter Bürger und Kameraden, um gegen einen etwaigen Überfall von Studenten gesichert zu sein. Man hieß ihn auf einen Stuhl steigen und legte ihm folgende Fragen vor:

„Wie viel Ohm Wasser befinden sich im Meere?"

Darauf antwortete Till sofort:

„Würdiger Herr Rektor, heißt die andern Wasser stille stehen, die von allen Enden ins Meer laufen, dann will ich es ausmessen."

Das konnte der Rektor natürlich nicht und er that beschämt die andere Frage:

„Wie viel Tage sind vergangen von Adams Zeiten bis heute?"

„Nur sieben," antwortete Till, „sobald diese um waren, fingen wieder sieben andere Tage an und so ging es fort bis heute und bis ans Ende der Welt."

Darnach fragte der Rektor: „Wo ist die Mitte der Welt?"

„Gerade hier, wo ich stehe," versetzte Till, „um es nachzusehen, meßt mit der Schnur nach und wenn nur ein Strohhalm fehlt, will ich unrecht haben."

Ehe der Rektor aber dies nachmessen wollte, that er zornig die vierte Frage:

„Wie weit ist von der Erde zum Himmel?"

Eulenspiegel antwortete: „Es ist nicht sehr weit von hier, so daß man alles, was man im Himmel ruft oder spricht, hier sehr gut hören kann; steigt einmal hinauf, so will ich hier unten ganz leise rufen, und ihr werdet es im Himmel hören, oder ich will unrecht haben."

Das konnte der Rektor nicht und stellte lieber die fünfte Frage:

„Wie groß ist der Himmel?"

„1000 Klafter breit und 1000 Ellenbogen hoch," versetzte Till, „glaubt ihr es nicht, so nehmt Sonne, Mond und alle Sterne vom Himmel weg und meßt es richtig aus, sofern Ihr es könnt."

Da waren die gelehrten Herren beschämt und mußten ihm recht geben. Doch es ward unserem Helden in seinem Gelehrtenrocke unbehaglich, so daß er ihn austhat und weiter zog gen Erfurt.

Unwillkürlich denkt man hier an die bekannte Schnurre, die der Dichter Bürger in seinem Gedichte: „Kaiser und Abt" behandelt, und an die Fragen, die der kluge Schäfer Hans Bendix für seinen geistlichen Herrn löst; sie beruhen ohne Zweifel auf derselben Quelle. Auch die Kunst, die Till Eulenspiegel verheißt, einen Esel lesen zu lehren, findet sich in Strickers Gedicht vom Pfaffen Amis.

In Erfurt schlug unser Schalksnarr seine Thesen zu gelehrten Disputationen an und reizte dadurch die Gelehrten, so daß sie zu Rate gingen, wie sie ihn zu Schanden machen könnten. Nun hatte sich Till in öffentlichem Anschlag anheischig gemacht, jede Kreatur in kurzem lesen

und schreiben zu lehren. Darum gaben ihm die Herren von der Universität einen jungen Esel in die Lehre; „denn" — so sagt das Eulenspiegelbuch sehr naiv — „zu Erfurt sein viel Esel, alt und jung." Unser Magister übernahm es, erbat sich aber Zeit dazu. Sie bewilligten ihm auch 20 Jahre. „Das ist eine lange Zeit," dachte Eulenspiegel, „in der kann der Rektor oder ich, oder auch mein Schüler sterben", und nahm das Lehrgeld darauf an. Dann ließ er sich für seinen langohrigen Disziepel einen besonderen Stall in der Herberge einräumen und legte ihm einen alten Psalter in die Krippe, nachdem er zwischen die einzelnen Blätter Hafer gestreut hatte. Sobald der Esel dies roch, warf er gierig mit dem Maule die Blätter um und wenn er nichts mehr fand, schrie er laut: „J—a!" Nachdem er dies gehörig geübt, rief er den Rektor herbei und sprach: „Mein Schüler ist zwar sehr ungelehrig, doch habe ich ihn mit viel Mühe und Arbeit so weit gebracht, daß er schon einzelne Buchstaben kennt und lesen kann. Ihr könnt Euch selbst davon überzeugen."

Damit legte er dem Esel, den er lange hatte fasten lassen, ein Buch vor. Sofort warf das Tier nach seiner Gewohnheit die Blätter um; als es aber keinen Hafer fand, schrie es laut: „J—a! J—a!"

„Sehen Sie, lieber Herr, die beiden Vokale J und A die kennt er schon und ich hoffe, er lernt die übrigen Buchstaben auch noch."

Der Rektor wußte nichts zu sagen, starb auch bald darnach, so daß Till seinen langohrigen Abc-Schützen lieber auf der Wiese Disteln lesen ließ, als Haferkörner im Buche. „Da hätte ich viel zu thun," dachte er, „wenn ich

alle Esel zu Erfurt gelehrt machen wollte," und zog mit seinem Gelde weiter.

Und so kommen im Pfaffen Amis, der auch ein unstetes Wanderleben führte und bald als Reliquienhändler, bald als Maler, bald als Heiliger oder Kaufmann lose Streiche vollführte, noch mehr Schwänke vor, die in die Sammlung von Eulenspiegels Schwänken übergegangen sind. Diesen Ursprung verrät ohne Zweifel folgendes Stückchen:

Er verkleidete sich als Priester, nahm einen Totenkopf, ließ ihn in Silber fassen und kam nach Pommern, wo die Geistlichen mehr saufen als predigen. Eulenspiegel nahm nun besonders der festlichen Gelegenheiten, wie Kirchweihen oder Hochzeiten wahr, wo er viel Volks traf, um das Wunder seiner Reliquie, wofür er den Totenkopf ausgab, zu zeigen und die Bauern zu prellen. Er bestieg dann einen Stuhl, faselte allerlei vom alten und neuen Testamente zusammen, zeigte dann seinen Schädel als das Haupt des hl. Brandonus, während es in Wahrheit vielleicht einmal auf dem Rumpf eines Schmieds gesessen hatte, ließ es gegen Entrichtung eines Geldopfers, das er für den Neubau einer Kirche bestimmte, von den Bauern küssen und spendete ihnen seinen Segen. Nur von einer Ehebrecherin wolle er kein Opfer nehmen; wer sich von Frauen einer solchen Sünde bewußt sei, die möge nur stille an ihrem Platze verharren. Natürlich drängten sich jetzt alle Weiber heran, denn keine wollte in dem Geruche des Ehebruches stehen und spendeten reichliche Opfer. Ja manche gaben wiederholt, weil sie sich doppelt beobachtet glaubten: Dafür versprach er ihnen vollkommenen Ablaß, sofern sie ihn nicht betrogen hätten; sollten aber einige darunter gewesen

sein, so wollte er lieber ihr Opfer gar nicht empfangen haben. Es meldete sich aber keine, ihr Opfer zurück zu verlangen, und so ward er ein reicher Mann, indem er mit seiner vermeintlichen Reliquie predigend umherzog, und alle verehrten ihn wie einen Heiligen. Wer wäre hier nicht versucht, an Parallelen mit der Neuzeit zu denken?

In ähnlicher Weise prellte er die Leute als Maler. Nach dem Eulenspiegelbuch kam unser Schalksnarr nach vielen Wanderungen im Sachsenlande auch nach Marburg an den Hof des Landgrafen von Hessen und gab sich für einen Maler aus. Der Landgraf wünschte Gemälde aus der Geschichte der Landgrafen und ihren Beziehungen zu Ungarn und anderen Ländern. Eulenspiegel sagte zu und bedang sich 400 fl. aus. Der Landgraf war es zufrieden und zahlte ihm gleich 100 fl. für seine Auslagen. Aber niemand sollte ihn in seiner Arbeit stören. Auch das ward ihm zugestanden. Nun machte Eulenspiegel mit seinen angenommenen Gesellen aus, daß sie über ihre scheinbare Arbeit keinen Mund hielten; ihren Lohn sollten sie darum doch haben. Die Gesellen waren es wohl zufrieden und vergnügten sich mit Brettspiel, anstatt zu malen. Das ging so vier Wochen fort, da gelüstete es dem Landgrafen, vom Fortgang der Arbeit Augenschein zu nehmen. Eulenspiegel konnte dies nicht wehren und sprach:

„Ja, gnädiger Herr, Ihr könnt es mit Eurem Gefolge ansehen. Aber eins muß ich Euch zum voraus sagen: Wer unehelich geboren ist, kann mein Gemälde nicht sehen."

Der Landgraf stutzte, wollte aber doch den Gang in den Saal thun. Als sie eintraten, bemerkten sie nur ein großes leinenes Tuch an der Wand aufgespannt und Eulen-

spiegel, indem er den Landgrafen ein wenig zu sich heranzog, deutete mit einem Stäbchen hin und sprach pathetisch:

„Sehen Sie, gnädiger Herr, dieser Mann ist der erste Landgraf von Hessen, aus dem Geschlechte derer von Colonna zu Rom; er hatte zur Gemahlin des milden Justinians Tochter, Prinzessin von Bayern, desselben, der nachmals Kaiser ward. Sehen Ew. Gnaden jetzt hierher! Von dem da ward geboren Adolfus, und Adolfus gebar Wilhelm den Schwarzen; Wilhelm aber gebar Ludwig den Frommen und so geht es weiter bis zu Ew. Fürstl. Gnaden. Sehen Sie die kunstvolle Arbeit und namentlich das lebhafte Kolorit!"

Der Landgraf riß die Augen weit auf, sah aber nichts als die weiße Wand. „Sollte ich in der That," so dachte er bei sich, „ein Bastard sein?" Allein anstandshalber, um nicht dafür zu gelten, faßte er sich und sprach:

„Lieber Meister! Das genügt uns schon; doch es fehlt uns das Verständnis dafür!"

Als nun der Landgraf zu seiner Gemahlin kam, fragte sie ihn:

„Mein gnädiger Herr! Wie gefällt Euch die Arbeit Eures Malers? Ich habe kein rechtes Vertrauen zu ihm; er sieht aus wie ein Schalk."

Der Landgraf versetzte: „Doch, mir gefällt sein Werk recht gut."

Da verlangte die Landgräfin auch das Gemälde zu sehen und Eulenspiegel sprach zu ihr, wie zu dem Landgrafen:

„Ja, aber wer nicht ehelich geboren ist, kann mein Bild nicht sehen."

Nun ging die Landgräfin mit ihren Hofdamen in den

Saal und Eulenspiegel zog den Vorhang von der weißen Leinwand weg und wiederholte seine Erklärung, wie vor dem Fürsten. Die Landgräfin und ihre Damen konnten nichts sehen, schämten sich aber, durch ihre Aussagen zu offenbaren, daß auf ihrer Geburt ein Makel haften sollte; nur eine Thörin, die sich unter dem Gefolge befand, rief ungeniert aus: „Ich kann nichts sehen und sollte ich auch all mein Lebtag für unehelich gelten.“ „Ei!“ dachte Eulenspiegel, „das nimmt eine unverhoffte Wendung, wenn die Narren die Wahrheit sagen, und zog die Sache ins Lächerliche. Als nun die Landgräfin zu ihrem Gemahl kam, fragte er sie, wie ihr das Gemälde gefallen habe und sie versetzte ganz findig:

„Gnädiger Herr, es gefällt mir so gut, wie Ew. Gnaden. Aber unserer Närrin gefällt es nicht, auch unseren Hofdamen nicht und sie meinen, es stecke eine Büberei dahinter.“

Das ging dem Fürsten zu Herzen und er sandte zu Eulenspiegel, er möge seine Arbeit vor dem ganzen Hofgesinde ausstellen; dann könne er auch sehen, wer von der Ritterschaft unebenbürtig sei, und dann wolle er des Betreffenden Lehen einziehen.

Da entließ Eulenspiegel heimlich seine Gesellen, verlangte vom Zahlmeister noch 100 fl. und machte sich gleichfalls aus dem Staube.

Als der Fürst des andern Tags nach seinem Maler fragte, war er verduftet, und als er mit seinem Hofstaat ins Atelier trat, konnte niemand etwas von einem Gemälde sehen, und sie schwiegen alle still.

Endlich sprach der Landgraf: „Nun sehen wir wohl, daß wir geuzt sind; die 200 Gulden wollen wir wohl

verschmerzen im Hinblick darauf, daß wir den Schalk los sind, denn er kann sich nicht mehr blicken lassen."

In der That hatte Eulenspiegel die Stadt Marburg verlassen; auch von dem Malen wollte er fürderhin nichts mehr wissen. — Der spanische Dichter Cervantes hat aus dieser Schnurre eine Komödie gemacht.

Diese und ähnliche Schwänke verraten also große Verwandtschaft mit denen, die uns der Dichter Stricker vom Pfaffen Amis erzählt. In allen offenbart sich eine gewisse Schadenfreude, über deren Ausbruch der damalige Zeitgeist nicht so zartfühlend dachte, wie der heutige. Dieser Grundzug geht auch durch die ganze Tiersage. Wenn Reineke der Fuchs dem Bären, dem Kater und besonders dem Wolf noch so grausam mitspielt, man lachte gern auf Kosten des andern. Die Fürsten hielten sich damals allgemein, selbst der ernste und nüchterne Rudolf von Habsburg, ihre eigenen Hofnarren, um sich an deren Schalksstreichen zu Ungunsten anderer zu belustigen; besonders blühte die Narrenpoesie in Österreich.

Aber auch noch von einem anderen Pfaffen, dem Kalenberger, sind Schwänke auf unseren Eulenspiegel übertragen worden. Manche davon sind derb, cynisch, ja unflätig, sodaß sie sich nicht eignen, vor zarten Ohren nacherzählt zu werden. Man sollte es nicht für möglich halten, was hier ein Geistlicher vor dem Altar sich getraut.

Die Idee aber, daß Mutterwitz und angeborene Schlauheit über Büchergelehrsamkeit und anstudierte Weisheit triumphieren, finden wir auch in einem älteren Gedichte „Salomon und Markolph" illustriert; ebenso in dem erneuten Äsop, der als Sklave alle Befehle seines Herrn absichtlich verkehrt ausführt. Und hierin liegt die Haupt-

pointe aller Eulenspiegeleien. Auch Till führt alle Befehle seiner Herren und Meister wörtlich oder buchstäblich und nicht dem Sinne nach aus, stellt sich aber nachher unschuldig oder gar beleidigt, wenn man ihn deshalb schilt. „Ihr habt es ja so gesagt, aber Euch kann man nichts recht machen," das ist der gewöhnliche Refrain, wenn der Schaden geschehen ist. Es ist, als wolle er den Leuten die höhere Weisheit begreiflich machen, daß der Buchstabe tötet und nur der Geist lebendig macht und in diesem tieferen Sinn liegt auch der Hauptreiz und der Grund der großen Beliebtheit und Verbreitung der Eulenspiegeliade. Hat doch selbst der Satiriker Fischart sie in Reime gebracht, und ist das Volksbuch in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden.

Was nun abzüglich von den genannten älteren Schwänken an der Figur unseres Eulenspiegel übrig bleibt, das sind wohl alle jene Schnurren, die ihn als einen fahrenden Gewerbtreibenden darstellen und besonders als verkörperten Typus des deutschen Handwerksburschenhumors. Und als solchen wollen wir ihn nun noch etwas näher betrachten.

Doch zunächst müssen wir einiges über die Geburt und Kindheit unseres Helden vorausschicken.

Schon bei der Taufe des kleinen Till, der im Dorfe Kneitlingen im Braunschweigischen geboren ward, passierte etwas Komisches, als ob man hätte andeuten wollen, daß das Kind ein Spaßvogel werden sollte. Als nämlich die Taufpatin, die den Täufling aus der Kirche trug, einen Steg passierte, fiel sie, weil sie etwas zu viel getrunken hatte, herunter in eine Lache, so daß sie mit dem kleinen Till über und über mit Schmutz besudelt ward. Nachdem

man ihnen wieder herausgeholfen hatte, ward das Kind in einem Kessel mit lauwarmem Wasser gewaschen. Also ward es, wie die Leute sagten, an demselben Tage dreimal getauft, mit Weihwasser in der Kirche, mit Jauche in der Pfütze und mit lauwarmem Wasser in der Badewanne.

Sehr frühe entwickelte sich der kleine Till als ein loser Schalk, so daß die Nachbarn häufig Klagen über seine Streiche führten. Da sprach einmal der Vater zu dem vierjährigen Knaben: „Du Schelm, was machst du nur eigentlich, daß dich jeder für einen Schalk hält?“ — Till antwortete: „Lieber Vater, ich mache gar nichts. Ich will Euch beweisen, daß sich die Leute aufhalten, wenn ich gleich ganz still hinter Euch auf dem Pferde sitze!“ — Der Vater war neugierig und that, wie Till ihm vorgeschlagen. Als sie nun so durch die Gassen ritten, hob sich manchmal der kleine Schalk nur etwas in die Höhe. Da deuteten die Leute mit Fingern nach ihm hin und lachten aus vollem Halse. Warum wohl? Till hatte hinten einen großen Riß in der Hose und wenn er sich erhob, „blitzte“ es, wie die Leute zu sagen pflegen. Jetzt nahm ihn der Vater vor sich auf das Pferd, aber die Vorübergehenden lachten abermals; denn Till hing die Zunge heraus, soweit er konnte. Der Vater, der das nicht sehen konnte, rief aus: „Es scheint in der That, als ob du in einer unglücklichen Stunde geboren wärest; denn die Leute lachen über dich, auch wenn du ganz still sitzest.“

Man findet diese Schnurre ganz ähnlich bei dem italienischen Novellisten Morlini und sie kann daher entlehnt sein.

Im Eulenspiegelbuch wird dieser Vorfall als Grund angegeben, warum der Vater wegzog ins Magdeburgische,

worauf er bald starb. Nun hatte die arme Mutter ihre Not, die Familie durchzubringen, zumal Till kein Handwerk lernen wollte; er war schon 16 Jahre alt und zeigte zu nichts Lust als zu losen Streichen. So war sein Hauptvergnügen, auf dem Seile zu laufen, wie sehr die Mutter dies auch verdroß. Er übte es heimlich auf dem Heuboden, von wo er ein Seil über die Saale nach des Nachbars Haus gespannt hatte. Allein die Mutter kam dahinter, nahm einen Knüppel und wollte ihn auf frischer That züchtigen; doch er entwischte zum Dachfenster hinaus und spottete ihrer Drohung. Das währte so eine Zeitlang. Als er aber einmal zur Verwunderung der Leute sich wieder auf dem Seile produzierte, kam die Mutter unversehens dazu und schnitt es ab, so daß er jämmerlich ins Wasser purzelte. Wie ein Pudel plätscherte er darin herum und ward weidlich ausgelacht. Das verdroß ihn mehr, wie das unfreiwillige Bad; deshalb nahm er sich vor, sich an den Buben, die ihn so sehr verspottet, zu rächen. Also lud er einmal das Volk zu einer Seiltänzervorstellung an einem andern Orte ein. Alsdann erbat er sich von den Jungen jedesmal den linken Schuh zu einem Kunststück. Auf diese Weise sammelte Till ungefähr 120 Schuhe, die er alle in eine Schnur zog und ging damit aufs Seil. Dann machte er allerlei Sprünge und ließ auf einmal die Schnur fahren, so daß alle Schuhe kunterbunt durcheinander zur Erde flogen.

„Jetzt sucht einmal Eure Schuhe!“ rief er höhnisch den Buben zu.

Da gab es große Balgerei; sie stießen tüchtig mit den Köpfen zusammen, bis jeder seinen Schuh hatte. Schließlich mischten sich noch die Alten hinein, so daß ein

großer Tumult entstand. Eulenspiegel aber, der vom Seile aus zusah, wollte sich totlachen; doch machte er sich noch zeitig aus dem Staube vor Angst, er könnte auch Prügel bekommen. Der Vorsicht halber hielt er sich eine Zeitlang zu Hause und beschäftigte sich mit Schuhflicken. Darüber freute sich seine Mutter, weil sie glaubte, er wolle ein ehrlich Handwerk erlernen; doch er hielt das Stillsitzen nicht lange aus. Nun klagte die Mutter über seine Faulheit und jammerte, sie hätten nichts zu beißen und zu brocken. Da sann der lose Schalk auf eine List, wie er einen Bäcker um ein Brot bringen könne. Er ging mit einem Sack, der ein Loch hatte, zu einem Bäcker in die Stadt und gab vor, er wolle für einen Herrn, dessen Namen er auch angab, ein Brot holen. Er bat den Bäcker, er möge ihm einen Jungen mitgeben, der von seinem Herrn das Geld in Empfang nehmen solle. Der Bäcker fand darin nichts Auffallendes und gab ihm den Jungen mit. Unterwegs ließ nun Till das Brot durch das Loch im Sack in den Straßenstaub schlüpfen und that darüber sehr ungehalten und betrübt. „Nein!“ rief er, „das besudelte Brot darf ich nicht ins Haus bringen. Lauf schnell, hole ein anderes; ich warte hier auf Dich.“ Der Junge gehorchte; als er jedoch wieder zur Stelle kam, war Till mit dem staubigen Brote davon. Von dem Herrn aber, den er angegeben hatte, war nichts zu erfahren. Inzwischen war Till zu seiner Mutter gekommen und rief: „Iß, wenn du etwas hast und faste mit St. Niklas, wenn du nichts mehr hast.“

Nun lebte in seinem Orte ein Geizhals, der den Nachbarskindern die Metzelsuppe, zu der er sie einladen mußte, weil er ein Schwein geschlachtet hatte, verleiden

wollte. Er schnitt in eine Schüssel recht viel harte Brotkruste und nötigte die Kinder über Not, davon zu würgen; ja, wenn eins übersatt weggehen wollte, nahm er eine Peitsche und zählte ihm tüchtige Hiebe auf, mit den Worten: „Wollt ihr euch wohl etwas schämen und sauber aufessen!“ Da aßen sie denn so viel wie der Hund, wenn er Gras fressen muß und verdarben sich den Appetit auf alle Zeit. Eulenspiegel, der auch dabei war, und den der Wirt mehr bedachte, wie alle anderen, sann auf ein Bubenstück, das wir bei Buschs „Max und Moritz“ wieder finden. Er band eine Reihe von Fäden in der Mitte zusammen, befestigte an jedes Ende ein Stück Brot und warf es den Hühnern vor. Es war nun sehr possierlich anzusehen, wie die Tiere an den Brocken hin- und herzogen und sich fast zu Tode erwürgten. Bei Busch kommt es bekanntlich wirklich so weit.

Ein andermal ging Eulenspiegel mit seiner Mutter auf die Kirchweih und sprach dem Gläschen etwas zuviel zu. In seiner Trunkenheit suchte er sich ein stilles Plätzchen zum Schlafen und fand im Hofe mehrere Bienenkörbe, darunter einige leer. Er kroch in einen solchen hinein und gedachte seinen Rausch auszuschlafen. Aber auf einmal vernahm er ein Geräusch, das von zwei Dieben herrührte, welche einen vollen Bienenstock stehlen wollten. „Wir wollen den nehmen, der am schwersten ist,“ sagte der eine, „da haben wir am meisten davon“. So faßten sie schließlich den, in welchem Eulenspiegel stak; denn es war so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Während sie nun den Korb davon trugen, langte Till mit der Hand vorsichtig heraus und zauste den Vordersten tüchtigt an den Haaren. Da meinte dieser natürlich, sein Hintermann habe ihm den

Schabernack gethan und schimpft auf denselben. „Was fällt dir ein?“ antwortete der, „wie soll ich das machen? hab' ich doch beide Hände voll!“ Nach einer Weile zupfte Eulenspiegel nunmehr den Hintermann. Jetzt ward dieser wütend und rief: „Vorhin hast du behauptet, ich zöge dich an den Haaren und nun machst du es mir so!“ — „Ich glaube, du bist verrückt, wie soll ich das anstellen?“ gab jener zurück. — So trugen sie unter Zanken und Fluchen den Korb weiter, bis Till wieder den Vordersten so heftig an den Haaren zog, daß er mit dem Hinterkopf an den Bienenkorb stieß. Jetzt riß dem aber doch die Geduld; rasch ließ er den Bienenkorb fallen und schlug seinen Gefährten gehörig mit den Fäusten. Der war aber auch nicht faul, sondern wehrte sich ganz grimmig, derart daß sie sich im Finstern nach Kräften bearbeiteten, bis sie einander ganz verloren. Till wollte sich fast totlachen über den Spaß und schlief dann ein. Am andern Morgen kroch er heraus, wanderte in die weite Welt hinein und verdingte sich endlich bei einem Junker als Hofjunge.

Nach diesen Jugendstreichen beginnt nun die Zeit seiner Lehr- und Wanderjahre. Hier zeichnet er sich besonders durch absichtliches Mißverstehen, sowie durch mutwillige Querfeldbereien aus. Aber nicht alles, was er thut, ist sehr fein; ja manches muß nach unseren heutigen Sitten für unflätig gelten, läßt sich darum vor zarten Ohren nicht genau näher erzählen. Gerne treibt er auch seine Schalkheiten mit den Pfaffen und deren Haushälterinnen. Hiervon folgendes Beispiel.

In Budensteten im Braunschweigischen verdingte er sich bei einem Pfaffen als Knecht, der ihm verhieß, er solle so gut essen und trinken wie er und seine Haushälterin und

hätte doch nur die halbe Arbeit zu thun. Eulenspiegel versprach sich darnach zu richten und bemerkte gar bald, daß die Haushälterin einäugig war. Nun steckte diese einmal zwei Hühner an den Spieß und befahl Till, sie zu drehen. Während sie nun so knusperig brieten, gedachte er der Worte des Pfaffen, daß er es so gut haben solle, wie er, war aber doch bange, er möchte bei den zwei Hühnern zu kurz kommen. Deshalb nahm er eins vom Spieß und verzehrte es. Als die Köchin nachsah, fragte sie erstaunt, wo denn das andere Huhn hingekommen wäre. „Ei, so thut doch Euer ander Auge auf, Jungfer", versetzte Eulenspiegel, „dann werdet Ihr es schon sehen." Da wurde sie zornig und meldete die Sache dem Herrn. Der Pfaffe kam, dem Schelm seine Ungebühr zu verweisen und sich nach dem anderen Huhn zu erkundigen. „Das ist ja das andere", erwiderte Till, „ich hieß Eure Haushälterin beide Augen aufmachen, allein sie ward zornig". — „Das kann sie nicht," entgegnete lachend der Pfaffe, „aber wo ist das eine fehlende Huhn?" — „Ja, das habe ich gegessen", antwortete ganz ruhig Eulenspiegel, „um nicht zu kurz zu kommen; Ihr saget ja, ich solle so gut essen, wie Ihr." Der Pfaffe nahm den Scherz nicht übel, sondern sprach: „Nun, meinetwegen es kommt mir auf ein Huhn nicht an." Doch der Schalk fuhr fort, alles nur halb zu thun, was ihn die Köchin hieß, da sie auch nur halb sähe; deshalb ruhte sie nicht, bis er verabschiedet ward.

Ein Schwank, den man sich schon vom Pfaffen von Kalenberg erzählt, ist folgender:

In Magdeburg verhieß einst der Schalk, vom Dach des Rathauses herunterfliegen zu wollen. Dies Schauspiel zu sehen, versammelte sich eine große Menge Volks

auf dem Markte. Till stand auf dem Dache, indem er mit den Armen gewaltig in der Luft herumfuchtelte, als wolle er fliegen. Die Leute aber sperrten Augen und Mäuler auf, das Wunder zu schauen. Eulenspiegel lachte laut; dann aber rief er hinab: „Bisher habe ich geglaubt, ich sei der größte Thor; nun sehe ich, daß ihr alle noch größere seid, weil ihr geglaubt habt, ich könne fliegen.“ Damit kletterte er lachend herab; das Volk aber schimpfte oder sagte: „Er ist ein Schalksnarr; indes hat er uns die Wahrheit gesagt.“

Auch den Ärzten pfuschte Eulenspiegel ins Handwerk. So schlug er in Nürnberg an die Kirchenthüren und ans Rathaus Plakate an, worin er seine Kunst anpries. Nun hatte der Spitalmeister sein Spital voll Kranker, deren er gern ein paar los geworden wäre. Deshalb kam er zu Till, ob er ihm seine Patienten nicht heilen wolle. „O ja!“ versetzte dieser, „recht gern, für 200 fl.“ Das war der Spitalmeister wohl zufrieden und gab ihm 20 fl. im voraus. Hierauf ging Till zu den Kranken und nahm ihnen das Wort ab, nichts von seiner Kur zu verraten; „Denn,“ fuhr er fort, „ich kann euch nur helfen, wenn ich einen von euch zu Pulver verbrenne und es den andern eingebe; ich will den dazu nehmen, der am schwächsten auf den Füßen ist. Morgen komme ich mit dem Spitalmeister vor die Thüre eines jeden und rufe: „Wer sich nicht krank fühlt, komme heraus!“ So geschah's, und alle konnten gehen und liefen eiligst davon. Erfreut bezahlte der Spitalmeister dem Till seinen Lohn, der sich still davon machte; denn nach drei Tage kamen alle Patienten wieder.

Auch dieser Schwank wird schon vom Pfaffen Amis erzählt; originell und echt deutsch sind wohl hauptsächlich

die Handwerksburschenstreiche. So verdingte sich Eulenspiegel einstmals bei einem Bäcker, der eine etwas kollerige Natur hatte. Als ihn der neue Geselle fragte, was er backen solle, sagte er ganz bissig: „Ist das eine Frage für einen Bäckersknecht? Was Du backen sollst? Was bäckt man denn wohl? Eulen und Meerkatzen?!“ Damit legte er sich brummend zu Bette. Till aber that so und formte aus dem Teige lauter Eulen und Meerkatzen. Als dies der Meister des andern Morgens sah, rief er zornig aus: „Krieg die Kränk, was hast Du da gebacken?“ Eulenspiegel antwortete ruhig: „Was Ihr mich geheißen habt: Eulen und Meerkatzen!“ — Da schrie der Meister grimmig: „Was soll ich mit dem Zeuge machen, das mir niemand abkauft? Bezahl mir meinen Teig und scher Dich zum Henker!“ — „Das will ich thun“, versetzte Till, „wenn die Ware mein ist“. Dagegen hatte der Bäcker nichts, und so nahm der Schalk seine Backwaren mit sich.

Nun war es gerade Nikolausabend, und Till kam auf die Idee, sein sonderbar geformtes Gebäck feil zu bieten. Und siehe da! die Ware fand reißenden Absatz, was den Bäcker, als er es hörte, sehr verdroß. Er wollte deshalb seine Backkosten heraus haben, doch der Schalk war mit dem Gelde auf und davon.

Nun verdingte er sich im Dorfe Ülzen bei einem anderen Bäckermeister, machte aber auch Schalksstreiche, indem er die Gebote buchstäblich ausführte. So hieß ihn dieser einmal nachts Mehl beuteln. Als Till ein Licht verlangte, sagte er: „Kannst du nicht im Mondschein beuteln?“ Da reckte der Schalksknecht den Beutel zum Fenster hinaus und streute das Mehl in den Hof dahin,

wo der Mond hinschien. Als ihn der Meister deshalb verklagen wollte, machte er ihn und den Richter durch seine Albernheiten lachen, und so ließ man ihn laufen.

Überhaupt unterschied er sich von anderen Leuten durch seltsame Gewohnheiten. Jeden Morgen segnete er sich vor gesunder Speise, vor großem Glück und vor starkem Getränke: unter gesunder Speise verstand er Pflanzenkost; er äße aber lieber Fleisch; großes Glück sei es, wenn ein Schieferdecker vom Dach fiele und bräche nur ein Bein; davor möge ihn der Himmel bewahren; unter starkem Getränk verstand er Wasser, weil es Mühlräder und Schiffe treibe. Wenn er bergab ging, und alle Welt lustig hinabsprang, schnitt er ein grämliches Gesicht, als ob ihm die Hühner das Brot weggepickt hätten, dieweil es ja doch später wieder einmal bergauf gehe; stieg man aber hinan, so war er fröhlich, indem er sich zum voraus aufs Hinabgehen freute.

Einmal trat er in die Dienste des Grafen von Anhalt als Turmwächter. Weil man ihn aber vergaß mit Essen zu versorgen, blies er nicht Alarm, als die Feinde nahten. Deshalb zur Rede gestellt, sagte er: „Vor dem Essen kann ich weder gut blasen noch tanzen". Als er nun wieder vergessen ward, und ihm der Bratenduft des Biwaks in die Nase stieg, blies er zum Alarm, so daß alles vom Tische weg lief. Schnell eilte Till vom Turm herab und macht sich hinter die leckere Kost. Der Graf kehrte ärgerlich zurück und fuhr ihn an: „Bist Du toll? Wer hieß Dich das?" — „Der Hunger," versetzte der Schalk ruhig. Der Graf setzte ihn deshalb ab, indem er ihn zwang, als Fußsoldat mit in den Krieg zu ziehen. Das schmeckte ihm nun gar nicht, und man sah ihn stets

beim Ausmarsch zu hinterst, beim Heimweg aber voran. Als ihn deshalb der Graf zur Rede stellte, schützte er seine Schwächlichkeit vor, weil er früher immer zuletzt zu essen bekommen. Da gab ihm sein Herr den Abschied.

Ein ander Stücklein lieferte er beim König von Dänemark, der ihm verhieß, wenn er ihm etwas recht Seltsames zeige, sein Pferd mit dem besten Hufschlag zu versehen. Till nahm ihn beim Wort, führte sein Roß zu einem Goldschmied, ließ es mit goldenen Hufeisen und silbernen Nägeln beschlagen. Der König mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und den teueren Hufbeschlag mit 100 Mark bezahlen. Daraufhin ließ Eulenspiegel heimlich das Gold und Silber an den Hufen abreißen, behielt es für sich und ersetzte es durch gewöhnlichen Beschlag.

Einen der tollsten Streiche aber beging er in Lüneburg, wo ihm der Herzog das Land verboten hatte mit der Drohung, ihn zu hängen, wenn er ihn auf seinem Grund und Boden fände. Eulenspiegel scherte sich wenig darum und ließ es darauf ankommen. Eines Tages aber sah er den Herzog selbst mit seinem Gefolge scharf auf sich zureiten. Er war zwar selbst auch zu Pferde, doch stand zu befürchten, daß sie ihn mit ihren besseren Rossen überholten. Was thun? Schnell besann er sich auf eine List, sprang ab und schlitzte seinem Pferd den Bauch auf. Nachdem er dann die Eingeweide herausgeholt, setzte er sich hinein. Als nun des Herzogs Knechte herankamen, riefen sie verwundert: „Ei, seht doch, da sitzt der Eulenspiegel in eines Pferdes Bauch!“ Da ritt auch der Herzog zornig herbei und fuhr ihn an: „Hab ich Dir nicht gedroht, wenn ich Dich in meinem Lande träfe, würde ich Dich aufhängen?“ — Der Schalk versetzte: „Ich sitze

ja in meinem Eigentum, gnädiger Herr, nicht auf Eurem Grund und Boden".

Da mußte der Herzog lachen und ließ ihn in Ruhe. Till bedankte sich bei seinem Pferde, das ihn gerettet, und machte sich zu Fuß von dannen. Ein andermal kaufte er einem Bauern einen Schubkarren voll Erde ab und setzte sich mitten hinein. Also saß er auch in seinem eigenen Grund und Boden. Dieser Witz wird auch von anderen Schalksnarren erzählt.

In Nigestetten im Thüringischen vollführte er folgendes Schelmenstück. Er verhieß den Weibern ihre alten Pelze zu waschen und warf sie alle in einen Kessel voll heißer Milch. Nachdem er sie eine Weile herum gerührt, hieß er die Weiber, sie sollten ihm noch Lindenholz holen. Als sie wieder kamen, war der Schalk fort, ihre Pelze aber vollständig zerkocht. So hatte ihnen der Gauner die Pelze bös gewaschen.

Einen schlimmen Streich spielte er zu Nürnberg den Nachtwächtern, die er wie ein Strolch alarmierte, nachdem er zuvor die Brücke über die Pegnitz schadhaft gemacht: er sprang nun über die Löcher weg, die Wächter aber, die ihn verfolgten, kamen zu großem Schaden und manche mußten ein unfreiwilliges Bad nehmen. Auch dieser Schabernack erinnert auffallend an den Bubenstreich, den Busch's „Max und Moritz" dem Schneidemeister Meck spielten.

In Bamberg verhalf er sich zu einem billigen Mittagessen. Als ihm die Wirtin auf sein Befragen sagte, er könne entweder für 24 Pfg. am Herrntisch speisen oder für 18 am bürgerlichen oder für 12 am Gesindetisch, sagte er: „Ei, dann will ich doch lieber fürs meiste Geld

essen" und setzte sich an die vornehme Tafel. Dort aß und trank er für drei, als wenn es ihm noch dazu bezahlt werden sollte. In der That stellte er sich sehr erstaunt, als die Wirtin ihr Geld verlangte. „Was fällt Euch ein?" sprach er: „ich bekomme noch 24 Pfg. von Euch; Ihr sagtet mir doch, ich könne für 24 Pfg. essen." Was wollte die Wirtin machen? Sie ließ den Wortklauberer und Silbenstecher laufen.

In Quedlinburg spielte er einer Bauernfrau übel mit, welche Hühner feil bot. „Wieviel gilt der Korb?" fragte sie Till, auf einen deutend, in dem ein Hahn mit Hühnern saß. Sie antwortete: „2 Stephansgroschen." Eulenspiegel erwiderte: „Wollt Ihr sie nicht billiger geben?" Als sie es verneinte, packte er den Korb auf und wollte damit weg. „Oho!" rief die Frau, „so mir nicht; erst bezahlt!" — „Habt keine Angst", versetzte der Schalk, „ich bin der Schreiber der Äbtissin!" — „Das ist mir gleich!" rief die Bäuerin, „ich will keine Händel mit den Pfaffen und ihrem Anhang; davor hat mich schon mein Vater gewarnt." „Seid Ihr so bang," entgegnete Till, „nun dann nehmt den Hahn zum Pfand zurück, daß ich Euch das Geld mitsamt dem Korb wieder bringe!" — Die dumme Frau ließ sich wirklich übertölpeln, nahm den Hahn zurück, wartete aber vergeblich auf Geld, oder Korb und Hühner.

In Rostock verdingte sich Eulenspiegel bei einem Schmied als Knecht. Dieser sagte ihm eines Tages bei der Arbeit: „Folg' mit den Bälgen!" und ging hinaus in den Hof. Da nahm Till einen Balg und folgte ihm buchstäblich nach. „Wo soll ich ihn hinthun?" fragte Till. „So war's nicht gemeint," sagte der Meister, „trag den Balg

wieder an seine Stelle!" Eulenspiegel gehorchte, der Meister aber überlegte, wie er seine Gesellen mehr zur Arbeit anhalten sollte und beschloß, sie gleich nach Mitternacht zu wecken. Das behagte aber unserm Till gar nicht. Deshalb fragte er den Meister, warum er sie so früh wecke. Der Meister erwiderte: „Es ist so meine Gewohnheit, meine Knechte in den ersten 8 Tagen nur eine halbe Nacht schlafen zu lassen." In der folgenden Nacht ließ nun Eulenspiegel zuerst den einen Knecht hinuntergehen, band sich das Bett auf den Rücken und kam damit herunter zum Ambos. „Bist Du toll? Warum läßt Du Dein Bett nicht oben?" fragte ihn der Schmied. Eulenspiegel sprach: „Es ist so meine Gewohnheit, daß ich die halbe Nacht auf dem Bett liege, die andere Hälfte liegt es auf mir." Da ward der Meister zornig und rief: „Trag das Bett wieder hinauf und hebe Dich aus dem Hause!" — Till gehorchte, nahm eine Leiter, stieg damit auf den Dachfirst, brach sich durch und hob sich hinauf auf die Ziegel. Der Meister lief auf das Geräusch hin nach oben und erblickte den Schalksnarren vergnügt auf dem Dache sitzen. Wütend wollte der Schmied mit eine Stange nach ihm stechen, aber Till rief ihm entgegen: „Was fällt Euch ein. Ich habe ja doch Euren Befehl buchstäblich befolgt." — Ein anderer Schmiedegeselle, der auch hinzugekommen war, sagte: „Jawohl, Meister, er hat nur gethan, was Ihr ihn geheißen habt." Was wollte der Schmied machen? Er brummte etwas in den Bart und hatte noch obendrein den Schaden dazu; denn er mußte das Loch im Dache ausbessern lassen.

Zur harten Winterszeit verdingte Till sich einmal in einer Dorfschmiede als Knecht und that, weil die Not ihn zwang, gar demütig, er wolle auch essen, was sonst Niemand

möge. Nun war der Meister ein Geizhals und ein Schalk dazu; er führte den Till zur Essenszeit an eine Düngergrube, indem er sprach: „Da, iß Dich satt; das mag ja doch sonst Niemand.“ Er selbst aber ging ins Haus und ließ dem Eulenspiegel den Bratenduft in die Nase steigen. Dieser verbiß den Ärger, indem er bei sich dachte: „Warte, ich werde Dich schon mit Deinen eigenen Waffen schlagen.“ Er ließ sich aber nichts merken, sondern arbeitete, obwohl er noch nüchtern war, den ganzen Tag weiter. Das stimmte den Meister so um, daß er ihm des Abends zu essen gab. Bei Schlafengehen hieß er ihn, des anderen Morgens früh aufstehen mit den Worten: „Hau einstweilen Hufnägel ab und arbeit' eins ins andere, was du hast, bis ich komme!“ Eulenspiegel dachte: „Halt, jetzt kommt meine Rache.“ Also stand er früh auf, machte ein riesiges Glühfeuer, hieb sämtlichen Nägeln, die er finden konnte, die Köpfe ab und schweißte alle möglichen Werkzeuge in eins zusammen, den Sandlöffel an die Zange, den Feuerspieß an dem Schürhaken und 2 Hämmer aneinander. Sobald er hörte, daß der Meister aufstand, machte er sich aus dem Staube. Als dieser merkte, was der Schalksnarr für Arbeit geschafft, ward er wütend und fragte die Magd, wo Till sei. Sie antwortete: „Er hat etwas an die Thür gemalt und ist dann fortgegangen.“ Da erblickte der Schmied als Zeichen des Schalksnarren eine große Eule an die Pforte gemalt, worunter die Worte standen: „Hic fuit“ d. h. dagewesen. Ärgerlich wischte er es weg.

In Wismar ging Eulenspiegel bei einem Schuhmacher in die Lehre. Dieser hieß ihn eines Tages, das Leder zuschneiden. Als er ihn fragte, in welcher Form er es wünsche, antwortete er brummig: „Dumme Frage, groß

und klein, wie es der Sauhirt zum Dorfe hinaustreibt.“ Eulenspiegel nickte und schnitt aus dem Leder Figuren, wie Schweine, Ochsen, Kälber, Schafe, Ziegen, kurzum allerhand Vieh. Als der Meister des Abends heimkam, um zu sehen, was sein Geselle geschafft hätte, fand er zu seinem Verdruß die wunderlichsten Figuren. Wütend fuhr er ihn an: „Was hast Du denn da gemacht?“ — „Was Ihr mich geheißen habt,“ versetzte Till, „groß und klein, wie's der Schweinehirt zum Dorf hinaustreibt.“ — „Ach so hab ich das nicht gemeint!“ erwiderte ärgerlich der Meister, „es sollten große und kleine Schuhe sein, die solltest du zuschneiden und nähen, durcheinander.“ — „Ja, wenn Ihr mich das geheißen hättet, hätte ich es gern gethan; nun, ein andermal will ich es besser besorgen.“ Er befolgte denn auch später dies Gebot nach dem Wortlaut, indem er einen kleinen Schuh durch einen großen hindurchnähte. Das war aber nun wieder falsch verstanden; denn der Meister meinte, er solle nach der Reihe erst große und dann kleine Schuhe fertigen. Als der Schuster die Arbeit sah, ward er wieder zornig, indem er rief: „Du mußt nicht nach dem Wort, sondern nach dem Sinne handeln. Schau her! Hier hast Du anderes Leder; jetzt schneide einmal Schuhe zu über einen Leisten!“ — Aber auch dies machte Eulenspiegel wieder verkehrt, indem er es buchstäblich befolgte. Er schnitt nämlich alle Schuhe über den linken Leisten. Als der Meister das sah, schrie er: „Du Einfaltspinsel! Gehört denn nicht zu einem linken auch ein rechter?“ Eulenspiegel antwortete ruhig: „Ihr habt michs ja geheißen, alle Schuhe über einen Leisten zu schlagen.“ — „Zum Henker auch! wenn Du das so weitertreibst, bringst Du mich an den Bettelstab. Wo krieg ich

nur all das Leder her, das Du mir ruinierst? Bezahle mir's oder scher Dich zum Teufel!" schrie der Schuster. „Ei!" versetzte trocken Eulenspiegel, „der Gerber hat ja noch mehr!" und wandte sich der Thüre zu. Ehe er hinausging, drehte er sich noch einmal herum, indem er sprach: „Wenn ich nicht wieder kommen sollte, gehabt Euch wohl und sagt den Leuten, ich wäre dagewesen!"

Nun verdingte er sich bei einem andern Schuhmacher zu Stade. Derselbe kaufte eines Tages ein Fuder Holz und wollte dem Bauer, der es ihm vor die Thüre fuhr, eine Suppe anrichten lassen. Aber seine Frau und Magd waren ausgegangen; nur Eulenspiegel saß daheim und flickte Schuhe. Weil er nun wieder eiligst weggehen mußte, hieß er den Till nehmen, was er im Schrank fände, um dem Bauern eine Suppe zu machen. Eulenspiegel fand in dem Schranke Schwarzbrot, das er in Stücke schnitt und suchte dann weiter nach Fett. Weil er aber nichts fand, außer stinkendem Fischschmalz, so begoß er damit die Suppe. Dem Bauer schmeckte zwar das Gericht sehr sonderbar, aber weil er hungrig war, aß er es doch auf. Der Schuster kam noch dazu und fragte ihn, wie ihm die Suppe geschmeckt hätte. Der Bauer sprach: „Ei, geradeso wie neue Schuhe!" Da lachte der Schuster und fragte, als der Bauer weg war, den Gesellen, wie er denn die Suppe angerichtet hätte. „Je nun", erwiderte dieser, „Ihr hießt mich nehmen, was ich fände; nun fand ich nichts als Thran und hab ihm damit die Suppe geschmelzt." — „Prosit die Mahlzeit!" rief der Meister lachend, „wahrlich ein Bauernmagen kann alles vertragen."

Weil es aber Eulenspiegel den Leuten so zu machen pflegte, ward er wohl mitunter auch geäfft, hat sich aber

dann immer böse an ihnen gerächt. So wollte er sich einmal bei einem Schuster seine eigenen Stiefel schmieren lassen und brauchte dabei den üblichen Ausdruck, indem er von „spicken" sprach. Nun hatte der Schuster einen Gesellen, der ein Schalk war. Dieser sprach zu seinem Meister: „Wißt Ihr, wer das war? Niemand anders als Eulenspiegel, der alle Welt foppt, indem er buchstäblich thut, was man ihn heißt. Eigentlich sollte man ihn auch einmal so äffen und seine Stiefel wie einen Hasen spicken." Das leuchtete dem Meister ein, und so wurden Tills Schuhe mit Spickspeck präpariert. Als er sie abholen wollte, deuteten Meister und Geselle lachend auf die so gespickten Schuhe. Eulenspiegel lachte mit und sagte: „Wie habt Ihr doch meinen Wunsch so präzis erfüllt! Was kostets?" — „Na," sagte der Meister lachend, „einen alten Groschen." Den gab ihm Till und ging, während ihm die andern tüchtig nachlachten. Nach einer Weile aber klirrten die Ladenfenster in Scherben in die Stube herein, Eulenspiegel fuhr mit dem Kopf hindurch, indem er scheinbar neugierig fragte: „Ei, sagt doch, Meister, war's Speck von einer Sau oder einem Waz, mit dem Ihr meine Stiefel gespickt habt?" Zornig wollte der Schuster ihm ein Scheitholz an den Kopf werfen, doch Till fuhr eilig zurück, indem er noch eine Scheibe einstieß und höhnisch rief: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten." Da fuhr der Meister seinen Gesellen an: „Siehst du, so gehts einem, wenn man sich mit Schalksnarren einläßt! Den guten Rat hast du mir gegeben; jetzt kannst du mir auch die Fenster bezahlen." Als sich der Geselle für unfähig erklärte, warf er ihn zum Haus hinaus.

Mitunter verraten die Streiche Eulenspiegels unserem

Geschmack nach Rohheit und Grausamkeit. So, wenn er auf Geheiß eines Bierbrauers, den Hopfen zu sieden in absichtlichen Mißverständnis dessen Hund, genannt „Hopf," in den heißen Kessel wirft und sich dann noch beim Abschied beklagt, daß er, obwohl er den Befehl wörtlich ausgeführt, keinen Dank verdient habe. Ebenso, wenn er dem Schoßhündchen einer Wirtin, das mit ihm gegessen, das Fell abzieht und statt der Hälfte der Zeche als Pfand hingiebt.

Pläsierlicher schon sind die Witze, die er mit den Schneidern treibt. So hieß ihn einst ein solcher, so fein zu nähen, daß man es nicht sähe. Da kroch Till mit seinem Zeug unter eine Bütte, und auf die erstaunte Frage des Meisters, was er da mache, versetzte er: „Ei, Ihr hießt mich ja, so zu nähen, daß es Niemand sähe; hier unter der Bütte kann mich Niemand sehen." — „So meinte ichs nicht," entgegnete der Schneider, „du solltest so fein nähen, daß man die Naht nicht sieht." — Eines Abends warf er ihm einen grobwolligen Flaus mit den Worten hin: „Da, mach den Wolf zurecht und geh dann auch zu Bette!" Damit nahm er ein Licht, um sich zur Ruhe zu begeben. Nun schnitt Till aus dem Zeug ein Ungetüm zu, wie ein Wolf, dem er mit Sperrhölzern den Rachen aufsperrte. Wie erschrak der Schneider, als er am andern Morgen das seltsame Ungetüm sah! „Du Narr!" rief er, „so einen Wolf meinte ich doch nicht; ich meinte damit den haarigen Flaus.„ — „Ach so!" sagte Till ganz dumm, „wenn ich das gewußt hätte, das wäre viel einfacher gewesen." — Ein andermal befahl ihm der Schneider vorm Schlafengehen, noch die Ärmel in einen Rock zu werfen." Auch dies erfüllte Eulenspiegel buchstäblich,

indem er den Rock an einen Haken hing und mit den Ärmeln darnach warf bis zum hellen Morgen. Bei dieser vergeblichen Arbeit fand ihn der Meister noch, als er des andern Morgens in die Butike herunterstieg. „Zum Teufel!“ schrie er ihn an,“ „was machst Du denn da? — „Ja, das ist keine Kleinigkeit,“ erwiderte Till, „schon die ganze Nacht werfe ich, wie Ihr mich geheißen habt, die Ärmel in den Rock hinein, aber die verfluchten Schelme wollen nicht drin sitzen bleiben. Ihr hättet mich auch etwas Gescheiteres heißen können, als so meine Mühe umsonst verschwenden, ich habe jetzt die ganze Nacht kein Auge zugethan.“ — „Du Narr!“ versetzte der Schneider, „so hab ichs ja auch nicht gemeint; annähen solltest du die Ärmel!“ — „Den Teufel auch!“ rief nun Eulenspiegel in verstelltem Zorn, „das hätte ich bald geschafft und dann noch ein gut Teil schlafen können. So mögt Ihr jetzt für mich bei Tage schaffen, ich will den Schlaf einholen; denn zum Nachtwächter hab ich mich Euch nicht verdingt.“ — „Da wird nichts draus!“ schrie zornig der Meister, „zum Tagschläfer hab ich Dich auch nicht in Lohn genommen, und was hast Du denn in der Nacht geschafft? Narrenspossen! Und dabei hast Du 4 Lichter verbrannt; die kannst Du mir auch bezahlen oder dich zum Teufel scheren!“ Till zog das letztere vor und ging. Zuvor aber rächte er sich noch an 3 Schneidergesellen in der Nachbarschaft, die seiner stets gespottet hatten, indem sie ihm beim Vorübergehen Lappen nachwarfen. Er sägte heimlich die Pfosten der Theke beinahe durch, auf der sie nach der Straße zu saßen und nähten. Als nun des Morgens der Schweinehirte blies, liefen die Schweine herbei und rieben sich gewohnheitsgemäß an den Pfosten. Auf ein-

mal gaben diese nach, das Gerüst stürzte ein, und die Schneidergesellen purzelten in den tiefen Schmutz. „Ei, seht doch," rief lachend Eulenspiegel, „der Wind hat drei Schneidergesellen heruntergeblasen!" — Da liefen die Leute zusammen und lachten sie tüchtig aus.

Eines Tages schrieb Eulenspiegel eine Versammlung der Schneider aus den wendischen Städten und in dem Lande Sachsen, nämlich in Holstein, Pommern, Stettin und Mecklenburg, sowie zu Lübeck, Hamburg, Stralsund und Wilmar, sie möchten zu ihm nach Rostock kommen, er wolle sie eine Kunst lehren, die ihren Kindern zu gute kommen sollte. Die Schneider waren neugierig und kamen in Scharen zusammen. Nun führte sie Till auf eine große Wiese, stieg auf ein Haus und hub an zu reden: „Ehrsame Männer des Schneiderhandwerks, hört mich an! Ihr bedürft jetzt einer Schere, einer Elle, eines Fadens, einer Nadel und eines Fingerhuts, weiter nichts. Nun aber lehre ich Euch meine Kunst: vor allem fädelt die Nadel fein ein und vergeßt nicht, am Ende des Fadens einen Knoten zu machen; sonst habt ihr manchen Stich umsonst gethan!" Als er schwieg, sahen die Schneider verdutzt einander an, indem sie sprachen: „Diese Kunst kannten wir schon lange; dazu braucht uns niemand extra zu entbieten; das übten unsere Vorgänger schon vor 1000 Jahren." Eulenspiegel antwortete: „Aber 1000 Jahre ist eine lange Zeit her; seitdem ist manches wieder in Vergessenheit geraten. So ihr aber meine Lehre mit Undank aufnehmt, geht hin, von wannen Ihr gekommen." Da wurden sie zornig und wären ihm gern auf den Leib gerückt, er aber stand auf dem Dache des Hauses und so gingen sie endlich schimpfend und fluchend von dannen; die andern aber, die

daheim geblieben waren, empfingen dieselben mit Hohn, indem sie sagten: „Wußtet ihr nicht, daß ihr es mit einem Schalksnarren zu thun hattet?“

Eulenspiegel trieb seinen Jux mit allen Handwerkern, auch mit den Kürschnern, denen er einst eine in einen Hasenpelz eingenähte Katze für einen Hasen verkaufte. Als sie das Tier jedoch im Garten wie einen Hasen hetzen wollten, sprang es auf einen Baum und ließ ein klägliches Miau erschallen. Da merkten die Kürschner den Betrug, konnten aber den vermeintlichen Hasenhändler nicht mehr finden.

Darnach verdingte sich Eulenspiegel bei einem Gerber in Braunschweig. Dieser war einmal auswärts zu Gast geladen und sprach beim Weggehen zu dem Gesellen: „Mach in der Zeit das Leder gar!“ — Till fragte: „Meister, was soll ich für Holz dazu nehmen?“ — „Dumme Frage!“ erwiderte jener, „als wenn es je an Holz fehlte! Wenn die Not an den Mann geht, hab ich doch immer noch Tische und Stühle genug im Hause.“ Kaum war der Gerber weg, so stellte Eulenspiegel den Kessel bei, hieb Tische, Bänke und Stühle klein und schob sie unter den Kessel. Als er die Arbeit so bestellt, ging er weg. Der Meister kam des Abends betrunken nach Hause und legte sich gleich zu Bette. Am anderen Morgen fand er wohl sein Leder gesotten, aber nirgends Tische, Stühle und Bänke. Da merkte er, was er mit seiner Redensart veranlaßt und was der Geselle in buchstäblicher Befolgung gethan, stand aber doch davon ab, auf den Entflohenen zu fahnden.

Einen besonderen Kitzel bereitete es dem Schalk, die

Besserwisser und Klüglinge zu überlisten. Ein solcher war der Weinzapfer im Ratskeller zu Lübeck, der die Redensart an sich hatte, wer ihn betrügen wolle, müsse früher aufstehen als er. Zu diesem kam einst Till mit zwei ganz gleich großen Kannen, wovon die eine voll Wasser war, die andere aber leer; die volle trug er unter dem Rocke. So kam er in den Weinkeller und ließ sich seine leere Kanne mit Wein füllen. Unversehens zog er dann die mit Wasser gefüllte Kanne hervor und stellte sie statt der anderen vor sich hin auf die Bank; die mit Wein gefüllte Kanne aber nahm er heimlich unter den Rock. Ganz unbefangen fragte er drauf den Küfer: „Was kostet der Wein?“ — „40 Pfennig!“ erwiderte der. „Das ist mir zu teuer,“ versetzte Till, „ich habe nur 24, mehr geb ich nicht.“ — „Dann sucht Euch einen billigeren Trank,“ versetzte der Küfer mürrisch, nahm die Kanne und goß den vermeintlichen Wein wieder oben zum Spundloch hinein. Dabei brummte er etwas, wie: „Esel, der sich Wein messen lasse, ohne ihn bezahlen zu können.“ Eulenspiegel aber nahm die leere Kanne, indem er sprach: „Wer weiß, wer der größte Thor ist. Es ist niemand so klug, daß er nicht betrogen werden könnte und wenns auch ein Weinzäpfer wäre.“ Damit wollte er sich entfernen. Dem Küfer aber gingen die Worte im Kopf herum; darum lief er ihm nach und fand die volle Weinkanne und die leere. Daraufhin ließ er den Schalk als Dieb ins Gefängnis werfen, wiewohl einige sagten, ihm sei recht geschehen, er hätte sich besser vorsehen sollen. Andere dagegen, die dem Eulenspiegel gram waren, meinten, der Schelm habe den Galgen verdient. Dies Urteil ward denn auch über ihn verhängt und er hinausgeführt auf den Richtplatz. Er gebärdete

sich ganz demütig und bat nur den Rat um Gewährung einer Bitte, bevor er den Tod erleide. Sie glaubten ihm dies nicht abschlagen zu dürfen; als er aber seinen letzten Wunsch in einer sehr cynischen Weise äußerte, ließen sie ihn lieber laufen.

Zu Erfurt spielte er einem Fleischer übel mit. Als er nämlich an dessen Fleischbänken vorbeiging, rief ihm dieser zu: „Wollt Ihr Euch nicht einen Braten mit nach Hause nehmen?“ — „Jawohl,“ versetzte der Schalk, nahm einen und wollte damit fort. „Halt! so mir nicht,“ rief der Metzger, erst zahlen!“ — „Davon habt Ihr nichts gesagt,“ entgegnete Till, „hier Eure Zunftgenossen sind Zeugen.“ Nun traf sichs, daß die andern alle den Fleischer haßten, weil er immer in aufdringlicher Weise die Kunden anlockte. Deshalb halfen sie Eulenspiegel, indem sie bestätigten: „Nein, von Bezahlen war keine Rede.“ Darüber erhob sich großer Lärm und Streit, und während sie sich noch herumzankten, eilte der Schalk mit seinem Braten davon.

Bald darauf kam er wieder vorbei, und derselbe Fleischer rief ihn, wie gewohnt, an. Gelassen wollte Till wieder einen Braten aufpacken, da legte aber der Eigentümer die Hand auf das Fleisch und rief: „Diesmal geht es nicht ohne Geld.“ — „Nun ja,“ sprach Eulenspiegel lächelnd, „soll der Braten mein sein, wenn ich ein paar Worte sage, die Euch gefallen?“ — „Meinetwegen,“ versetzte jener. Nunmehr zog der Schalk seinen Geldbeutel und sprach: „Thu dich auf mein Beutelchen und bezahl die Leute.“ Dann wandte er sich zu dem Metzger mit den Worten: „Nun, Meister, gefällts Euch so?“ — „Ja, natürlich,“ sagte dieser. „Habt ihrs gehört, ihr Umstehenden?“ fragte jetzt Till die andern. „Ihr seid Zeugen, jetzt

ist der Braten mein." — „Jawohl" riefen die Umstehenden lachend, und so war der dumme Kerl zum zweiten Male gefoppt.

Große Tollheiten beging Till als Knecht eines Hildesheimer Kaufmanns. Als dieser ihn einst hieß, zu einer Reise die Kutsche ordentlich zu schmieren, besorgte er dies nicht nur auswendig, sondern auch inwendig so gründlich, daß die Reisenden förmlich anklebten. Darüber ärgerlich rief der Kaufmann aus: „Du verfluchter Schelm, fahr zum Galgen!" Sofort führte Till diesen Befehl buchstäblich aus und hielt direkt unter dem Galgen. „Zum Teufel, wo hältst Du?" schrie der Kaufmann zum Kutschenschlag heraus, „häng wieder vor, Du Narr! Zieh aus, was Du kannst und sieh' Dich nicht um!" Auch dies befolgte Till wörtlich, er zog alle Nägel aus, so daß bald darauf der Wagen mitten auseinanderging. Er jagte, ohne sich umzusehen, mit dem Vorderteil des Wagens weg, während die andern mit dem Hintergestell im Felde zurückblieben. So mußten sie die Reise zu Fuß vollenden. Als sie alle wieder daheim waren, sagte der Kaufmann zu Till: „Iß und trink dich heute noch einmal satt, morgen aber räumst Du mir das Haus!" Der Schalk folgte aufs Wort, er ließ es sich weidlich schmecken und räumte hierauf das Haus aus. Darüber kam der Herr hinzu und schnaubte ihn an: „Kerl, was machst Du?" — „Was Ihr mich geheißen," versetzte ruhig Till, „bald bin ich fertig; nur diese Tonne ist mir zu schwer; wollt Ihr mit anfassen?" — „Zum Henker auch," schrie der Herr, „laßt stehen und schert Euch zum Teufel." — „Es thut mir leid," versetzte scheinheilig Till, „daß ich Euch nichts recht machen kann; so müßt Ihr Euren Hausrat wieder selbst einräumen."

Damit ließ er den Kaufmann unter dem großen Gelächter der Nachbarn stehen und ging.

Wie er einmal einem Roßtäuscher mitspielte, der die Gewohnheit hatte, die Pferde am Schwanze zu ziehen, indem er einem Gaul, den er feilbot, einen falschen Schweif einsetzte, der beim Ziehen los ging und dann Schadenersatz verlangte, kommt ganz ähnlich bei den Stückchen des Dr. Faust vor. Sehr ergötzlich zu lesen ist auch, wie er im Einverständnis mit ein paar anderen Schelmen einem Bauer weiß machte, sein blaues Tuch sei grün, oder wie er scheinbar einigen Blinden ein Almosen spendete, sodaß jeder von dem andern glaubte, er habe dasselbe empfangen, und sie im guten Glauben daraufhin zehrten, ein Schwank, der auch an italienischen Theatern aufgeführt wird.

Einen ärgerlichen Possen spielte er den Milchweibern in Bremen, indem er ihnen ihre Milch abkaufte und dann alles zusammen in eine Bütte goß. Dann ließ er sie alle sich ringsum setzen und sprach: „Wer jetzt nicht warten kann, bis ich das Geld bringe, der mag sich seine Milch wieder ausschöpfen.“ Damit ging er lachend weg. Nun erhob sich ein großes Geschrei unter den Weibern. Jede wollte zuerst ihre Milch wieder haben, die eine behauptete, sie hätte soviel geliefert, die andern soviel. — Zuletzt plantschten sie sich die Milch ins Gesicht und warfen sich die Eimer an die Köpfe. Darüber entstand unter den Umstehenden großes Gelächter, und alle freuten sich über den gelungenen Einfall.

Einmal trat Eulenspiegel hungrig zu einer Bauersfrau ein, die gerade mit Teigmachen beschäftigt war: sie hieß ihn niedersitzen und lud ihn ein, von dem Eierpfannenkuchen mitzuessen, den sie zubereitete. Er aber bemerkte

wohl, daß sich an ihrer Nase ein Tropfsteingebilde entwickelte, das nicht sehr einladend war und jeden Augenblick herabzufallen drohte und wollte sich zum Weggehen wenden. Da drehte sich die Frau gekränkt herum und fragte: „Nun, Eulenspiegel, wollt Ihrs nicht mithaben?“ — „Je, nach dem es fällt!“ — war die treffende Antwort des Schalksnarren.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle die Schwänke Eulenspiegels nacherzählen, die in dem Volksbuche gesammelt sind; man zählt deren mehr als 100. Die meisten gehen auf eine Silbenstecherei oder wörtliche Befolgung des Geheißes hinaus, wie z. B. auch der, als er sich bei einem Barbier verdingen wollte und nach dessen Wohnung fragte. „Siehst du,“ sprach der Meister, dem er auf dem Hopfenmarkt in Hamburg begegnete, „das Haus dort mit den hohen Fenstern? Da gehst du gerade hinein; ich werde gleich nachkommen.“ Eulenspiegel stieg nun gerade mitten durch das Fenster zum Laden hinein, daß die Scheiben klirrten. „Gott grüße das Handwerk!“ sprach er zu der Frau des Barbiers, die erschreckt auffuhr. „Zum Teufel!“ schrie diese, „woher kommt Ihr und wer seid Ihr?“ — „Ich bin der neue Geselle Eures Mannes,“ versetzte Till gelassen; „er hat mich geheißen, gerade hier herein zu gehen.“ Inzwischen kam der Meister, dem der Schalk auf sein Geschrei geradeso anwortete. Der Barbier verbiß seinen Ärger indem er dachte, die Kunden möchten ihm den Schaden ersetzen; er hieß ihn dann, weil er ihn brauchte, die Schermesser glatt aus dem Rücken herauszuschleifen, wie die Schneide. Till schliff nun die Rücken so scharf wie die Schneiden. Darüber unwillig rief der Barbier: „Scher dich zum Haus hinaus, woher du ge-

kommen bist!" Da sprang Eulenspiegel wie ein Seiltänzer mitten durch die Scheiben hinaus. Auf diese Weise hatte er ihm zweimal die Fenster ruiniert.

Wohl wandelte den Schalk, als er alt und krank ward, so ein Anflug von Reue über sein Leben voller Schelmenstreiche an, und er begab sich in das Kloster zu Marienthal, um den Mönchen in Demut zu dienen; er konnte aber seine Schalkheit nicht ablegen und spielte auch ihnen böse Streiche. Er sollte die Mönche kontrollieren, die des Nachts zur Messe gingen. Um dies besser zu können, brach er ein paar Staffeln in der Treppe ein. Zuerst kam gravitätisch der dicke Prior, fiel und brach ein Bein; auf sein Geschrei kamen die Brüder, aber es fiel einer nach dem andern die Stiege hinunter. Eulenspiegel stand dabei und machte bei jedem Sturz einen Einschnitt in ein Kerbholz. Dann reichte er es dem Abte und bat ihn die Einschnitte nachzuzählen; doch dieser jagte ihn unter Verwünschungen weg. Sogar bei seiner Beichte und seinem Testamente trieb er Possenspiel. Mit seinem Vermächtnis führte er einen habgierigen Geistlichen an, indem er ihm mit Dreck gefüllte, aber obenhin leicht mit Geldmünzen bedeckte Gefäße hinterließ, in die dieser später gierig hineinfuhr.

Als seine Leiche in der Kirche aufgebahrt lag, verlief sich eine Sau mit ihren Jungen dorthin und warf den Sarg um, so daß der Körper verkehrt zu liegen kam. Ferner riß bei der Einsenkung das Seil, so daß die Leiche aufrecht in die Grube zu stehen kam. Da er allzeit ein sonderbarer Kauz gewesen, ließ man es, und man setzte ihm demgemäß die Inschrift: „Diesen Stein soll niemand erheben, Hier steht Eulenspiegel begraben."

2. Bearbeitungen der Schwänke Till Eulenspiegels.

Julius Wolffs: „Till Eulenspiegel redivivus."

Daß ein so abenteuervolles und schwänkereiches Leben schon im 15. Jahrhundert, wo sich die Spuren der ersten Aufzeichnung und zwar in niederdeutscher Sprache erkennen lassen, zu zahlreichen Ausgaben, Bearbeitungen und Übersetzungen bot, läßt sich denken, doch ist ein eigentlicher Verfasser schwer nachzuweisen. Wenigstens läßt sich die Annahme, der Satiriker Thomas Murner, ein Hauptgegner Luthers, sei der Urheber, nicht aufrechthalten. Das Volksbuch gab schon früher zu Bearbeitungen Veranlassung, so dem berühmten Humoristen Fischart, genannt der „Mentzer", zu einer versifizierten; und bis auf unsere Tage sind solche Wiedergaben, sogar für die Jugend, versucht worden. Auch die Bubenstreiche, die Busch von seinem „Max und Moritz" erzählt, sind zum Teil wörtliche Entlehnungen aus Till Eulenspiegel. Endlich besitzen wir noch von Jul. Wolff ein episches Gedicht: „Till Eulenspiegel redivivus," der wiedergeborene Till Eulenspiegel, das Wolff selbst ein „Schelmenlied" nennt. Es ist eine Heraufbeschwörung des alten deutschen Humors, die der Verfasser in diesem Gedichte versucht, des Humors, der über die Thorheiten der andern lacht, der sprühenden Lebenslust, die ihren Schauplatz in einer genußreichen Rheinreise sucht, in die der ganze Zauber und Segen der Natur und Poesie hineinstrahlt. In der Gestalt eines humorvollen, aber liebenswürdigen Reisebegleiters macht hier der wiedergeborene Till mit unserem Dichter eine romantische Dampfschiffahrt auf dem Rhein. Und wo könnte auch der feine Humor, der nicht in boshafter Schadenfreude, sondern in der Er-

heiterung der eigenen Seele und der Herzen sympathisch-gesinnter Genossen seine höchste Freude findet, besser gedeihen als am Rheine, wo die Natur in lachender Umgebung und köstlichen Gaben, vor allem im edelsten Weine ihr reichstes Füllhorn ausgegossen? In jenem Eden Gottes, wo es sich am schönsten leben, lieben und trinken läßt? In jenem wiedergewonnenen Paradiese, wo man so selig träumen und schwärmen, begeistert reden, dichten und singen kann? In jenem Zauberspiegel der Romantik, worin sich die herrlichsten Bilder aus Sage und Geschichte spiegeln? Stimmt darum ein in das volltönende Preislied Julius Wolffs:

„Du mächt'ger Strom für alle Zeit
Gepriesen sei, gebenedeit!
Wie rollst Du Deine stolzen Wogen
Vom Alpensee zum Niederland
Und kommst so frei daher gezogen
In dem romantischen Gewand.
Von grünen Bergen, reichen Gauen
Prangt Deiner Ufer freundlich Bild,
Und kecke Ritterburgen schauen
In Deines Spiegels blanken Schild.
Von alten rost'gen Waffen klirrt es,
Von wunderbaren Sagen schwirrt es
Aus fernen Zeiten durch die Luft
Um des entzückten Wanderers Ohr,
Und von den Reben steigt ein Duft
In heller Mondnacht still empor.
Wo ist am Rhein ein Fußbreit Land,
Das Ruhm nicht und Gedächtnis fand
In der Geschichte ehernen Lettern,
Der Chronika vergilbten Blättern?
Von Schlachten meldet jedes Thal,
Von Kampf und Fehden ohne Zahl,
Und von Belagerung und Sturm

Erzählt euch jeder alte Turm.
Der Kaiser und die Fürsten stritten,
Die Ritter und die Knechte ritten,
Kurfürst und Bischof lebten flott,
Das Edelfräulein trug der Zelter,
Und fromme Mönche lobten Gott
Und brachten ihren Wein zur Kelter.
Da blühten Städte altersgrau,
Der Bürger schwang des Ritters Wehre,
Und Zunft und Gilde trug zur Schau
Des Handels Glück, des Handwerks Ehre.
Ein reiches, wildes, lust'ges Leben
Hat allezeit der Rhein gepflegt,
Ihm hat Natur den Kranz der Reben
Umsonst nicht auf die Stirn gelegt."

Doch nur wie inspirierende Geister ziehen die Helden der reichen Vergangenheit hier vorüber. Der Humor gleicht nicht dem Gelehrten in der Zipfelmütze, der mit dem Fernrohr in altersgraue Zeiten schaut und darüber den Genuß der Gegenwart verliert. Nein, der wahre ächte Humor quillt frisch im Leben, und alles was die Welt uns beut, wird ihm zum Tummelplatze ausgelassenster Daseinsfreude. Da sind es denn vor allen Dingen die Reisetypen, welche der mutwillige Spaßvogel Eulenspiegel Spießruten laufen läßt. An der Kleidung, doch zumeist am Gesicht und Wesen, erkennt er ihren Stand und weß Geistes Kind sie sind: das sich anhimmelnde Hochzeitspärchen in den Flitterwochen, den spiegelblankköpfigen Kapitalisten mit seiner distinguierten Gattin und den Blaustrumpf, der Futter für einen Roman sucht, den Geheimerat „mit seiner Töchter reicher Saat vom Backfisch bis zum Dreißigender", den knöchernen Professor, den Herrn Assessor und die vier gestikulierenden Tuchmacher aus Sachsen. Rechnen wir noch den stereotypen Engländer

mit weißem Cylinder und schlafrockartigem Überzieher hinzu, der seinen Bädeker vergleichend, den Kellner nach den Namen jeder Burg und Stadt befragt, sowie den Bergfex mit der Sturmhaube und dem Tornister, sowie einem kräftigen Stachelstock, so hätten wir so ziemlich die Dampfschiffgesellschaft zusammen. Bei Tische mystifiziert denn Till die Tafelrunde mit einem Toaste auf eine fürstliche Persönlichkeit, die incognito in ihrer Mitte weile. Dies wirkt elektrisch: schon träumt sich der Banquier als Kommerzienrat mit einem Ordensband im Knopfloch, der Assessor als Präsident des obersten Gerichtshofs, und sie bedienern und bekomplimentieren sich gegenseitig, weil jeder in dem andern die fürstliche Hoheit entdecken will. Besonders brannte der Blaustrumpf vor Neugier und bestürmte Till, das Geheimnis zu verraten, doch dieser blieb standhaft und hielt die Gesellschaft bis zuletzt im Bann. Ja, es wollte niemand aus Scheu vor dem anonymen Prinzen zuerst vom Tische aufstehen, bis der Schalksnarr im Namen Sr. Hoheit die Tafel aufhob. Noch lange spukte die Wirkung des Scherzes. Doch den Glanzpunkt des Gedichtes bringt das Sonnenwendfest oder die Johannisnacht, so eine Art Sommernachtstraum, wo der Vater Rhein seinen Hoftag hält. Unter Glockenklang und Nixensang ging die geheimnisvolle Fahrt im Vollmondschein gen Ingelheim. Dort nahm sie eine Schar Zwerge in Empfang, die auf ihren Mützen leuchtende Karfunkel trugen und im Grase trippelten, Johanniswürmchen gleich. Und nun gings durch erleuchtete Hallen und Feengärten zum Zauberpalaste des Königs Rhein, umgeben von all den Göttern und Göttinnen unserer Vorfahren, vom Allvater Wodan, dem Donnergotte Thor, der lieblichen Freyja und dem

blondlockigen Balder mitsamt den üppigen Walkyren. Vor ihnen aber prangt auf eichenem Kredenztische in güldenen Schalen und edelsteinbesetzten Kannen der Nibelungenschatz, der Brautschatz Krimhildens, den Gunther und Hagen einst im Rhein versenkt. Dazu das reizende und anmutige Gefolge der Nixen, Nymphen, Sylphen und Elfen in unverhüllter Schönheit, so daß man nicht zu bangen brauchte, einer auf die Schleppe zu treten. Auf einem aus der Arche Noahs gezimmerten Thronsessel saß der rebenlaubbekränzte Vater Rhein im Silberhaar und Silberbart in grünlichem Talare, den ein reichverzierter Gürtel in der Mitte hielt. Er nimmt gerade ein sehr wichtiges Geschäft vor, eine Weinprobe, — und ist auf die Küfer und Weinpanscher nicht gut zu sprechen, weil sie ihm die edle Gabe der Natur fälschen. Er flucht:

„Könnt' ich nur die verdammten Küfer,
Hier bei der Probe gleich erwischen!
Die Schufte schmieren euch und mischen,
Was sie nach unsern Bergen taufen,
Ich wollt', sie müßten's selber saufen."

Dann um seinen Ärger hinunterzutrinken, läßt er sich ein Pröbchen Brauneberger reichen, schlürft und schmunzelt:

„Mein Moselblondchen, — ja ganz süffig!
Ein saubres Weinchen! glatt und schliffig,
Doch mehr Charakter, Kind! mehr Geist!
Den Du doch sonst zu zeigen weißt."

Als sich das Moselblümchen mit seiner Säure entschuldigt, die es nicht bannen könne, da versetzt der Vater Rhein lächelnd:

„Von Dir ein leichtes Räuschchen wirft . . . nicht unter'n Tisch,
Wer Dich aus grünen Römern schlürft,
Der bleibt gesund als wie ein Fisch."

Dann rühmt der Vater den edlen, milden, vollen, feurigen Markobrunner, den auch die Winzer bei der Lese zu Hattenheim spürten.

„Haha! daher die roten Nasen,
Die Deine stille Glut gebrannt. —
Nun Ihr, Hochwürden Domdechant
Laßt seh'n von Hochheim die Kreszenz!"

Damit wendet er sich an einen feisten, kupfernasigen Pfaffen, der ihm zwei Proben: „Hier Kirchenstück und hier Präsenz" überreicht. Und kostend und mit der Zunge schnalzend versetzte der greise Zecher:

„ . . . . . Ein Bratenwein!
Der bringt den Lahmen von der Krücke, —
Ein wenig süßer könnt' er sein,
Und auch mehr Farbe möcht' ich raten,
Ihr münzt wohl auch des Weines Gold
Zu Peterspfenn'gen und Dukaten
Und anderm röm'schen Bettelsold."

Als drauf der Domdechant knurrt, es sei für diese verderbte Welt genug Gold hineingegerbt, braust der Vater Rhein im Zorne auf:

„Schweigt! hier bin ich der Unfehlbare,
Nehmt Euch in Acht, Ihr im Talare!
Ich möchte sonst ein wenig fluchen,
Hier gilt nur mein Wort beim Versuchen,
Weh dem, der drum die Nase rümpft!
Und wer mir meinen schönen Strom
Noch einmal „Pfaffengasse" schimpft,
Den häng' ich an den Kölner Dom . . . ."

Dann läßt er sich Johannisberger reichen, und behaglich schlürft der alte Kenner den Nektar ein, trinkt wieder und wieder und ruft:

„Est, Bruder! — Est, est! — Est, est, est!
Wenn ihr noch hundert Jahr so lest,

Sind Mönch, in dies' und jenem Leben
Die schwersten Sünden euch vergeben."

Und mit der Julius Wolff eigenen pikanten Schalkhaftigkeit verheißt der Vater Rhein dem an die strenge Ordensregel der Benediktiner gebundenen Johannisberger Mönch zum Lohne für seinen Wein ein hübsches Nixchen. Kein Wunder, daß es dem Dichter hier gefällt. Doch plötzlich bemerkt der Vater Rhein seinen lieben Schalksnarren Till und begrüßt ihn herzlich; nicht minder seinen Freund, den Poeten; denn er ist den Dichtern hold. Sofort läßt er ihm vom Besten reichen, aus dem Fasse, drauf die Katze sitzt, und heiß „wie feuerflüssig Gold," wie „Frauenliebe süß und hold," ... „so mild und weich wie Frühlingsluft, so stark und voll wie Blumenduft" durchflutet es den Dichter, ihm wars als „tränk' er Poesie".

Doch nun erscholl eine Fanfare, und in feierlichem Zuge nahten die Vasallen, die Nebenflüsse des Rheins, an 500 Jungfrauen und Mädchen, geschmückt mit Blumen und Geschmeide. Auch Knaben und Kinder, die Bäche und Quellen vorstellend, blond und schwarz, hüpften mit im Zuge. Voran zog Zwergenmusik und dann erschien im Wappenrock der Main, hierauf stürmische Schweizer Kinder, dann drei Schwarzwaldmädchen mit langen Zöpfen, dahinter in Studentenwichs der burschikose Neckar. Und nun folgen alle die Nebenflüsse, das holde Mägdlein Selz, die Wisper, von der das häßliche Gerede geht, daß sie manchmal benebelt wäre, und dann als Inbegriff aller verführerischen Reize eines Weibes, die sagenberühmte Lorelei. Unser Dichter ist bei ihrem Anblick ganz außer Fassung und will um jeden Preis an ihren frischen Lippen den seligsten Rausch trinken; doch Freund Till warnt ihn, daß

die Liebe einer Nixe Leib und Seele in Gefahr bringe. Und vorüber zogen die anderen Flüsse, die gelehrte Lahn und hüpfende Mosel, ...

„ ... Die Hände vor der Brust gefaltet
Kam jetzt die fromme Wuppernix
Mit demutsvollem Muckerknix
Am Thron vorbei den Saal entlang,
Andächtig wie beim Kirchengang."

„Und doch ist sie eine Heuchlerin," meint Till, „sie ist des Neckars heimliches Liebchen" ...

„Zwei Aschenbrödel folgen noch,
Sind arbeitsam und immer heiter,
Die Ruhr und Lippe, weißt ja doch,
Die Hand, die Samstags — und so weiter.

Und nun wird das Sonnenwendfest vom Dichter in berauschenden Versen besungen. Ein anmutiger Elfenreigen leitet es ein, und bei Gesang und Tanz wird das heitere Zauberbankett gefeiert. Einer Aufforderung des Maines zufolge bringt zunächst die Lorelei dem Vater Rheine ihre Huldigung in folgendem Weihgesange dar:

„Als ich hernieder vom ragenden Sitze
Stieg in die dämmrige, lauschige Bucht,
Schossen die Schlangen rotzüngelnde Blitze,
Brüllten die Drachen in gähnender Schlucht;
Aber der Sterne flimmernde Helle
Scheuchte ins Dunkel die grimmige Brut,
Silbern im Mondlicht blinkte die Welle,
Leise am Kiele rauschte die Flut.
Flüsternd wie Harfen klang es in Lüften
Und aus dem Wasser wie Glockengeläut,
Perlender Tau mit würzigen Düften
Wurde von Ufer zu Ufer gestreut,
Knospen erschlossen sich, Kelche erglühten
An den Geländen von Reben belaubt,

Goldadern funkelten, Demanten sprühten,
Träumende Felsen bewegten das Haupt.
Und die lebendige, wonnige, süße,
Mondbeglänzete, klingende Nacht
Sendet Dir fröhliche, jubelnde Grüße,
Huldiget Deiner hochheiligen Macht;
Was mir im Zug auf dem Strome begegnet,
Nickte und winkte und jauchzte hinein:
Sei uns gegrüßet, gepriesen, gesegnet,
Bergeumgürteter König am Rhein!"

Mit Jubel fiel der Chorus ein, und nun begann eine Art Sängerwettstreit. Ernste und heitere Lieder wechselten ab; die Lorelei besang in bestrickenden Tönen der Liebe Zauberallgewalt und ungestilltes Sehnen. Auch Till bringt seinen Trinkspruch in launigen Versen und schließt also:

„Wahrt euch vor Feuer, fangt nicht Funken
Und leiht auch keine Bücher aus,
Lauft nicht bergauf, denn das macht müde,
Erstaunt nicht, wenn's Palmarum schneit,
Seid nicht kokett und auch nicht prüde,
Sagt Ja, wenn Einer um euch freit,
Und kriegt, wenn Ihr bei Jahren seid,
Nicht Podagra und Herzeleid."

Und nun kommt eine Deputation Zwerge, den drolligen Kauz Till zum Umtrunk einzuladen; doch zuvor muß er mit allen Nixen im Tanze herumrasen. Unserem Dichter aber ist das Zauberlied der Lorelei tief in die Seele gedrungen: sinnend und träumend wandelt er zum Ufer des Rheins. Und während er hier in das feuchte, vom Silberglanz des Mondes umflossene Wellengemurmel hinabschaut, indes von ferne die Harfen und Geigen des Hoffestes klingen, vom nahen Gebüsche aber der schmelzende Ton der Nachtigall, — da steht sie plötzlich vor ihm in der unverhüllten Schönheit ihrer Reize, das göttergleiche Weib,

die Lorelei. Auf sein Liebesgestammel und leidenschaftlich Liebeswerben versetzt sie traurig und ungläubig, daß kein Mann lieben könne wie ein Weib, und daß kein Mann je begreife des Weibes tiefste Art und Wesen. Wohl glaubt der Dichter, des Weibes Sehnen zu befriedigen und ihre Liebe erwidern zu können, — stürmisch wirft er sich an ihren Busen, — doch sie, die Göttin der Liebe selbst, sie wirft ihn in sein sterbliches Nichts zurück, daß er in Ohnmacht sinkt.

Als er aus seiner Betäubung erwacht, sitzt Till neben ihm und predigt ihm Moral: „So geht es, wenn ein Mensch vergißt, daß eben er ein Mensch nur ist und sich mit Götterwesen mißt: es geht ihm, wie dem Schmetterling, der an der Flamme sich verfing; wohl fühlt er dann den heißen Schmerz, und oft gebrochen ist sein Herz!" — Darum hinweg aus dem Zauberlande der Romantik, das uns Sterblichen sich nur im flüchtigen Traumbild enthüllt, aber in das für immer einzudringen uns versagt ist. Drum, armes Menschenkind hienieden, liebe was menschlich und sterblich ist. Und so führt uns der Dichter in anmutendem Abschweifen zum lieblichen Bilde der ebenbürtigen Geliebten. Die Ungeduld und Langeweile, die unsern Dichter plagt, bis er das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, weiß Till durch treffliche Vorlesungen praktischer Lebensweisheit und den Verschönerer des Daseins, den göttlichen Humor zu kürzen. Um aber auch von letzterem eine köstliche Probe in der Praxis zu geben, mischt er sich in den Streit zweier Gemeinden um den Besitz des sogenannten Hackelteichs, der an der Grenze liegt und an dessen Ufer zu beiden Seiten sich die Bauern mit ihren Feuerspritzen zur Löschprobe aufgestellt hatten.

Während sie dort sich noch gegen einander ereifern, sticht den Kauz Till der Hafer, die Spritze gegen die Schreihälse am jenseitigen Ufer zu richten. Und siehe da! Sie werden von den Strahlen windelweich durchnäßt. In ohnmächtiger Wut versuchen die Betroffenen sich ihrerseits zu rächen, doch, ohne das Ziel zu erreichen, fallen die Wasserstrahlen in den Teich. Da raffen sie sich zur äußersten Kraftanstrengung auf, pumpen und pumpen drauf los, — bis der Pumpenschwengel bricht. Jetzt gehts aber unter Hohngelächter zur Sturmattaque über, bis die zerbrochene Pumpe als Siegestrophäe erbeutet wird. Die Beilegung dieser freundnachbarlichen Streitigkeit wird mit viel Humor geschildert.

Nicht minder ergötzlich ist das Abenteuer in der Sozialistenversammlung beschrieben, deren Treiben man schon von weitem an dem furchtbaren Skandale erkennt, sowie an der blutroten Fahne, die von oben aus dem Fenster hing. Alle paar Minuten ward einer kopfüber an die Luft gesetzt, so daß man, um es bequemer zu haben, die Tribüne in die Nähe der Thüre aufschlug. Das war der rechte Tummelplatz für die Spottsucht Tills. Im Nu stand er auf dem Katheder und suchte den Aufruhr der tobenden Masse mit folgender Anrede zu beschwichtigen:

„Sehr geehrte Herrn!
Ich komme hergereist von fern
Und heiße Kauz, bin Litterat
Und durch und durch ein Demokrat,
Laßt, ohne mich zu unterbrechen,
Mich längstens fünf Minuten sprechen,
Ich will mich heilig auch verbinden,
Nachher die Thore selbst zu finden."

Sofort erhob sich nun ein wüster Lärm pro und contra; doch Till ließ sich nicht verblüffen und fuhr, nachdem sich die Wogen des Aufruhrs etwas gelegt, folgendermaßen fort:

„Nicht Freundschaft ists, sagt Cicero,
Wenn ein Freund will dem andern nicht
Die Wahrheit sagen ins Gesicht,
Und wenn ein Mann vom andern Mann
Die Wahrheit nicht vertragen kann.
Bis jetzt habt ihr noch nichts vollbracht
Als nur euch lächerlich gemacht;
Drum höret meinen guten Rat,
Wie ihr wohl euren Feind, den Staat,
Am schnellsten könnt zu Grunde richten.
Vor allem müßt ihr erst verzichten
Auf alles das, was Ordnung heißt;
Vernunft, die weiter nichts beweist,
Als daß der Herr und jener Knecht,
Wird abgeschafft und gar das Recht,
Die abgenutzte Vogelscheuche,
Und seine längst verjährten Bräuche,
Das werft ihr alles über Bord,
Verboten höchstens ist der Mord;
Was sonst ihr findet von Gesetzen,
Reißt ihr in hunderttausend Fetzen.
Privatbesitz und Kapital,
Genie und was euch sonst noch kränkt,
Wird teils gestrichen radikal,
Teils auf ein Minimum beschränkt;
Zum Volksstaat wird das Erdenrund,
Soweit der Pflug das Land befährt,
Als internationaler Grund
Für das Proletariat erklärt.
Um auszugleichen Wohl und Wehe,
Wird flugs das Erbrecht aufgehoben
Und in universaler Ehe
Kindergemeinschaft eingeschoben.

Wahrheit und Ehre, Kunst und Ruhm
Und ihre thörichten Gewinnste
Sind null und nichtig Hirngespinste
Aus fabelhaftem Altertum.
Seid ihr nur erst konstituiert
Als edle große Volkstribune
In der beglückenden Kommune,
Wird ein Exempel statuiert
An Einem, der euch lang geneckt,
Dann kriegt die Welt vor euch Respekt.
Der Eine aber muß dran glauben,
Er trieb sein handwerksmäßig Rauben
Zu offenkundig und sein Drängen,
Der Kerl heißt Fiskus und muß hängen,
Und hat die Rache ihn ereilt,
Wird unter eure „Volksmillionen"
Sein Eigentum sofort geteilt,
Auf dem sie vogelfrei dann wohnen.
Nach dieser schweren Arbeit können
Die Herren sich wieder Ruhe gönnen,
Im Comite wird dann getrost
Die Reihenfolge ausgelost
Der Strike für das nächste Jahr.
Wenn aber alles klipp und klar
Und ihr nun mit Verwundrung seht,
Daß sich die Welt trotz eurer dreht,
So hänget wie ein Drohnenhauf
Euch einer an dem andern auf!" —

Stumm und starr, mit offenem Munde hatte die Volksversammlung diesen sonderbaren Speech angehört, dessen Pointe sie nicht so recht verstand. Auf einmal rief Einer aus dem Hintergrunde: „Schließt die Sitzung!" Es entstand ein Moment allgemeiner Verdutztheit. Diesen benutzte Till geschickt, entschlüpfte mit seinem Begleiter und schloß von außen die Thüre zu, indem er den inwendig Einge-

sperrten höhnisch zurief: „So, jetzt ist die Sitzung geschlossen!“ Nun brach ein furchtbarer Sturm los, — wie bei einer antiken Belagerung der sog. Widder gegen die Mauer stieß, um eine Bresche zu öffnen, so erfolgt von innen Stoß auf Stoß gegen die Thüre, um sie zu erbrechen. Bis dies endlich glückte, waren aber unsere beiden Helden längst auf und davon.

Doch der drollige Kauz kann auch in heilige Entrüstung geraten, und dies ist beim Anblick eines Heuchlers, eines Muckers. Ein solcher stolziert gravitätisch, manchmal die verdrehten Augen nach dem Himmel schielend, wie ein Marabout der Kutsche voraus. Kaum hat ihn Till erschaut, so packt ihn eine wahre Wut; denn nichts haßt er so sehr als Heuchelei und Unnatur. Wie darf sich eine solche Kreatur erdreisten, von Liebe zu reden und sich in eheliche Verhältnisse hineinzumischen, der ein unnatürliches Gesetz verbietet zu lieben und zu heiraten? In seinem sittlichen Eifer will er sich schier an dem gesalbten und tonsurgekrönten heiligen Manne Gottes vergreifen, doch in langen Sätzen greift der Gottesstreiter aus, sein teures Leben und salbungsvolles Wort seiner in Sünden dahin irrenden Gemeinde zu erhalten.

Ebenso wirft Till jeder sozialen Unnatur den Fehdehandschuh hin; er bekämpft die feudalen Vorrechte des Adels, die gezierte und manierierte Mode, das verzwickte und alberne Vornehmthun, wie es besonders in einem aristokratischen Landrat und seiner hochgestochenen Frau Gemahlin seinen Ausdruck findet. Das Wesen dieser „gnädigen Frau“ schildert der Dichter sehr gelungen in folgenden Versen:

„Mit Adligen nur zu verkehren
War ihr der Gipfel aller Ehren

Nächst der, geadelt selbst zu sein.
Aus jenen „distinguierten" Kreisen
Das Unbedeutendste zu preisen,
Fand sie kein Ende aus und kramte
Wie wichtige Erfindung aus,
Wie man in jedem reichen Haus
Aß, trank, sich trug und sprach, und ahmte
Das alles nach genau und eilig,
Denn was für „fein" galt, war ihr heilig.
Doch das Natürliche, Bequeme,
Das Praktische und Angenehme,
Was auf der Hand liegt, wie man's macht,
Weiß man sich nicht belauscht, bewacht,
Das ist nicht fein; das Abgefeimte,
Das widersinnig Ungereimte,
Was Keinen freut und Keinem frommt,
Worauf vernünftger Sinn nicht kommt,
Das Abgeschmackte und Absurde,
Was sonst nur Narr'n verziehen wurde,
Was nicht gehau'n und nicht gestochen,
Was nicht gehalten, nur versprochen,
Was alle Tage schwankt und wechselt,
So meinte Till, das ist das „Feine",
Zuweilen ists auch das Gemeine.
Das bleibend Schöne, wenn's im Spenden
Freigebig zum Genießen reizt,
Doch selbst im üppigsten Verschwenden
Mit seiner letzten Huld noch geizt,
War's auch die einfach kleinste Habe,
Die jeder Tag bescheiden reicht,
Die nicht mal aus des Bettlers Gabe
Die freudenlose Armut streicht,
Und wär's für den verwöhnten Zecher
Des Glückes ungesuchter Fund,
Im schäumenden, bekränzten Becher
Die Perle erst auf goldnem Grund, —
Das zu empfangen und zu geben

Mit vollen Händen freiem Geiste,
Verlohnt schon einen Griff ins Leben;
Allein gekünstelt ist das meiste,
Was sich geräuschvoll mit Gepränge
Zur Schau stellt lüsternem Gedränge.
Man fälscht mit nachgemachtem Siegel
Den echten Stempel der Natur,
Und aus dem schiefgeschliffnen Spiegel
Gafft höhnend die Karrikatur —
Die von Gard'robe und Diners
Nur immerfort erzählen mußte,
Die eitle Frau rief: „Ich gestehs,
Ich lernte, was ich noch nicht wußte,
Ja denken Sie, das neuste ist:
Von seinem Teller Suppe ißt,
Gilt es nicht eine Krankenkur,
Man einen halben Löffel nur,
Den in der linken Hand man führt,
Und läßt das andre unberührt!" —
„Das setzt mich keineswegs in Staunen,
Denn sehn Sie, gnädge Frau!" sprach Till,
„Die Mode hat so ihre Launen,
Und wer sich ihr nicht fügen will,
Der wird verachtet und verspottet,
Manch altes Vorurteil wird heute
Von ihr bekämpft und ausgerottet,
Zum Beispiel was die kleinen Leute,
Die unsre feine Welt nicht kennen,
Beschränkt Vernunft und Anstand nennen.
Uns Männern geht es so beim Rauchen:
Wenn wir in untre Schichten tauchen,
So sehn wir, wie der Schurzfellmann
Den Stengel ganz und gar verbrennt,
Er sengt sich fast den Schnauzbart an,
Eh' er sich von dem Dinge trennt;
Der Bourgeois, der sich als Narre
Der großen Welt so gern beträgt

Und protzig auf den Beutel schlägt,
Raucht nur die Hälfte der Cigarre;
Der Finanzier läßt sich genügen,
Wenn kaum sie brennt, an wenig Zügen;
Der wahre Gentleman jedoch,
Der macht es jetzt viel feiner noch;
Denn die Havanna, die er nimmt,
Beißt er bloß ab und wirft sie fort
Vornehm und lässig, eh sie glimmt,
Das nenn' ich nobel! Das ist Sport!" —

Durch diese Sarkasmen schafft sich Till eine unsympathische Gesellschaft vom Leibe; denn was giebt es Ungemütlicheres als Ziererei und Unnatur? Die beste Waffe dagegen ist der Spott. Oder besser gesagt der Humor; denn mit dem Worte Spott ist der leidige Begriff des Wehethuns verknüpft. Nicht boshafte Schadenfreude soll uns leiten, wie denn fast all die Eulenspiegeleien des alten Till hierin gipfeln. Und frei von Derbheiten muß der Humor sein; denn andere Zeiten, andere Sitten. So hat uns der Dichter in seinem Till Eulenspiegel redivivus eine anmutende Wiedergeburt des alten Schalksnarren gegeben: wohl ist es noch der alte Silbenstecher, der gerne wörtlich ausführt, was man ihn heißt; doch großen Schaden stiftet er damit nicht. Gerne aber macht er sich über die Thorheiten der Welt lustig, und im Ganzen ist er die liebenswürdigste Verkörperung wohlthuenden Humors. Ihm zu Ehren läßt er auch seinen schönsten Trinkspruch erklingen:

„Trinkt jetzt mit mir auf den Humor!
Er ist das einz'ge Elixir
Bei allen Schäden und Gebresten,
Kriegt Ihr einmal das „arme Tier",
So heilt Euch der am allerbesten;
Ihr kriegt's nicht mit Humor im Leibe,

Was Euch der Doktor auch verschreibe,
Daß ihr gut schlaft und gut verdaut,
Und daß sich euch das Blut nicht staut,
Hilft alles nichts und ist nicht nötig,
Nur der Humor ist wunderthätig.
Ihr seht die Welt mit anderen Augen,
Die Welt sieht euch ganz anders an,
Und statt euch gründlich auszusaugen,
Macht sie euch noch zum reichen Mann;
Denn so beherrscht ihr Schmerz und Lust,
Bucht den Gewinn, tragt den Verlust
Mit Mannesmut und mit Geduld,
Von Herzen froh und frei von Schuld.
Und was das Beste dabei ist,
Ihr überteufelt alle List,
Mit der das Schicksal euch umstrickt,
Wenn mit Humor ihr euch drin schickt:
Denn der Humor, der wahre, echte,
Zwingt aller bösen Feinde Mächte;
Hier ernste Kraft, dort tolle Launen,
Laßt andere über Wunder staunen,
Der Phönix steigt aus Flammenresten,
Und wer zuletzt lacht, lacht am besten.
Drum lustig, lustig, Brüderlein!
Das Letzte laßt das Beste sein.
Werft alles Andere über Bord, —
Den letzten Trunk, das letzte Wort
Laßt immer den Humor behalten,
Den laßt in allen Dingen walten,
Er ist der Weisheit tiefster Grund,
Ist alles Suchens reichster Fund,
Verloren ist, wer ihn verlor,
Hurrah! es lebe der Humor!" —

Ahasver,
nach dem Kaulbach'schen Gemälde: „Die Zerstörung von Jerusalem."

Die Sage vom ewigen Juden.

1. Ursprung und Wandlung der Sage.

„Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Müh'n!
Den Staubleib tragen mit seiner Totenfarbe!
Und seinem Siechtum, seinem Gräbergeruch!
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei:
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebärend, immer Kinder verschlingend!
Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast Du in Deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicheres Gericht?
Ha! so laß es niederdonnern auf mich!
Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße ausgestreckt lieg'
Und keuch' — und zuck' und sterbe!" —

So klingt in Schubarts leidenschaftlicher Dichtung markerschütternd der Notschrei des ewigen Juden zum Himmel um Erlösung von einem qualvollen, nie endenwollenden Leben. Und in der That! Erscheint uns auch mitten im blühenden Leben kein furchtbareres Schreckgespenst als der Tod, klammert sich auch selbst nach unsäglichen Mühen und Qualen unser ganzes Wesen mit allen Fibern und Fasern ans Dasein, — es giebt noch etwas viel Grauenvolleres als das Sterben, — das ist das ewige Leben. Wohl hat

der Gedanke an einen plötzlichen Abschied vom Leben, wenn wir in der Fülle unserer Jugendkraft stehen, und unser heißestes Hoffen und Sehnen noch glühende Ansprüche an die Freuden und Genüsse dieser Welt erhebt, etwas Schmerzliches und unsagbar Trauriges. Wohl mag der unvorbereitete und unerwartete Anblick des Todes uns erschrecken und alle Lust am Dasein vergällen, wie dies die Dichter und Denker aller Zeiten und Völker in elegischen und pessimistischen Gefühlen und Worten ausgedrückt. Ungemein ergreifend hat z. B. diese niederdrückende Wirkung plötzlicher Todesgedanken Thomas Moore in einer Novelle: „Der Epikuräer" geschildet, worin er uns einen jungen Griechen als Anhänger jener heiter genießenden Philosophensekte vorführt, den aber gleichwohl inmitten seiner rauschenden Vergnügungen wie ein verdüsternder Schatten das bleiche Bild des Todes verfolgt. So wohnt er eines Abends einem Bacchanale in Alexandria bei, das ihm die schönsten Mädchen der Stadt bereitet. Die ganze Gesellschaft schwelgt in jugendlichem Übermut, im Vollgefühl der Daseinsfreude. Nur eine verhüllte weibliche Gestalt scheint teilnahmlos; stumm läßt sie Speisen und Getränke an sich vorübergehen; niemand scheint von ihr Notiz zu nehmen; doch des jungen Griechen Neugier ist aufs äußerste gespannt. Er wendet sich deshalb an eine seiner schönen Nachbarinnen, da wird sie plötzlich ernst und still. Den Jüngling befremdet dieses seltsame Geheimnis; doch Liedersang und Becherklang scherzen sein Nachsinnen hinweg. Lärmend setzt sich das Bankett fort, und als man sich trennt, verläßt auch unser junger Epikuräer am Arme seiner reizenden Nachbarin das fröhliche Fest. Diese vermißt plötzlich ihre Laute, und natürlich eilt unser ga-

lanter Ritter zum Schauplatz der Orgie zurück. Da frappierte ihn aufs neue der Anblick jener verschleierten weiblichen Figur, die noch immer regungslos an ihrer alten Stelle saß. Mit geheimem Schauer näherte sich der Jüngling der verhüllten Gestalt, — hob den Schleier und erblickte — ein Skelett, ein Mumie. Dieser plötzliche unerwartete Anblick inmitten all der Lebenslust wirkt so erschütternd auf ihn ein, daß ihm alle Freude am Genießen benommen wird.

Und etwas Ähnliches muß auch der Jüngling in dem rätselhaften Gedichte Schillers: „Das verschleierte Bild zu Sais" erblickt haben, als er vorwitzig und frevelhaft gegen das Verbot den Schleier lüftete. Denn was könnte ihm sonst außer dem Gefühl des Schuldbewußtseins, ein göttliches Gebot übertreten zu haben, so auf einmal alle Daseinsfreude vergällen als der plötzliche, unvorbereitete Anblick des Todes, das grauenvolle Bild der Verwesung, das er noch im Lenze des Lebens schauen mußte? Ging doch auch Goethe jedem Anblick des Todes geflissentlich aus dem Wege und war selbst nicht zu bewegen, noch einmal die Leiche seines teuersten Freundes Schiller zu sehen. „Von allen Porträtmalern", — so behauptete er mit Recht, „ist der Tod der schlechteste". Wie sehr der Mensch im allgemeinen den Tod flieht und wie krampfhaft er sich selbst nach einem Leben voller Kämpfe und Mühen ans Dasein klammert, davon giebt die bekannte Fabel vom „Holzhacker und dem Tod" ein treffendes Beispiel. Ächzend unter der schweren Last und des Daseins müde, sinkt der Holzhacker zu Boden, setzt seine Bürde ab und ruft den Tod als Erlöser. Da erscheint das Furchtgerippe und fragt: „Was soll ich? Hier bin ich! Du hast mich ja ge-

rufen!“ — Erschreckt und kleinlaut versetzt der Mann: „Ach! nichts! Sei doch so gut und hilf mir wieder die Holzlast auf die Schulter laden!“

Und doch liegt es im Gesetze der Natur, im Kreislauf des Werdens und Vergehens, daß einem jeden Wesen und Leben ein Ziel gesetzt ist, daß wenn es seine naturgemäße Entwicklung durchgemacht hat, seine Ruhe, sein Ende kommt, und ewig ist nur der Lenker der Welten, die Gottheit. Hat der Tod auch etwas Grausames, der ein blühendes Leben dahinrafft, hat er etwas Schreckhaftes für den Sünder, der sich vor dem ewigen Gericht und der Vergeltung fürchtet, — für ein reiches und volles Leben, das seine Zeit im Dienste der Menschheit vollbracht, kann er nicht furchtbar sein, und wie Schiller meint, der Tod an und für sich könne nichts Schlimmes bedeuten, da er allen Menschen gemeinsam sei. Die Alten stellten sich daher recht sinnig den Tod als einen sanften Genius, den Bruder des Schlafes vor, nicht als das Knochenrippe mit Sense und Stundenglas, wie wir. Der Tod ist vielmehr ein gütiger Engel. Sich dagegen ein ewiges Leben auszumalen ist ganz unfaßlich; „Ja“, möchte vielleicht jemand sagen, „ein Leben voller Jugendkraft und Gesundheit, voller Freuden und Wonnen“. Aber sollte einer dies nicht auch müde werden?! Hat Goethe recht, wenn er sagt: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen“, und liegt nicht eine tiefe Wahrheit in dem Notruf Tannhäusers, mit dem er sich aus den Armen der Venus loswindet: „Göttin! laß mich ziehen! Ich sehne mich nach Schmerzen!“

Ist demnach ein ewiges Leben mit der steten Wiederholung menschlichen Sehnens, Hoffens, Genießens und

Leidens eine Qual zu nennen, so kann keine größere Strafe erdacht werden als die des ruhelosen Wanderns auf der Welt mit ihrem ständigen Einerlei von Lust und Elend. Seltsamerweise haben wir in der deutschen Sage drei Beispiele solcher fürchterlichen Strafen: den wilden Jäger, der wegen seiner Hetzjagden an Sonntagen verdammt ist, in alle Ewigkeit durch die Lüfte zu sausen[1]), den fliegenden Holländer, der wegen einer Gotteslästerung ruhelos die Wogen durchkreuzt und den ewigen Juden, den rastlosen Wanderer auf Erden. So haben wir als Schauplatz die drei Elemente vertreten: Luft, Wasser und Erde. Es fehlt nur noch das Feuer, wenn wir nicht an die ewigen Qualen der Verdammten in der Hölle denken wollen. Doch hier fehlte dann ein einzelnes warnendes Beispiel.

Wenn wir uns nunmehr speziell zur Sage vom ewigen Juden wenden, so entsteht zunächst die Frage nach dem Ursprung derselben. Da wäre nun nichts natürlicher, als einen Anhaltspunkt in der hl. Schrift zu suchen und zwar bei der Erzählung von Jesu Kreuzestod; doch in den vier Evangelien findet sich davon nicht die geringste Spur. Selbst der landläufige Name des ewigen Juden „Ahasverus" kommt im ganzen neuen Testamente nicht vor. Im alten Testamente wird er einem persischen Könige — hier vermutlich Xerxes — beigelegt, vor dessen Augen Esther Gnade fand. Der Name soll soviel bedeuten wie „Reichsauge", oder „der glorreiche fürstliche Held". Es ist demnach eine der Volkssage gemachte Konzession, wenn die Figur

1) Karl Blind versucht es sogar, die Sage vom ewigen Juden auf Wodan, den ruhelosen Wanderer, zurückzuführen. (Deutsche Revue 1880.)

des ewigen Juden in den Text der Oberammergauer Paſſionsſpiele hineingekommen iſt. Sehr unwahrſcheinlich kommt uns vor, daß eine Stelle im Evangelium Johannis, Kap. 21, Veranlaſſung zu unſrer Sage gegeben habe. Daſelbſt wird erzählt, wie Jeſus ſich nach ſeiner Auferſtehung den am See Tiberias fiſchenden Jüngern und zwar zum zweiten Male gezeigt habe. Nach dem gemeinſamen Mahle habe Jeſus den Petrus aufgefordert, ihm zu folgen. Und nun heißt es wörtlich, wie folgt:

V. 20. „Petrus aber wandte ſich um und ſah den Jünger folgen, welchen Jeſus lieb hatte, der auch an ſeiner Bruſt am Abendeſſen gelegen war und geſagt hatte: Herr, wer iſts, der Dich verrät? Da Petrus dieſen ſah, ſpricht er zu Jeſu: Herr, was ſoll aber dieſer?

V. 22. Jeſus ſpricht zu ihm: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es Dich an? Folge mir nach!

V. 23. Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: „Dieſer Jünger ſtirbt nicht.“

Aus dieſer rätſelhaften Stelle hat man eine Verheißung ewigen Lebens ſeinem Lieblingsjünger Johannes gegenüber von ſeiten des Heilands abgeleitet, aber dann doch wohl ohne Zweifel als Belohnung. Bei unſerer Sage vom ewigen Juden indeſſen wird ein ewiges Leben als Strafe verhängt. Eine Parallele alſo oder Beziehung des einen Vorfalls zum andern iſt höchſt unwahrſcheinlich. Dem untergelegten Sinne jener Stelle im Evangelium Johannis widerſpricht auch ganz die dortige Fortſetzung, die da lautet:

„Und Jeſus ſprach nicht zu ihm: Dieſer Jünger ſtirbt

nicht; sondern: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme was geht es Dich an?"

Es geht also unseres Erachtens aus dieser Stelle weiter nichts hervor, als daß der Heiland dem Petrus seine Einmischung in seinen göttlichen Willen verweist, mit anderen Worten: „Was gehts Dich an, wenn uns auch Johannes folgt; mir allein kommt es zu, ihm zu gebieten, zu bleiben und wenn ich es so haben will, so bleibt er auch und wartet, bis ich wieder komme", — aber nicht liegt darin: er soll auf mich warten bis in alle Ewigkeit, bis ans Ende aller Tage, wann ich ihm wiedererscheine.

Trotzdem war im Mittelalter die Meinung verbreitet, daß Johannes nur scheinbar zum Tode in die Gruft gestiegen sei und daß er noch lebe. Ums Jahr 400 berichtet ein Kirchenlehrer Severus von einem Menschen im Orient, der sich für Johannes ausgegeben, und dieselbe Meinung taucht im 12. Jahrhundert wieder auf und ebenso im 15. Man begreift nur nicht, warum dem Lieblingsjünger diese Ausnahmsstellung eingeräumt worden, wenn nicht etwa, um als Zeuge gegen den Antichrist aufzutreten. Ja, gegen Ende des 16. Jahrhunderts trat in Frankreich ein Betrüger auf, der sich für Johannes ausgab, aber zu Toulouse lebendig verbrannt wurde. Im 17. Jahrhundert existierte sogar in England eine Sekte, die von der Wiederkunft des Johannes eine Reformation der Kirche erwartete.

Außer Johannes soll nach der späteren Volksmeinung noch eine andere biblische Persönlichkeit den Tod nicht haben finden können. Ein Diener des Hohenpriesters soll dem Heiland, als er die gewünschte Auskunft über seine

Lehre und Jünger schuldig blieb, einen Backenstreich versetzt haben. Nach einer Tradition soll es derselbe gewesen sein, dem später im Garten Gethsemane Petrus das Ohr abhieb, — nämlich Malchus. Zur Strafe für seine Frevelthat an Christus, die er mit einem Eisenhandschuh verübte, soll er verurteilt worden sein, immer um die Säule zu laufen, an die der Heiland vor seiner Kreuzigung gebunden war. Vergebens versucht er, sich das Haupt an der Säule einzustoßen; doch er muß die Strafe ewig leiden.

Das älteste bis jetzt nachweisbare Zeugnis über jenes Urbild des ewigen Juden, welcher der Thürhüter des Pilatus gewesen sein soll, finden wir in einem Werke eines englischen Mönchs von der Abtei Albans, Roger von Wendower, betitelt Flores Historiarum, worin er die Ereignisse von der Schöpfung bis zum Jahre 1235 erzählt. Beim Jahre 1228 erwähnt er die Wallfahrt eines Erzbischofs von Groß-Armenien nach England und läßt einen aus seinem Gefolge erzählen, daß, als Christus nach seinem Verhöre vor Pilatus aus dem Richthause zur Kreuzigung abgeführt wurde, ihm an der Pforte der Thürhüter Cartaphilus[1]) verächtlich einen Faustschlag in den Nacken versetzt habe mit den Worten: „Geh doch schneller, Jesus, was zögerst Du?“ Darauf habe ihn Christus traurig angeblickt und gesprochen: „Ich gehe, und Du wirst warten, bis ich komme“ oder, wie der Evangelist sagen würde: „Der Menschen Sohn geht dahin, wie geschrieben steht, Du aber wirst meine Wiederkunft erwarten!“ Und so

1) Der Name ist etymologisch aus dem griechischen κάρτα-φίλος d. h. „sehr lieb“ erklärt und deshalb mit dem Lieblingsjünger Christi, Johannes, der an seiner Brust lag, zusammengebracht worden.

wartet er nach dem Worte des Herrn. Er war damals ungefähr 30 Jahre alt; so oft er das 100. Jahr erreicht, kommt er wieder in das Alter zurück, das er damals hatte, als er den Heiland beschimpfte. Später soll er von Ananias getauft worden sein und den Namen Josef erhalten haben. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist Armenien, sein Leben verfließt still und fromm, und gerne erzählt er von den näheren Umständen der Kreuzigung und Auferstehung Christi. Auch die Zeugen der Auferstehung Christi nennt er, d. h. jene, die mit demselben auferstanden sind, und verbreitet sich weiter über das apostolische Symbolum und die Predigt der Apostel und zwar mit einem solchen Ernste, daß man aus allem seine Besorgniß vor der Wiederkunft des einst von ihm Mißhandelten herausliest. Viele kommen aus entlegenen Gegenden, ihn zu hören und wollen ihm Gaben reichen; doch er weist alle Geschenke zurück. Sein einziger Trost ist der Gedanke, daß er unwissentlich fehlte und die Verheißung des Herrn: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun".

Diese Erzählung aus dem Geschichtswerke Rogers ist denn auch in die Chronik eines anderen englischen Mönchs aus dem Albansstift, Namens Matthäus Parisiensis um die Mitte des 13. Jahrhunderts übergegangen, woselbst sie noch einige Ausschmückungen erfuhr. So soll Cartaphilus jedesmal vor seiner Verjüngung in eine Ohnmacht gefallen sein und sich mit der Verzeihung des Paulus und Petrus getröstet haben. Darnach versicherten noch mehrere andere armenische Geistliche, daß Josef Cartaphilus, der die Kreuzigung Christi ansah, noch in seiner alten Weise lebe, ja man berief sich auf dies Zeugnis als Hauptbeweis für die Wahrheit der christlichen Religion. Wir begegnen dieser Tra-

dition ähnlich in Berichten eines Erzbischofs von Tournay um 1243 und bei einem italienischen Astrologen Guido Bonatti aus Forli, der ihn Johannes Buttadaeus[1]) nennt, ums Jahr 1267.

Einen Schritt weiter zur Ausbildung der Ahasverus-Sage bietet der Bericht eines gewissen Jan Aertsz von Mecheln, der sich 1484 einer portugiesischen Expedition anschloß; seine Reiseerlebnisse wurden aber erst im 17. Jahrhundert veröffentlicht. Darin lesen wir von einem mysteriös zu Jerusalem hinter neun verschlossenen Thüren gefangen gehaltenen Augenzeugen der Kreuzigung Christi. Den Schlüssel zur letzten Thüre verwahrte ein Beamter, der sich durch das Geschenk von einigen Dukaten bewegen ließ, zu öffnen. Da bot sich denn ein grauenhafter Anblick dar. Ein völlig nackter, mit langen Haaren bedeckter Mann, Jan Roduyn mit Namen, stand hier unter einer auf vier Pfeilern ruhenden Galerie. Dieser soll, als Christus auf seinem Wege gen Golgatha vor seinem Hause vorüber kam, auf seiner Schwelle stehend ihm zugerufen haben: „Vorwärts, vorwärts! Ihr seid diesen Weg zu langsam gegangen!“ Darauf habe ihm der Heiland geantwortet: „Ich werde gehen, Du aber sollst bleiben bis zum Ende der Welt und einst nach meiner Wiederkehr fragen.“ An jedem Charfreitag spricht er denn auch: „Kommt der Mann mit dem Kreuze noch nicht?“ —

Nachdem die Sage im 16. Jahrhundert zu ruhen geschienen, taucht sie zu Anfang des 17. in neuem Gewande auf. Auch war diese Zeit zur Annahme von Wundermären

---

1) Etymologisch soll dieser soviel bedeuten wie einer, „der Gott schlägt,“ von buttare „schlagen“ und deus „Gott.“

besonders geeignet. Lief doch im Jahre 1599 durch ganz Europa wieder einmal die aufregende Kunde von dem Erscheinen des Antichrist, jenes Boten des Satans, der im erbitterten Entscheidungskampfe gegen das Christentum schließlich von dem wiederkehrenden Heilande besiegt werde. Auf seinem anfänglich siegreichen Feldzuge von Babylon aus zögen ihm die Juden huldigend entgegen. Diese Schreckenskunde verbreitete sich von Italien aus nach Deutschland und von da nach Spanien und England. Einige Gelehrte behaupteten zwar, es seien noch nicht alle Anzeichen von dem Erscheinen des Antichrists vorhanden, namentlich sei das Römische Reich noch nicht gestürzt, andere jedoch glaubten daran, und so groß war die allgemeine Aufregung, daß Heinrich IV. von Frankreich verbot, davon zu sprechen. Ein vom Teufel angeblich besessenes Weib erklärte, daß der Antichrist in der Nähe von Paris im Jahre 1600 geboren und am Sabbath getauft sei als Sproß einer Jüdin Blanchefleur und des Satans. Ja, eine Hexe behauptete sogar, dies Teufelskind im Arme gehalten zu haben; es hätte Klauen statt der Füße und verstände alle Sprachen.

Zu gleicher Zeit wurde der Weltuntergang prophezeit. Darauf wies auch im Schlußkapitel eine 1602 anonym erschienene „Kurtze Beschreibung und Erzählung von einem Juden mit Namen Ahasverus" hin, gedruckt zu „Leyden bei Christoff Creutzer." Hierin erzählt der Verfasser, daß er und andere Studenten wiederholt von dem nachmaligen Bischof von Schleswig, Paul v. Eitzen, gehört, daß er 1542 auf einer Reise von Wittenberg nach Hamburg gelegentlich einer Predigt in letzterer Stadt den ewigen Juden kennen gelernt habe. Der Kanzel gegen-

über fiel ihm dort ein verwahrloster Mann von ungefähr 50 Jahren auf, eine lange, hagere Gestalt mit bis über die Achseln herabfallenden Haaren, bekleidet mit einem dürftigen Rocke, zerfetzter Hose und einem bis zu den Füßen reichenden fadenscheinigen Mantel. Trotz des harten Winters war er barfuß. Andachtsvoll hörte er der Predigt zu und, so oft der Name Christi genannt wurde, schlug er sich verneigend auf die Brust und seufzte tief. Auf sein Befragen habe er sich später für einen Schuhmacher aus Jerusalem, Namens Ahasverus, ausgegeben, der als Anhänger der Hohenpriester und Schriftgelehrten dem Heiland feind gewesen. Er habe zu seiner Gefangennehmung beigetragen und sein „Kreuzige!" über ihn gerufen. Als Christus auf seinem Weg gen Golgatha an seinem Hause vorbeigekommen, habe er sein Hausgesinde zusammengerufen und selbst sein Kind auf den Arm genommen, um sich am Anblick des gequälten Heilands zu weiden. Als sich nun Jesus, unter der Kreuzeslast zusammenbrechend, vor seiner Schwelle hätte ausruhen wollen, da habe er ihn mit dem Ausrufe fortgestoßen: „Gehe dahin, wohin du gehörst!" Christus aber habe ihn ernst angeblickt und gesprochen: „Ich will allhier stehen und ruhen, Du aber sollst gehen bis an den jüngsten Tag! " Da habe er sofort sein Kind niedergesetzt und sei dem Heiland gefolgt zur Richtstätte; darauf, nachdem er die Kreuzigung mit angeschaut, sei er, ohne Weib und Kind wieder zu sehen, rastlos weiter gewandert als lebendiger Zeuge der Leiden Christi zur Überführung der Ungläubigen und Gottlosen.

Der Druckort dieser Ahasverus-Geschichte „Leyden" und der Name des Verlegers „Christoff Creutzer" klingt fast wie eine absichtliche Mystifikation mit Bezug

auf das „Leiden Christi am Kreuze.“ Außer Leyden wird auch Bautzen als Druckort genannt, doch hat man nicht ohne Wahrscheinlichkeit den Buchdrucker Johann Schröter in Basel als den Veranlasser vermutet, weil von ihm bekannt ist, daß er derartige Mystifikationen liebte. Darnach werden auch (1602) Schleswig, Danzig und Hamburg als Druckorte unserer Erzählung genannt. Hierauf erschien eine neue Ausgabe unter dem Titel: „Wunderbarlicher Bericht von einem Juden Ahasverus,“ als deren Verfasser sich ein rätselhafter Pseudonymer Chrysostomus Dudulaeus aus Westfalen nennt. Hierin wird die Begegnung des Bischofs Eitzen mit dem ewigen Juden ins Jahr 1547 verlegt. Den Schluß derselben bildet eine erbauliche Betrachtung über Gottes Barmherzigkeit, über die Umwandlung des Juden und eine Begründung seines ewigen Lebens zur Bekehrung der Heiden und Juden.

Von nun ab fehlt es auch nicht an solchen, die Ahasverus mit eigenen Augen gesehen haben wollen. So trug dies 1602 der Bürgermeister zu Lübeck, Namens Colerus, in sein Tagebuch ein. Ferner will ihn der Historiker Clüver in Sachsen gesehen haben. In Naumburg hielt man das sonderbare Gebahren des ewigen Juden für das eines Wahnsinnigen; andere hielten ihn für einen Betrüger, und als er sich am anderen Tage auf Befehl des Magistrats vor dem Konsistorium einem Verhör unterwerfen sollte, war er verschwunden. In Leipzig erschien Ahasverus 1642 als ein „abgelebter und eisgrauer Mann vor den Thüren, indem er die Leute um Brot ansprach und vorgab, er sei ein geborener Jude und mit bei des Herrn Christi Leiden gewesen und müsse bis an den jüngsten Tag also herumgehen.“

Auch auf der Frankfurter Messe soll der ewige Jude 100 Jahre später in sehr abgerissener Tracht aufgetaucht sein, und es ist wohl sehr möglich, daß die Erzählung davon Goethe, der sich ja bekanntlich lange und ernst mit der Sage beschäftigte, geläufig war. Hier feilschte er mit einem Trödler um den Preis eines Rockes und reichte ihm schließlich eine Goldmünze mit dem Bildnis des Kaisers Tiberius. Als der Trödler die Münze verwundert betrachtete, sagte er: „Dies Geldstück hat bei uns keinen Kurs." — „Und doch," versetzte der Jude, „ist es vor 1000 Jahren in Rom geprägt worden." Als dies der Trödler hörte, erschrak er und bekreuzigte sich. Sodann rief er aus: „Seid ihr nicht der ewige Jude?" Aber der sonderbare Fremdling war schon verschwunden.

Bald regte sich auch die Zweifelsucht, und es erschienen zahlreiche Streitschriften für und gegen die Existenz des ewigen Juden, oder mit Deutungen des vermeintlich symbolischen Sinnes der Sage, als ob unter Ahasver nicht eine einzelne Person, sondern das ganze in aller Welt zerstreute jüdische Volk gemeint sei. So Schudt in seinen „Jüdischen Merkwürdigkeiten." Von den kritischen Schriften, welche die innere Unwahrscheinlichkeit der Ahasverus-Geschichte, die unsichere Überlieferung, das Schweigen aller gleichzeitigen oder sonst glaubwürdigen Schriftsteller betonten, verdient eine akademische Schrift des Professor Anton zu Helmstedt (1755) schon deshalb hervorgehoben zu werden, weil sie (1756) eine höchst originelle satirische Entgegnung angeblich einer Frau, genannt Maria Regina Krüger, hervorgerufen hat, woraus wir der Kuriosität halber einige Stellen citieren. Zunächst giebt sich die Verfasserin für die Gattin eines

Professors der Mathematik zu Helmstedt aus, die ihr Schreiben an Professor Anton zu einer Stunde richte, wo ihr Mann im Kolleg sei, weil er von ihrem Vorhaben nichts zu wissen brauche. Sie will beweisen, daß der Jude 1743 noch gelebt habe und, wie sie fest glaube und alle christlichen Herzen mit ihr glauben werden, noch bis auf diese Stunde lebe. Und dann fährt sie wörtlich fort, wie folgt:

„Es war dieses ein Jahr vorher, ehe ich und mein Mann auf den Einfall kamen, einander zu heyrathen. Ich hielt mich damals in dem Dorfe Helfte ohnweit Eisleben auf, und da trug sich zu, daß ein Mann von sehr kleiner Statur, eisgrauen Haaren, einem schneeweißen, bis auf die Brust herunterhängenden Barte und sehr ernsthafter Miene durch dies Dorf ging. Jedermann erkannte ihn für den ewigen Juden, und ich selbst konnte keinen Augenblick daran zweifeln, wenn ich ihm in die Augen sahe. Das ganze Dorf lief hinter ihm her, und ich wollte ihn ausfragen, aber er antwortete kein Wort. Die Bauern meinten, daß er zu tückisch dazu gewesen wäre. Aber man weiß wohl, wie Bauern sind, denn sie bilden sich ein, alle Leute wären ebenso wie sie. Ich glaube vielmehr, daß der ehrliche Mann kein Deutsch verstand, und Hebräisch wollte er ihnen nicht antworten: wäre aber der Pfarrer bei der Hand gewesen, so würde ich vielleicht mehr von ihm zu erzählen wissen ... Doch was schadet es, ich habe ihn gesehen, und dieses ist genug, Sie zu widerlegen ... Was haben Sie wohl bei all Ihrer lateinischen Gelehrsamkeit für einen Grund, den ewigen Juden in Zweifel zu ziehen, als diesen: ich habe ihn nicht gesehen und ich begreiffe nicht, wie er so lange hätte leben können. Aber erlauben Sie

mir, Ihnen zu sagen, daß Sie noch vieles nicht gesehen haben, und daß es 1000 Sachen giebt, welche Sie nicht begreiffen ... Mir ist es immer lächerlich vorgekommen, wenn man mir den Satz, daß eine Rose ein denckender Körper sey, dadurch über den Hauffen stossen wollen, weil kein Körper dencken könne, und zwar aus dem Grunde, weil man nicht begreiffe, wie es möglich wäre, daß ein Körper dächte. Ich habe diese Herren, die mich so belehren wollen, gefragt, ob sie wüßten, wie es möglich wäre, daß ein Körper zur Repetiruhr werden könnte, und habe befunden, daß sie in diesem Stücke so unwissend gewesen als ich. Wenn ich nun bei all dem guten Zutrauen, so ich zu Ihnen trage, nicht glauben kann, daß sie vermögend sind, eine Repetiruhr zu machen, so werden sie mir erlauben, daß ich Ihnen sage, es sei der Schluß von unserer Unwissenheit auf die Unmöglichkeit einer Sache so fehlerhaft, und ich habe also in diesem Stück meinen ewigen Juden vor ihren Verfolgungen gerettet. Was den anderen Punkt anbetrifft, daß Sie ihn nicht gesehen haben, da kann ich nicht vor, dieses ist ein Unglück für Sie. Doch wollte ich wünschen, daß Sie damals gegenwärtig gewesen wären, Sie würden ihn rabbinisch angeredet haben, welches er verstanden hätte: denn die rabbinische Sprache und Ulmer Geld geht durch die gantze Welt ... Ich begreife nicht, wie Sie so ungläubig sein können, nachdem Sie sich von der Zahl der Ungläubigen getrennt, daß Sie einen Doctor der heil. Schrift, den seeligen Paulus v. Eitzen zum Lügner machen und das in Zweifel ziehen, was er mit seinen leiblichen Augen gesehen hat ... Was wollen Sie zu der Erzehlung des Bischofs aus Armenien und seiner Soldaten sagen, welcher die Ehre gehabt hatte, mit dem ewigen Juden

zu sprechen. Wollen Sie gar einen Bischof zum Lügner machen? ... Ich bin überzeugt, daß Sie wider Ihr besser Wissen und Gewissen den ewigen Juden verleugnen. Denn da Sie von Mietau und nach Egypten gereißt sind, Polen, Rußland, Engelland, Italien, Deutschland und Türkey gesehen haben; so kann es unmöglich sein, daß Sie nicht einmahl dem ewigen begegnen sollen und da Sie seine Sprache vollkommen verstehen, so kann ich mir bey der von Ihnen bekannten rühmlichen Begierde, alles, was in die jüdischen Altertümer einen Einfluß hat, zu prüfen, ohnmöglich anders glauben, als daß Sie diesen ehrlichen Alten wirklich gesprochen, ihm dreymal die Hand geschüttelt, ihn dreymal an den ehrwürdigen Bart gegriffen, und dreymal von Hertzen geküßt haben ... Eines habe ich noch auf dem Hertzen, welches ich notwendig sagen muß, weil ich besorge, Sie würden sich dessen meisterlich zu bedienen wissen, mich zu widerlegen und meine Erzehlung in Zweifel zu ziehen. Der rechtschaffene Paulus v. Eitzen sagt, daß der ewige Jude ein langer Mann gewesen wäre und lange Haare gehabt hätte. Mein ewiger Jude aber war klein, und hatte kurtze Haare. Hieraus würde folgen, daß entweder wir beyde, oder doch einer von beyden in der Person geirrt hätte. Wer aber weiter nachdencket, der findet, daß sich dieser vermeynte Widerspruch durch die Gründe der Artzeneygelehrten sehr leicht heben lasse. Denn diese Leute haben bewiesen, daß die Wirbelbeine des Rückgrats immer näher an einander kommen, je älter man wird, und daß man folglich wieder anfange kleiner zu werden, wenn man zu wachsen aufgehört hat. Wenn Sie nun zu erwägen belieben, daß Paulus v. Eitzen rühmlichen Andenckens den ewigen Juden im Jahr 1574, ich aber im Jahre 1743

mir, Ihnen zu sagen, daß Sie noch vieles nicht gesehen haben, und daß es 1000 Sachen giebt, welche Sie nicht begreiffen ... Mir ist es immer lächerlich vorgekommen, wenn man mir den Satz, daß eine Rose ein denckender Körper sey, dadurch über den Hauffen stossen wollen, weil kein Körper dencken könne, und zwar aus dem Grunde, weil man nicht begreiffe, wie es möglich wäre, daß ein Körper dächte. Ich habe diese Herren, die mich so belehren wollen, gefragt, ob sie wüßten, wie es möglich wäre, daß ein Körper zur Repetiruhr werden könnte, und habe befunden, daß sie in diesem Stücke so unwissend gewesen als ich. Wenn ich nun bei all dem guten Zutrauen, so ich zu Ihnen trage, nicht glauben kann, daß sie vermögend sind, eine Repetiruhr zu machen, so werden sie mir erlauben, daß ich Ihnen sage, es sei der Schluß von unserer Unwissenheit auf die Unmöglichkeit einer Sache so fehlerhaft, und ich habe also in diesem Stück meinen ewigen Juden vor ihren Verfolgungen gerettet. Was den anderen Punkt anbetrifft, daß Sie ihn nicht gesehen haben, da kann ich nicht vor, dieses ist ein Unglück für Sie. Doch wollte ich wünschen, daß Sie damals gegenwärtig gewesen wären, Sie würden ihn rabbinisch angeredet haben, welches er verstanden hätte: denn die rabbinische Sprache und Ulmer Geld geht durch die gantze Welt ... Ich begreife nicht, wie Sie so ungläubig sein können, nachdem Sie sich von der Zahl der Ungläubigen getrennt, daß Sie einen Doctor der heil. Schrift, den seeligen Paulus v. Eitzen zum Lügner machen und das in Zweifel ziehen, was er mit seinen leiblichen Augen gesehen hat ... Was wollen Sie zu der Erzehlung des Bischofs aus Armenien und seiner Soldaten sagen, welcher die Ehre gehabt hatte, mit dem ewigen Juden

zu sprechen. Wollen Sie gar einen Bischof zum Lügner machen? ... Ich bin überzeugt, daß Sie wider Ihr besser Wissen und Gewissen den ewigen Juden verleugnen. Denn da Sie von Mietau und nach Egypten gereißt sind, Polen, Rußland, Engelland, Italien, Deutschland und Türkey gesehen haben; so kann es unmöglich sein, daß Sie nicht einmahl dem ewigen begegnen sollen und da Sie seine Sprache vollkommen verstehen, so kann ich mir bey der von Ihnen bekannten rühmlichen Begierde, alles, was in die jüdischen Altertümer einen Einfluß hat, zu prüfen, ohnmöglich anders glauben, als daß Sie diesen ehrlichen Alten wirklich gesprochen, ihm dreymal die Hand geschüttelt, ihn dreymal an den ehrwürdigen Bart gegriffen, und dreymal von Hertzen geküßt haben ... Eines habe ich noch auf dem Hertzen, welches ich notwendig sagen muß, weil ich besorge, Sie würden sich dessen meisterlich zu bedienen wissen, mich zu widerlegen und meine Erzehlung in Zweifel zu ziehen. Der rechtschaffene Paulus v. Eitzen sagt, daß der ewige Jude ein langer Mann gewesen wäre und lange Haare gehabt hätte. Mein ewiger Jude aber war klein, und hatte kurtze Haare. Hieraus würde folgen, daß entweder wir beyde, oder doch einer von beyden in der Person geirrt hätte. Wer aber weiter nachdencket, der findet, daß sich dieser vermeynte Widerspruch durch die Gründe der Artzeneygelehrten sehr leicht heben lasse. Denn diese Leute haben bewiesen, daß die Wirbelbeine des Rückgrats immer näher an einander kommen, je älter man wird, und daß man folglich wieder anfange kleiner zu werden, wenn man zu wachsen aufgehört hat. Wenn Sie nun zu erwägen belieben, daß Paulus v. Eitzen rühmlichen Andenckens den ewigen Juden im Jahr 1574, ich aber im Jahre 1743

gesehen habe: so ist es gantz begreiflich, daß er in der Zeit um etliche Schuhe hat kleiner werden können ... Ich werde diesen Brief beschliessen, dem ich noch den hertzlichen und aufrichtigen Wunsch beyfüge, daß, da Sie durch Ihr Exempel und erbauliche Schriften ein weit besseres Zeugniß gegen das blinde Judentum ablegen, Sie den ewigen Juden an Gesundheit und langem Leben, wo es möglich ist, übertreffen mögen. Da aber dieses wohl nicht angehen möchte: so wünsche ich von gantzem Hertzen, daß Gott Ihre rühmlichen Bemühungen zur Unterdrückung des Aberglaubens segnen, Sie bis in das graue Alter gesund vergnügt erhalten und mit allem selbst erwünschten Wohlergehen überschütten möge."

In einem bei Damen ja unvermeidlichen Postskriptum wird noch erwähnt, daß u. a. der ewige Jude „Manschetten an hatte, welche von solcher Größe waren, daß sie ihm bis über die Spitze des längsten Fingers reichten." —

Auf diese Schrift folgte dann ein „Erstes Supplement zu der ewigen Jüdin Maria Krügerin Schreiben," dessen Eingang so lautet:

„Die ewige Jüdin, welche in diesen Tagen ihre und ihres Mannes, des ewigen Juden Existenz bewiesen hat, wird es mir Dank wissen, daß ich ihrem Beweise meine Nachrichten vom ewigen Juden beyfüge. Ich bin einer der glaubwürdigsten Zeugen in dieser Sache: denn ich habe nicht nur den ewigen Juden mit seiner Jüdinn selbst gesehen; sondern ich war damals in dem Dorf Helfte, wie derselbe dahin kam und sich an Schmul Ben[1]) Rühlemanns Tochter

[1]) In L. Neubaur's Schrift: „Die Sage vom ewigen Juden," der wir zumeist gefolgt, und die wohl, wie Violet richtig betont,

verheurathete. Er war gekleidet, wie ihn seine Frau in dem Schreiben aus der Nachschrift desselben schildert. Vom Körper war er etwas untersetzt und fett, redete im Diskant und war damals so galant als ein junger Magister. Jedoch ich will nichts von ihm sagen, sondern als ein getreuer Geschichtschreiber nur die Nachrichten und Dokumente bekannt machen, die ich besitze und zu der Geschichte des ewigen Juden und der ewigen Jüdinn gehören, und so lange fortfahren als dieß edle Paar:

„Von seiner Juden Art und Leben
Wird schreckliche Beweise geben;
Gelehrsamkeit verhöhnt, die Menschen-Pflicht verbannt;
Die Redlichkeit verlacht, des treuen Freunds nicht schont;
Und selbst zum Spott sich macht, wenn des Verlegers Hand
Des Witzes Mißgeburt mit zwo Pistolen lohnt." —[1])

Im Jahre 1761 erschien in den „Hannoverischen Beyträgen" eine anonyme Abhandlung, welche die Entstehung der Sage in die Zeit des Kreuzzuges Friedrich Barbarossas verlegt und aus einem frommen Betruge ableitet. Sehr altklug und selbstherrlich schließt diese Schrift mit der Behauptung, daß man heutzutage solche Possen nicht mehr glaube, und der Verfasser thut sich etwas darauf zugute,

---

für die streng wissenschaftliche Behandlung der Frage den Abschluß gebracht hat, — steht „Schmul Ber" statt „Ben;" dies ist doch wohl ein Druckfehler.

[1]) Es folgt dann noch ein Auszug aus den Annalen und dem Kirchenbuche von Helfte über Aufenthalt und Trauung des ewigen Juden und schließlich ein Brief von „Suschen von Helfte an die ewige Jüdinn Mariechen" mit Vorwürfen, daß sie durch ihren Brief an Professor Anton ihre bis dahin glücklich verheimlichte jüdische Abstammung verraten habe. Aus diesen Witzeleien sieht man, daß die ganze Epistel nicht ernst gemeint ist.

daß er klüger sei, wie sein Großvater. Allein diese Annahme ist irrig; denn noch zu Anfang unseres Jahrhunderts war der Glaube an die Existenz des ewigen Juden vielfach verbreitet. So will man ihn in westdeutschen Städten gesehen haben, bald auf einem Steine vor der Stadt schlafend oder auf einem Pflug auf dem Felde am Weihnachtsabend, oder auf Eggen, deren Spitzen zu diesem Zweck Samstag Abends gegen einander gerichtet worden. Auch der Dichter Jul. Mosen berichtet von ihm in seiner Dichtung Ahasver nach seinen Jugenderinnerungen, wie er durch sein Heimatdorf gewandert sei, ernst, aber entschlossen. Ein abergläubischer Schäfer will mit ihm gesprochen haben. Besonders soll sich der seltsame Wanderer darüber gewundert haben, daß da, wo er vor 1000 Jahren nichts als Wald gefunden hätte, jetzt ein großes Dorf mit Feldern und Wiesen liege. So erzählte er auch in Basel, daß er das erstemal dort einen Tannenwald, dann ein breites Dorngestrüpp, zum drittenmale aber eine vom Erdbeben zerrissene große Stadt vorgefunden; wenn er aber zum letztenmale käme, müsse man stundenweit gehen, um Reiser zu einem Besen zusammenzufinden. Einst kam der ewige Jude zu einer jetzt verschwundenen Stadt unterhalb des Matterhorns und prophezeite: „Wenn ich zum zweitenmale hier durchwandere, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum drittenmale der Weg daherführt, wird nichts da sein als Schnee und Eis.“ Und wirklich! so kam es.

Unwillkürlich fällt uns hier ein Gedicht Rückerts ein, betitelt: „Chidher“. Dieser Chidher, ein Feldherr und Prophet, hatte einer arabischen Sage zufolge aus der Quelle des Lebens im Kaukasus getrunken und erfreute

sich einer ewigen Jugend. Alle 500 Jahre besucht er denselben Ort: da findet er denn einmal eine Stadt, dann eine Weide, einen Meerbusen, einen Wald und wieder eine Stadt. Auf sein stets erneutes Fragen, wie lange die Gegend so ausschaue, erhält er immer dieselbe Antwort: „So ging es ewig an diesem Ort, und so wird es gehen ewig fort." Es lehrt die Veränderlichkeit der Erdoberfläche.

In der Schweiz muß der ewige Jude der Beschwerlichkeit der Wege halber es für probat befunden haben, sich Schuhe anzufertigen, doch er ließ sie samt seinem Wanderstabe in Bern zurück, wo sie der Zürcher Pfarrer Ulrich im vorigen Jahrhundert sah und als in der Berner Bibliothek befindlich beschrieb: „Der Stecken ist ziemlich groß und stark, die Schuhe ungemein groß und von 100 Bletzen zusammengesetzt, ein Meisterstück von einem Schuhmacher, weil sie mit vieler Mühe, Fleiß und Geschicklichkeit aus gar vielen ledernen Teilen zusammengeflickt worden."

Natürlich ließ sich die Volkspoesie einen so dankbaren Stoff nicht entgehen. Es giebt ein Lied: „Das Leiden des Herrn", worin nicht Christus selbst, sondern Gott die Strafe über den hartherzigen Juden verhängt. Es heißt da:

„Er trägt das Kreuz, er trägt die Welt,
Er ist dazu von Gott bestellt,
Er trägt es mit gelassnem Mut,
Es strömet von ihm Schweiß und Blut.
Erschöpfet will er ruhen aus
Vor eines reichen Juden Haus,
Der Jude stieß ihn spottend weg,
Er blickt ihn an, geht seinen Weg.
Herr Jesus schwieg, doch Gott, der bannt
Den Juden, daß er zieht durchs Land,

Und kann nicht sterben nimmermehr
Und wandert immer hin und her".

Von Deutschland aus verbreitete sich die Sage zunächst nach Frankreich. Zwar regte sich dort auch die Zweifelsucht: so ruft der Jesuit Julius Caesar Boulenger im 17. Jahrhundert zu dem Gerücht aus: „Das glaube, wer da will, ich habe weder selbst einen solchen Menschen gesehen, noch Zuverlässiges darüber gehört." Es kursierte in Frankreich eine Schrift: „Discours véritable d'un Juif-Errant", ohne Zweifel eine Übersetzung der deutschen „Kurtzen Beschreibung und Erzählung", woran sich ein poetischer Anhang schließt. Es kommen darin folgende Verse vor:

„Le bruit courait ça et là par la France
Depuis six mois qu'on avait espérance
Bien tost de voir un Juif qui est errant
Parmy le monde pleurant et souspirant" . . . .

In der Champagne erzählt er 2 Edelleuten seine Geschichte und von seiner Wanderung durch den Orient, Deutschland und Spanien; jetzt wolle er nach England. Die Erzählung schließt mit den Versen:

„Je fay, dit-il, icy bas penitence,
Touché ie suis de vraye repentance,
Je ne fay rien que d'aller tracassant,
De pays en autre demandant en passant.
Quand l'univers je regarde et contemple
Je croy que Dieu me fait servir d'exemple
Pour temoigner sa Mort et Passion,
En attendant la Ressurrection" . . . . .

Und so taucht der ewige Jude in verschiedenen Städten Frankreichs auf, 1604 in Beauvais, 1614 bei Fontainebleau und bald darauf in Chalons a. Marne. In Isle de France traf er mit Soldaten des Prinzen Condé zusammen. Dieser

ließ ihn vor sich kommen und mußte von ihm Vorwürfe hören, daß er die Waffen gegen den König seinen Herrn, und die Königin, seine Mutter, erhoben hätte.

Auch giebt es ein weitläufiges französisches Volksbuch: „Histoire admirable du Juif-Errant“, vermutlich aus dem 17. Jahrhundert. Darin kommen einige Einzelheiten vor, die der deutsche Dichter Schubart in seiner ergreifenden Rhapsodie benutzt zu haben scheint. So erzählt Ahasver, daß er vergebens den Tod gesucht, sich in Schlachten tödlichen Verwundungen vergebens ausgesetzt, mehrmals Schiffbruch erlitten habe, aber kein Verhängnis konnte ihm etwas anhaben; nach Speise und Trank habe er kein Bedürfnis; schon viermal habe er die Erde durchwandert und immer viel verändert gefunden. — Ebenso bemächtigte sich dort die Volkspoesie des Stoffes in der Bretagne, und Volkslieder wanderten mit Illustrationen ins Publikum. Ja, sogar unter den stehenden komischen Figuren tritt auch 1638 in einem Ballet: „Die Heirat des Peter v. Provence mit der schönen Magelone“ der ewige Jude auf und singt sein Couplet. In diesem Sinne giebt es auch ein deutsches Kommerslied, worin u. a. folgender Reim vorkommt:

„Ich bin der ewige Hebrä'r,
Meine Ruh' ist hin, ich streck's Gewehr.“

Nicht minder wurde der ewige Jude in den Niederlanden heimisch, doch wir können hier die Einzelheiten nicht verfolgen, um nicht zu weitläufig zu werden. In Belgien soll er das Geheimnis besessen haben, alte Weiber wieder jung zu machen. Wie groß mag dann dort sein Zuspruch gewesen sein! Er nennt sich dort Isaak Laquedem, welch letzteren Namen man aus dem Hebräischen als einen

„Mann der Vorwelt“ gedeutet hat. 1640 soll er zwei Bürgern in Brüssel begegnet sein und ihnen Geschichten erzählt haben, die sich vor vielen 100 Jahren zugetragen hätten. Darüber erschreckt seien die Bürger vor ihm geflohen. Es existieren hierüber zwei französische Holzschnitte aus dem 17. Jahrhundert. Über sein Erscheinen in Brüssel 1774 den 22. April 6 Uhr, wie auch ganz genau auf tausenden von Abbildungen zu lesen ist, giebt es auch ein französisches Volkslied, das so anhebt:

„Est-il rien sur la terre
Qui soit plus surprenaut
Que la grande misère
Du pauvre Juif Errant?
Que son sort malheureux
Paraît triste et facheux!
Un jour près de la ville
De Bruxelles en Brabant
Des bourgeois fort dociles
L'accostèr' en passant
Jamais ils n'avaient vu
Un homme si barbu“ . . . .

Er tritt mit ihnen in die Herberge, nimmt stehend einen Trunk und verabschiedet sich mit den Worten:

„ . . . . . Messieurs, le temps me presse . . . .
Adieu la compagnie!
Grace à vos politesses!
Je vous en remercie
Je suis trop tourmenté,
Quand je suis arrêté!“ . . .

In ähnlicher Weise gestaltete sich die Sage in England, wenigstens dem Hörensagen nach. Dort erzählt der ewige Jude, daß er zu Neros Zeiten in Rom gewesen sei und daselbst den Brand der Stadt von der Höhe eines Berges mit angeschaut habe und macht noch eine Menge berühmter

Männer namhaft, mit denen er zusammengetroffen. Doch in England selbst wußte man nichts Zuverlässiges darüber; die Aufgeklärten hielten ihn für einen Betrüger. Auch in Dänemark und Jütland lebte die Volkstradition. Ebenso in Italien; in Sizilien ist der ewige Jude heute noch unter dem Namen Buttadeo[1]) bekannt, der ruhelose Wanderer, der sich nicht einmal setzen darf.

Spanische Bilder stellen den Juden mit einem brennenden Kreuze auf der Stirne dar, welches sein Gehirn beständig verzehrt, ohne es vernichten zu können, da es immer wieder wächst; darüber trägt er bisweilen eine schwarze Binde.

Dem ewigen Juden bei seiner Wanderung über den Ozean zu folgen bis nach Amerika, dazu fehlt es uns an Zeit und Raum. Wir haben gesehen, daß wir es hier nicht mit einer Lokalsage, mit einer spezifisch-deutschen Fassung zu thun haben, sondern mit einer internationalen oder kosmopolitischen, mit einem Gemeingute der ganzen gebildeten Menschheit. Es ist darum nicht zu verwundern, daß die Phantasie in Kunst und Poesie reiche Nahrung zu mannigfacher Gestaltung in dieser Sage gefunden hat. Wer kennt nicht die von Furien gepeitschte Gestalt Ahasvers in Kaulbachs genialer Komposition von der Zerstörung Jerusalems?

2. Poetische Gestaltung der Ahasverus-Sage.

Am fruchtbarsten aber ohne Zweifel erwies sich der Stoff für die Kunstdichtung.[2]) Der erste geniale deutsche

[1]) In der Etymologie Buttadeus.

[2]) In der nun folgenden Zusammenstellung poetischer Behandlung unserer Sage sind wir Franz Helbigs Abhandlung: „Die

Dichter, der sich desselben bemächtigte, war Schubart, der unglückliche Landsmann Schillers. Das Bild, das er in seiner Rhapsodie: „Der ewige Jude“ entwirft, ist wahrhaft erschütternd. „Aus einem finsteren Geklüfte Karmels“ kriecht der Unselige hervor, den Staub aus seinem Barte schüttelnd und schleudert zum Zeitvertreib die aufgetürmten Totenschädel den Berg hinab, daß sie hüpfen und zersplittern. „Das war mein Vater!“ brüllte er dabei und warf noch einige hinterher. „Und die — und die“, raste er mit stierem, vorgequollenem Auge, — „sind meine Weiber, — Ha!“ Und dann kollerten wieder einige Schädel hinab, wobei er heiser schrie: „Und die — und die sind meine Kinder, ha! Sie konnten sterben, aber ich Verworfener kann nicht sterben! . . . Jerusalem sank. Ich knirschte dem Säugling. Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer, doch ach! ach! der rastlose Fluch hielt mich am Haare, — und ich starb nicht.“

„Roma die Riesin, stürzte in Trümmer,
Ich stellte mich unter die Riesin,
Doch sie fiel und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden und sanken vor mir;
Ich aber blieb und starb nicht.
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich ans Ufer, und des Seins
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah ich in Ätna's grausen Schlund
Und wütete hinab in seinen Schlund.
Da brüllte ich mit den Riesen zehn Monden lang

Sage vom ewigen Juden, ihre poetische Wandlung und Fortbildung“ gefolgt, über die freilich Violet („Nord und Süd“ 1886) das harte Urteil fällt, es sei „eine grenzenlos liederliche Arbeit.“

Mein Angstgeheul und geißelte mit Seufzern
Die Schwefelmündung. Ha! zehn Monden lang!
Der Ätna gohr und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asche und lebte noch!
Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
Im brennenden Wald. Vom Haar der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flammen mein Gebein
Und verzehrte mich nicht" . . . . .

Darnach suchte er den Tod im Schlachtengewühl, doch Pfeil und Wurfspieß zerbrachen an ihm, und an seinem Schädel zersplitterte des Sarazenen Schwert. Wie Erbsen rollte die Kugelsaat an seinem Panzer hinab; vergebens zerstampften ihn der Elefant und des Rosses eiserne Hufen; unter ihm borst die pulverschwangere Mine, schleuderte ihn hoch in die Luft, — betäubt stürzte er herab und fand sich geröstet unter Blut und Hirn und zerstümmeltem Aas. An ihm zersprang der Stahlkolben des Riesen, des Henkers Faust erlahmte, des Tigers Zahn stumpfte sich ab, kein hungriger Löwe zerriß ihn im Zirkus, die giftigen Schlangen, zu denen er sich lagerte, stachen ihn, aber töteten ihn nicht. Den Tyrannen schleuderte er Beleidigungen ins Gesicht, — sie folterten ihn, doch sie mordeten ihn nicht. Und so sucht er vergebens den Tod in allen Gestalten, — ist verdammt, das ewig sich wiederkäuende Ungetüm, die Zeit mit ihrem gähnenden Einerlei aufs neue zu durchleben, bis ihn endlich die Gottheit, die nicht ewig zürnt, das Blut Christi, das auch für ihn geflossen, erlöst.

Viel zahmer ist die Auffassung in einer Ballade von Aloys Schreiber. Hier liegt der Schwerpunkt darin, daß dem ewigen Juden der Genuß des Lebens und der Natur versagt ist, weil ihm die Ruhe fehlt. Es geht ihm wie

dem Wanderer in dem bekannten Volkslied: „Doch fort muß er wieder, muß weiter ziehn.“ Er muß also ewig entsagen, während der Schubartsche Ahasverus längst übersättigt und des Lebens überdrüssig ist. Endlich sinkt er an einem Kruzifixe nieder und fleht den Erlöser um Versöhnung an, und Christus spricht aus dem Kreuze zu ihm: „Wer gefehlt hat, darf bereuen, und mein Antlitz keiner scheuen, der mich liebt und an mich glaubt.“ Es hat ihm also bloß am Glauben gefehlt, sich selbst zu erlösen.

Sodann besitzen wir von dem anmutenden Liederdichter W. Müller eine recht ansprechende Verherrlichung des lebensmüden Wanderers. Ein Zug tiefer Melancholie geht durch das Lied, wenn er ausruft:

„Ich habe alles schon gesehn
Und darf doch nicht zur Ruhe gehn.“

Alles in der Natur hat sein Ende, seinen Ruhepunkt, — nur er nicht. Darum ruft er mitleiderregend zum Schlusse die Bitte aus:

„O Mensch, der Du den Lauf vollbracht
Und gehest ein zur kühlen Nacht,
Bet', eh' Du thust die Augen zu,
Für mich um eine Stunde Ruh!“ —

Daß für eine so melancholische und pessimistisch angelegte Natur, wie die Lenau's die Figur des ruhelosen Wanderers eine besondere Anziehungskraft haben mußte, leuchtet wohl ein. So finden wir in seinen „Heidebildern“ eine sehr wirkungsvolle Verewigung des Ahasver. Wir sehen hier Hirten weinend um die Bahre eines früh verblichenen, allgeliebten Jünglings stehen. Da naht ein greiser Wanderer mit schneeweißen Locken und tiefgefurchtem fahlem Antlitz, herabwallendem Silberbarte, aber unheimlich funkeln-

den Augensternen. Sein Anblick wirkt wie längstverwittertes Gestein, und scheu weichen die Hirten vor dem Fluchbeladenen zurück. Er aber tritt zur Bahre und spricht:

„So betet still, daß Ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt Eurer Thränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o, dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Thoren Euresgleichen schreckt.
O süßer Schlaf! O süßer Todesschlaf!
Könnt ich, wie der, in Deinen Armen liegen,
Den, noch so jung, der große Segen traf,
Mich rastend in die kühle Grube schwingen" . . . . .

Dann preist er sein Los selig, das in des Lebens Blütentagen geendet, ohne seine Schmerzen und Enttäuschungen kennen gelernt zu haben und fährt fort:

„Sein Herz ist still, das meine ohne Rast,
Pocht Tag und Nacht in ungeduldger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde
Und seinen Sabbath find' in kühler Erde" . . . .

Es klingt wie Schopenhauerscher Pessimismus, wenn er die Erde eine Lüge des Paradieses nennt und von der alten Täuschung spricht, wie beim Kartenlegen, dem uralten Tand von Blütentreiben und Zerstörung. Eine so düstere Lebensanschauung kann nur, wie bei Lenau selbst, mit Wahnsinn enden, oder wie bei Kleist mit Selbstmord. Darum ruft der lebensmüde Wanderer, der seit 1800 Jahren dem Spiel des Lebens zugeschaut:

„Laß dich umarmen, „Tod!" in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle" . . . .

Als die Hirten den Sarg schließen, erblickt Ahasver das Kruzifix, erschrickt und weint. Dann erzählt er sein trau-

riges Schicksal, seinen Fluch, sein vergebliches Bemühen, den Tod zu suchen, ganz ähnlich wie bei Schubart.

„Tod!" rief ich, „Tod!" mich in die Erde krallend,
„Tod!" höhnte Klipp' an Klippe widerhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;
Ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wanderer lauernd in die Ferse sticht,
Mich nahm er nicht!" —

Dann zieht der Jude fort, immer weiter; die Heidevögel schwirren ob seinem Haupte; noch lange fällt sein hoher Schatten über die Heide; die Hirten aber bekreuzigen sich, und die Weiber schauern zusammen.

Eine seltsame Auffassung findet sich in Chamissos Gedicht: „Der neue Ahasverus", worin sich zunächst ein Liebhaber über die Hartherzigkeit seiner Geliebten beklagt. Dann vergleicht er sich mit Ahasver, der nicht ruhen und sterben könne bis zum jüngsten Tage und alle hundert Jahre nach Jerusalem pilgere, der Geburtsstätte seines Jammers. Mit dieser Unglücksstätte vergleicht er nun die Geliebte, zu der es ihn auch immer wieder hintriebe.

„Ich bin Ahasverus, sag ich,
Sieh darauf mich an verwundert,
Salem Du, wovor mir grauet!
Irrensmüd', das Haar ergrauet,
Wank' ich heim nach aber hundert
Jahren und vergebens frag' ich,
Ruf' ich — in den öden Mauern
Weck' ich keinen Widerhall; —
Sieh' Versteinten mich betrauern
Salems Fall". —

Nichts Originelles bietet das Gedicht Schlegels: „Der

ewige Jude.“ Ernst und nachhaltig beschäftigte sich aber Goethe mit dem Ahasverus-Problem. In „Wahrheit und Dichtung“ spricht er davon, wie schon auf ihn als Knabe die Volkssage einen tiefen Eindruck gemacht habe, und als Student in Leipzig empfing er die Anregung zu einem Epos, worin „die hervorragendsten Punkte der Religions- und Kirchengeschichte“ zur Darstellung kommen sollten. Als Modell schwebte ihm ein freigeistiger, sozialdemokratisch angelegter Schuster vor, den er in Dresden kennen gelernt hatte. Besonders viel versprach Goethe sich von einem Besuche seines Ahasver bei Spinoza, wobei er seiner Verehrung für des großen Philosophen Lehre Ausdruck geben wollte. Leider kam der Plan nicht zur Ausführung, doch noch wiederholt kehrte er zu ihm zurück. So auf seiner italienischen Reise (1786), wo er die Beobachtung gemacht zu haben glaubte, daß von der ursprünglichen Reinheit des Christentums wohl wenig mehr vorhanden sei, und daß Christus, wenn er noch einmal zur Erde zurückkehre, Gefahr laufen würde, zum zweitenmale gekreuzigt zu werden. Als Zeuge all dieser verschiedenen Entwicklungsphasen des Christentums könne füglich der ewige Jude dienen. Später, 1808, kommt er noch einmal auf den Stoff zurück. Wir wollen des Dichters Plan nach seiner eigenen Inhaltsangabe kurz skizzieren.

In Jerusalem lebte ein Schuster von der Geistes- und Sinnesart Hans Sachsens, der für die Erscheinung Christi anfangs Sympathie faßte; jedoch wollte er den Heiland, der die Jünger von der Arbeit abzog und einer beschaulichen Lebensweise zuwandte, zu seiner eigenen weltlichen Lebensanschauung bekehren. Allein dies gelingt ihm bei Jesus nicht und so faßt er einen tiefen Groll gegen den,

den er wider Willen zum Haupte einer neuen Sekte werden sieht. Sich hierzu aufzuwerfen, dazu sucht auch Judas vergeblich Christus aufzustacheln. Ja, er reizt die Priesterschaft zu Thätlichkeiten, um den Heiland zu dieser Stellung zu drängen. In diesen seinen Erwartungen getäuscht, klagt Judas dem Ahasver sein Leid, wie der Meister durch seine Ergebung seine Jünger alle dem Elend preisgegeben und hängt sich verzweifelt über Jesu Gefangennahme auf. Auch Ahasver ist über diesen Ausgang äußerst ungehalten und überhäuft Christus, als er an seiner Werkstatt vorbei zum Tode geführt wird, mit bitteren Vorwürfen, daß er seine Warnungen nicht befolgt habe. Jesus schweigt, aber die liebende Veronika bedeckt sein Antlitz mit ihrem Tuche und, sobald sie es hinweggenommen, erblickt Ahasver das Gesicht des Herrn, nicht in Leid verzerrt, sondern in himmlischer Verklärung. Ahasver wendet sich geblendet hinweg, vernimmt aber die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis Du mich in dieser Gestalt wiedersiehst!"

Im ersten Teile des Plans finden sich Ausfälle auf die Methodisten, als deren Vorsteher so zu sagen Ahasver gilt, sowie überhaupt gegen die Priester. Bedeutsamer erscheint die Partie angelegt, worin von Christi Wiederentsendung auf die Erde erzählt wird, und wie er seine Lehre in Vergessenheit geraten findet. Es kommen darin wohl auch derbrealistische Stellen vor, die mit der Würde des Stoffes zu kontrastieren scheinen. So heißt es: Christus ging durchs Stadtthor und sagte: „Kinder, ich bin des Menschen Sohn!" Darüber guckt ihn die Wache verwunderlich an und weiß nicht, was das heißen soll. Ein „branntweiniger" Korporal aber meint: „Was mögt Ihr Euch den Kopf zerreißen, sein Vater hat wohl Mensch

geheißen, und ebenso wenn er bei seinem Besuche beim Oberpfarrer von der Köchin barsch abgewiesen wird, weil der Herr im Konvent und darum nicht zu sprechen sei. Immerhin darf man bedauern, daß ein Genius, der Gestalten, wie Mahomet und Faust Fleisch und Blut verliehen, bei dieser dritten seines Geistes würdigen Figur die rechte Lösung nicht fand.

Ob Schiller sich für den Stoff interessierte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen; doch haben manche in der Figur des geheimnisvollen Armeniers in seinem „Geisterseher" einen Anklang an Ahasver finden wollen.

Einen bedeutsamen Fortschritt in der poetischen Weitergestaltung der Ahasverus-Sage that Julius Mosen (1838) in einem epischen Gedichte. Als Idee der Sage bezeichnet Mosen die im irdischen Dasein befangene Menschennatur, gleichsam den in einem Einzelwesen verleiblichten Geist der Weltgeschichte, der erst in unbewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gotte des Christentums sich entgegenstellt. Dies kommt so:

Ahasver hat zwei schöne Kinder, Eva und Ruben, die das Gefallen eines jungen Römerfürsten erregen. Deshalb will er sie mit Ermächtigung des Pilatus mit sich nehmen. Der verzweifelte Vater sucht Hilfe bei dem neuen Propheten Jesus und will an sein Messiastum glauben, wenn er ihm seine Kinder rettet. Da aber dieser sogar den Untergang von ganz Jerusalem verkündet, zerreißt Ahasver voll Schmerz und Zorn sein Gewand und zeiht Jesus der Lüge und des Betrugs. Er ruft:

„Du unser Gott? — Und retten kannst Du nicht?
Ob Mensch, ob Gott — Du hast das Volk betrogen."

Als der Römerfürst die Kinder holen will, hat Ahasver

sie ermordet. Stumpf und brütend, wie „steingewordener Mord" vergräbt er sich in den Unglauben. Er sagt sich, daß sein ganzes Elend von seiner Gottesfurcht komme, darum: Tod diesem Nazarener, Gott und Allem! und so ward er ein Gottesleugner. In dieser Erregung weist er den unter dem Kreuze zusammenbrechenden Heiland von seiner Thüre und wird von ihm zum ewigruhelosen Leben verdammt. Allein durch die Gnade des Erzengels Michael werden ihm drei Prüfungsfristen gesetzt. Die erste spielt zur Zeit der Zerstörung Jerusalems. Ahasver hat sich wieder vermählt und hat abermals zwei Kinder Eva und Ruben. Da dringen die Römer siegreich vor, und Titus belagert Jerusalem. Aus Zorn, daß Gott die Stadt nicht retten will, zündet Ahasver seinen Tempel an. Er selbst steht trotzig mitten in der Feuersbrunst, doch die Flammen weichen wie erschrocken vor ihm zurück. Da naht Mathias, der Geliebte Evas, der, weil er Christ geworden und im Römerheere dient, von Ahasver als Freier abgewiesen worden war und will die Jungfrau retten. Doch höhnisch stößt der Vater „den zärtlichsten der Freier" in die Flammen und schleudert ihm seine eigenen Kinder mit dem Ausruf nach: „Hier, schnöder Gott, kannst du dich letzen!"

In der zweiten Prüfungsfrist versucht er alle Todesarten umsonst an sich: der Tod verschont ihn solange, bis er an Gott glaube, doch trotzig ruft er:

„Ich heb' empor die ganze Ewigkeit,
Ein ew'ger Mensch in Menschenlust und Leid." —

In dieser Periode sucht er Julian den Abtrünnigen in seinem Kampfe gegen das Christentum zu bestärken und bewegt ihn zum Wiederaufbau des Tempels Juda. Hierbei kommt es zu Wirren, und ein Seher verkündet, es

müsse das Blut zweier unschuldiger Kinder vergossen werden, um den Gott Judas triumphieren zu lassen. Da opfert Ahasver seine eigenen Kinder, — er besitzt deren wieder zwei — doch Christus nimmt sie unsichtbar an sich. Die Erde birst, Flammen dringen hervor, und in Schutt versinkt der neue Tempelbau, das Werk von Menschenhand. So verstrich die zweite Frist, gnadlos für den Mörder seiner eigenen Kinder.

Mit einer dichterischen Vision im Stile Dantes, wie der Tod die Seelen an Ahasver vorübergeleitet, beginnt die dritte Frist. Vergebens zwingt auch Ahasver sich zum Tode. Schon ist sein Leben zu einem Nebelhauche zerronnen, doch es bleibt noch ein Punkt, den der Wille nicht zu zersplittern vermag. Dieser Punkt gewinnt wieder Körper und Dasein, es ist derselbe Lebenspunkt, der durch die ganze organische Natur geht und nirgends Vernichtung, aber auch nirgends Ruhe zuläßt. So lebt auch Ahasver auf zu neuem Dasein, zu erneutem Kampfe gegen Christi Lehre. Diesmal zieht er mit Muhamed, die Herrschaft des Kreuzes zu vernichten, gen Jerusalem. Dort fordert er sein Volk auf, sich auf seine Seite zu stellen, doch sie hören nicht auf ihn, ja sie verfolgen ihn mit Steinwürfen. Da sagt er sich weinend von seinem Volke, um das er soviel erduldet, los und wendet fortan seine Liebe der Menschheit zu. Als gewaltiger Heros der Menschheit jagt er an der Spitze muhamedanischer Reiter die Wächter vom hl. Grabe und droht jedem den Tod, der sich dem Grabe nähert. Alles ergreift die Flucht, nur zwei Kinder bleiben zurück, — es sind Ahasvers eigene Kinder. Jubelnd umarmt sie der Vater, närrisch vor Freude, daß er sie gefunden; doch da erinnert ihn der Feldherr Muhameds

an seinen Befehl, wonach sie dem Tode verfallen. Jammernd und verzweifelnd schreit er auf: zum dritten Male macht ihn das unerbittliche Schicksal zum Mörder seiner eigenen Kinder. Ohnmächtig sinkt er bei diesem Opfer zu Boden, doch seine Mission ist noch nicht vollendet.

„Das Andere beginnt, das keine Zeit
Und nicht die dunkle Ewigkeit beendet.
Von ihm und seiner Gnade losgekettet,
Beginn ich jetzt mit ihm den langen Kampf,
Bis ich von ihm die Menschheit hab' errettet" . . .

Und nun kündigt er Christus den Krieg an auf immerdar „im Namen aller Kräfte und Gewalten, aller Seufzer, aller Schmerzen, vergossener Thränen und vergossenen Bluts, gebrochener Seelen und zertretener Herzen." Christus nimmt den Kampf auf.

„Mir gegenüber hast Du Dich gestellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.
So ringe weiter, weiter! Zwischen beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden".

Dem Gedichte fehlt ein eigentlicher Abschluß: das Weltgericht soll ihn bringen. Es ist ein ununterbrochener Kampf zwischen Ahasver und Christus, zwischen Menschheit und Christentum, zwischen Erde und Himmel.

Bald nach dem Erscheinen dieses Mosenschen Gedichtes spukt die Figur des ewigen Juden ganz gewaltig in den Köpfen des ganzen civilisierten Europas durch den Roman Eugen Sues: „Le Juif Errant". In diesem Romane erscheint auch ein weiblicher Ahasver, eine ewige Jüdin: es ist Herodias, die einst von ihrem über ihr Tanzen entzückten Vater das Haupt des Johannes verlangte. Einer alten Legende nach soll sie diesen geliebt

haben, aber von ihm verschmäht worden sein. In unserem Romane treffen sich beide im Eingang am Nordpol, wo zwei Welten hart aneinanderstoßen, und heben flehend ihre Arme gen Himmel. Dies ereignet sich alle hundert Jahre einmal in der Leidenswoche des Herrn. Wird der Schmerz Ahasvers zu groß, so ruft er nach ihr, und sie hört seine Stimme am anderen Ende der Welt: er, der Handwerker liebt sie, die Königstochter, und sie bleiben beide in unveränderter Jugend. Ahasver ist eine Gestalt von hohem Wuchse, edlen, aber ernsten Angesichtes, das Haupt beständig zur Brust gesenkt; die Augenbrauen sind zusammengewachsen und bilden nur eine Linie. Auf seinen Fußsohlen befindet sich ein Kreuz aus sieben Nägeln, dessen Spur sich im Boden abdrückt. Wider seinen Willen heftet sich an seine Fußspuren die Cholera, eine Seuche, von der nur er verschont bleibt. Ein warmes Interesse, das dieses Schreckensgespenst mit der Menschheit verknüpft, ist das für sein eigenes Geschlecht, die Juden. Zugleich verkörpert er aber auch das Elend der Arbeit, er ist der Träger eines sozialen Problems. Das Unglück hat ihn, wie er selbst erzählt, boshaft gemacht. Als Christus sprach: „Ich leide", entgegnete er trotzig: „Ich leide auch, aber niemand hilft mir. Unbarmherzige schaffen wieder Unbarmherzige. Geh!" Und so habe ihn der Fluch des ewigen Wanderns getroffen und er erst spät die Worte verstanden: „Liebet Euch unter einander!" Mit seinem Fluche sei aber auch sein ganzer Stand verdammt worden, denn noch heute nach 18 Jahrhunderten sagen die Reichen und Mächtigen zu den Arbeitern: „Geht!" Und sie gehen und — leiden.

Der Ahasver bei Sue macht also die höchste Lehre des Christentums: „Liebet Euch untereinander!" zu seinem

und seines Geschlechtes Wahlspruch und tritt neben jener oben betonten sozialen Tendenz im Gegensatz zum falschen Christentume, zum Priestertum des Hasses, zum Orden der Jesuiten. Die Jesuiten erscheinen nämlich in diesem Romane als die Nachkommen der Pharisäer, der Erzfeinde Jesu, „als die falschen, herzlosen Priester, welche die Menschheit nur zum Leiden bestimmen".

Eugen Sue läßt schließlich Ahasver und seine Leidensgefährtin zur Ruhe kommen. Herodias sinkt endlich erschöpft auf der Ruine der Abtei des enthaupteten Johannes nieder; ihre Füße sind wund, sie empfindet Durst und Schmerz. In einer Quelle erblickte sie ihr Antlitz, das plötzlich gealtert ist; daraus schließt sie auf die Nähe ihres Todes. Dabei beginnt ihre Entsühnung, und sie wird wieder ein menschliches Wesen; nun fleht sie um ein gleiches Los für Ahasver. Und auch dieser steigt die Höhe des Calvarienberges empor und sinkt zu Füßen des Erlösers nieder; seine Haare sind ergraut; auch er ist gealtert. Versöhnlich schaut der Heiland auf ihn nieder, und er erhält Verzeihung. Hoch betagt erwarten nun beide in friedlicher Hütte den Tod. Mit Ahasver wird zugleich der vom Himmel verstoßene Arbeiter erlöst, der Arbeiter, der von denen, die ihn in ihr eisernes Joch warfen, verflucht und gefürchtet wird; in Herodias wird das Weib von seinem modernen Sklaventum erlöst. Dies ist die Idee Sues, doch steht sie mit dem Inhalt des Romanes in sehr losem Zusammenhang.

In einem Gedichte Ludw. Köhlers: „Der neue Ahasver" wird der vielgeprüfte Wanderer zu einem Propheten der Freiheit. „Ewig", so ruft ihm der verspottete Heiland zu, „ewig sollst Du wandern sonder Frieden

„Und sollst nicht sterben können, bis die Wahrheit
Auf Erden herrscht in ihrer vollsten Klarheit,
Bis einst der Freiheit goldner Frühlingsmorgen
Das Licht erweckt, das noch in Nacht verborgen."

Oft hofft er dies vergebens: er erlebt den Sturz Napoleons durch die Revolution, die Bestrebungen der Deutschen Burschenschaft mit Sands Verirrung, den Aufstand der Griechen, aber immer wird er in seiner Hoffnung betrogen. Da belehrt ihn Christus, daß er, solange er nicht sein eigenes Selbst bezwungen habe, der Freiheit gar nicht würdig sei. „Dein Grab, und nicht die Menschheit war Dein Ziel; die Freiheit soll Dir Zweck, nicht Mittel sein. Indes das Schicksal Du beklagtest, ging's seinen Weg, begann die Freiheit ihren Himmelsflug, sie ist kein Traum und Wahn. Die Welt wird frei, ihr Reich ist nah!" — Mit diesem Hoffnungsblick in die Zukunft entläßt uns der Dichter.

Etwas Ähnlichkeit mit der Goetheschen Auffassung verrät die Novelle von Franz Horn: „Der ewige Jude". Hierin erscheint Ahasver als reicher Jude in Jerusalem, der von Christus erwartet, daß er einst als König in Purpur mit dem Scepter regieren, ja daß er selbst den Tod vernichten werde. Zu seiner großen Täuschung sieht er aber den Heiland nicht nur ungestraft verhöhnt und mißhandelt, sondern sogar ohne dessen Widerstand zum Kreuzestode geführt. Da erfaßt ihn Verachtung und Haß gegen den unbegreiflichen Dulder, und als letzterer unter der Kreuzeslast vor seinem Hause zusammensinkend, Ruhe sucht, jagt er ihn mit Schimpf fort. Da ruft ihm Christus zu: „Wohlan, so habe, was Du verlangst, so lebe, wie noch keiner lebte, und stirb nicht, bis Du gereift, zu sterben

wert!“ — Und siehe! er mußte alles um sich sterben schauen, alles sich ihm entfremden, nur der Himmel blieb ewig derselbe. Da erkennt er, daß, wie Christus durch seinen Tod den Tod besiegelt habe, er die Unzulänglichkeit und den Jammer des Lebens darstellen sollte. Und so geht er dahin „in großen tappenden Schritten, eine Gestalt, wie in Erz gegossen oder wie von Moos verwittertes Gestein“, in den Zügen tiefes, namenloses Leid. Er bekehrt durch die Erzählung seines Geschickes einen jungen Grafen, den er auf dem Schlachtfeld gerettet und der in seiner Verzweiflung, weil alle seine Angehörigen gestorben, sich in Lästerungen gegen Gott ergangen hatte.

Nach dieser Novelle hat Klingemann sein Trauerspiel „Ahasver“ gedichtet, worin der große Ludw. Devrient die Titelrolle mit Vorliebe spielte. Nach Klingemann bedeutet die Sage die Läuterung zur unvergänglichen Freiheit durch das Leid. Sie wäre dann das höchste religiöse und zugleich poetischtragische Mysterium, sowie Christus selbst als der ächte Vermittler des Irdischen zum Überirdischen erscheine und den ewigen Wanderer auf sein kommendes Reich verweise. Der Held in diesem Drama ist ein Graf v. Werth, der Mörder Gustav Adolfs, der aus Glaubenshaß als fanatischer Katholik den Hort des Protestantismus unter der angenommenen Maske eines Protestanten hinterlistig ermordet hat. Die Reue treibt ihn in Schwermut und Verzweiflung und, um sein Gewissen zu betäuben, wieder zum Gottesleugner. Da trifft es sich, daß ein Sohn Gustav Adolfs als Gast in seiner Familie einkehrt, und auch diesem gegenüber leugnet er seine That, um die nur ein geheimnisvoller Mensch weiß, der ihn aus der Schlacht gerettet. Um nun diesen ganz zum

Schweigen zu bringen, fordert er ihn zum Zweikampf heraus und hofft ihn töten zu können, doch seine Klinge zersplittert an seiner Brust. Es ist nämlich Ahasver, der nicht sterben kann, weil er den Herrn gelästert, wie der Graf v. Werth. Wie in der Dichtung Mosens beruht eben der Fluch in der Gotteslästerung, und er schildert sein vergebliches Bemühen zu sterben, mit den Worten:

„So wandl' ich denn nun seit Jahrhunderten
Und werde wandeln bis zum letzten Tage,
Leblos und lebend, das Gespenst der Zeit,
Die ohne bösen Willen Böses thut
Und alles ruhig her um sich vernichtet.
Ich hasse niemand, kann auch niemand lieben,
Weil alle, alle ich betrauern müßte
Auf diesem ungeheuern Gottesacker,
Worüber ich, ein furchtbar Denkmal, trotze.
Die Zeit rollt ein Jahrtausend nach dem andern
Im dunkeln Buch der Weltgeschichte ab,
Mein Lauf zieht hin an jedem ihrer Blätter,
Und wenn auch wen'gen ich nur kund mich gebe,
Erbebt doch oft in stillen Mitternächten
Der Frevler vor dem bleichen Schreckensbilde
Des ewig Wandernden, das ihn bedroht,
Den Namen seines Gottes nicht zu lästern!" —

Diese Enthüllung Ahasvers übt eine mächtige Wirkung auf den Grafen v. Werth aus: er bekennt sich zum Morde Gustav Adolfs, erkennt das Dasein Gottes an und giebt sich selbst den Tod. So hat er endlich seine Ruhe gefunden; Ahasver aber wandert weiter.

Ferner giebt es einen wenig bedeutsamen Roman von Theod. Oelkers: „Prinzessin Marie v. Oldenhoff oder der ewige Jude", der all sein Liebstes, — Weib und Kind, — opfern muß, jedoch vergebens. Dazu ist ihm die

verhängnisvolle Gabe verliehen, daß er die Zukunft voraussieht. Dies erfüllt ihn mit Bitterkeit und doch hofft auch er in ferner Zeit auf Erlösung. „Ich bin nur in der Zeit verurteilt", sagt er, „aber die Ewigkeit gehört mein, wie sie allen gehört und, wenn das Ende der Zeit gekommen ist, so werde ich mich frei in dem unendlichen Gebiete ergehen dürfen und Himmelsluft atmen, dann wird die parteiische Tyrannei „Gnade" von ihrem Throne gestürzt werden, und die Gerechtigkeit ihn einnehmen, halb ihn teilend mit ihrer Schwester, der Liebe". Oelkers meint ferner, daß bis zum Anbruch dieser Zeit auch noch ein ewiger Muhamedaner und ewiger Christ wandern würden. Endlich regt er den originellen Gedanken an, wie sämtliche Universitäten nach dem ewigen Juden fahnden müßten, um ihn der Reihe nach als Professor der Geschichte anzustellen. In der That eine bizarre Idee! Es giebt zwar auf dem Katheder viele altfränkische Figuren, doch man denke sich einen Professor im Habit eines polnischen Schnorrers!

Sehr beachtenswert ist eine Episode in Levin Schückings Roman: „Der Bauernfürst", betitelt: „Die drei Freier". Darin treffen sich in den Zwölfnächten des Jahres 1700 im „Gasthof zu den drei Mohren" in Augsburg drei Fremde; ein halbvermoderter Jude im langen, schmutzigen Talare, der sich am andern Morgen als ein schöner junger armenischer Prinz, Namens Isaak Laquedam, entpuppt, dann der holländische Admiral van der Decken, der in vierspänniger Kalesche anfährt und Se. Exzellenz, der Oberjägermeister v. Rodenstein mit großem Gefolge. Diese drei sonderbaren Gäste kommen alle 100 Jahre in diesem Gasthofe zusammen, um

ein Jahr in Saus und Braus zu verleben. Dann verschwinden sie wieder, um ihre Bestimmung, als ruhelose Geister umherzuwandern, zu erfüllen, — der eine wandert auf Erden, der andere durchkreuzt die Gewässer, der dritte saust durch die Lüfte: es sind der ewige Jude, der fliegende Holländer und der wilde Jäger, alle drei im Banne eines Vierten, des Gebieters des Feuers, des Satans, der während dieses einen Jahres ihnen nichts anhaben darf. Nach Ablauf eines jeden Jahrhunderts verfällt der ewige Jude in ein hitziges Fieber und nimmt dann jene Gestalt und Kraft an, die er damals hatte, als er seine Hand erhob wider den Heiland.

Während des Jahres der Freiheit führen die Drei nun ein wildes Leben und spielen auch den Herzen der Mädchen und Frauen übel mit. Es gilt besonders, eine stolze Spröde zu gewinnen, welche die Männerwelt verachtet und die das Schicksal an einen häßlichen Gichtbrüchigen gefesselt hat. Diese erklärt den drei ungestümen Werbern, nur eine Gefahr könne sie reizen, von der man nach Jahrhunderten rede. Da fordert sie zuerst der armenische Prinz auf, mit ihm ein Leben voll Gefahren zu teilen. Sie willigt ein und giebt ihm einen Ring. Dasselbe verspricht sie darauf den beiden anderen Freiern. Also zuerst folgt sie dem Armenier. Da bemerkt sie bald zu ihrem Entsetzen, wie seine Züge altern, ein Modergeruch von ihm ausgeht, und ihm stets ein unheimlicher Schatten folgt. Schaudernd ruft sie: „Wer bist Du?“ und eine hohle Stimme antwortet: „Ich bin Ahasver!“ Da will sie erschreckt von hinnen, aber Ahasver hält sie, wie mit eisernen Klammern, zurück. In ihrer Verzweiflung verschreibt sie ihre Seele dem begleitenden Schatten, dem Satan, der ihr auch Ret-

tung verheißt. Doch zunächst muß sie dem wilden Jäger durch die Lüfte folgen. Von einer schauerlichen Perspektive aus muß sie nun die ganze Verworfenheit des menschlichen Lebens an sich vorüberziehen lassen. Nun fleht sie zum Satan um Erlösung. Doch da harrt schon ihrer der dritte gespensterhafte Freier, der fliegende Holländer. Es graut ihr vor ihm, aber der Satan verlangt als Preis der Errettung die Seele ihres Kindes. „Nein, mein Kind bekommst Du nicht", ruft die Schwergeprüfte und entschließt sich zum dritten Jahresgang über das Meer. Doch gerührt versetzt der fliegende Holländer: „Sie hat die Prüfung überstanden, sie hat größere Kraft gezeigt als ein Mann; ein Mann hätte auch sein Kind geopfert." Das arme Weib war erschöpft in Ohnmacht gesunken. Als sie erwachte, fand sie ihr Kind neben sich ruhig in der Wiege schlafen; ihr selbst aber waren unter der Folter dieses fürchterlichen Traumes die Haare ergraut.

Man muß gestehen, daß diese dichterische Erfindung Geist und Phantasie verrät, doch erfahren wir über das fernere Schicksal der drei ruhelosen Wanderer nichts mehr. Dem Verfasser kam es ohne Zweifel nur darauf an, die Bestrafung menschlichen Stolzes durch die Erfahrung seiner Hinfälligkeit zu lehren.

Eigenartig ist die Auffassung von Zedlitz in seinen „Ahasvers Wanderungen", worin er das Ziel des Wanderers in das goldene Zeitalter verlegt, in dem der ewige Frieden angebrochen ist. Der Engel, der den bereits Begrabenen auf Golgatha weckt, verkündet ihm, daß er wandern solle, „bis die weiße Friedenstaube der Arche wiederkehre, bis ihn milde Lüfte fächeln, bis ihn wie Kindeslächeln der früheren Welt beglückte Tage grüßen,

von Land und Meer der Freude Jauchzen tönt, die Wut gebunden und der Haß versöhnt, in neuer Liebe sich die Völker küssen." Ahasver liegt wachträumend in seinem Grabe, sieht die Weltgeschichte an sich vorüberziehen und harrt der verheißenen Zeit. Er glaubt sie angebrochen, als das Römerreich unter-, und der Stern des Christentums aufging, als die Cherubim sangen: „Ehre sei Gott in der Höh' und Friede auf Erden!" Aber statt des gehofften Friedens sieht er nur rauchende Trümmer, Brand und Mord, die wilden Scharen Attilas. Und so versinkt er wieder 1300 Jahre in seinen somnambulen Zustand. Da erscheint eine neue Gottesgeißel, Napoleon, der in Herrschertrunkenheit eine ganze Welt in Ketten schlägt. „Wer bürgt uns, daß er zum drittenmale wiederkehrt?" meint Ahasver erschüttert und steigt aufs neue in die Gruft. „Jehova, sprich, wie lange soll ich schlafen?" — Mit diesem Fragezeichen entläßt uns der Dichter. Hoffentlich kommt aber kein dritter Attila mehr. —

Reich an erhabenen Gedanken und kühnen Bildern ist die Dichtung des dänischen Märchenerzählers Andersen: „Ahasverus", die nur insofern kein vollendetes Kunstwerk genannt werden kann, weil darin die Form so oft wechselt, und der Zusammenhang fehlt.

Im Eingang steigt Ahasver als Engel des Zweifels zur Erde nieder, zum Geschlechte, dem er gleich ist im Verwerfen und im Zweifeln. Er wird in derselben Stunde, wie Christus geboren und trägt als Mensch den Namen Ahasver. Er wächst gleichzeitig mit der Entwickelung des Menschengeschlechts, das in Jahrtausenden in Kraft und Wahrheit zum Himmel führen soll. Dann kehrt auch Ahasver dahin zurück.

tung verheißt. Doch zunächst muß sie dem wilden Jäger durch die Lüfte folgen. Von einer schauerlichen Perspektive aus muß sie nun die ganze Verworfenheit des menschlichen Lebens an sich vorüberziehen lassen. Nun fleht sie zum Satan um Erlösung. Doch da harrt schon ihrer der dritte gespensterhafte Freier, der fliegende Holländer. Es graut ihr vor ihm, aber der Satan verlangt als Preis der Errettung die Seele ihres Kindes. „Nein, mein Kind bekommst Du nicht", ruft die Schwergeprüfte und entschließt sich zum dritten Jahresgang über das Meer. Doch gerührt versetzt der fliegende Holländer: „Sie hat die Prüfung überstanden, sie hat größere Kraft gezeigt als ein Mann; ein Mann hätte auch sein Kind geopfert." Das arme Weib war erschöpft in Ohnmacht gesunken. Als sie erwachte, fand sie ihr Kind neben sich ruhig in der Wiege schlafen; ihr selbst aber waren unter der Folter dieses fürchterlichen Traumes die Haare ergraut.

Man muß gestehen, daß diese dichterische Erfindung Geist und Phantasie verrät, doch erfahren wir über das fernere Schicksal der drei ruhelosen Wanderer nichts mehr. Dem Verfasser kam es ohne Zweifel nur darauf an, die Bestrafung menschlichen Stolzes durch die Erfahrung seiner Hinfälligkeit zu lehren.

Eigenartig ist die Auffassung von Zedlitz in seinen „Ahasvers Wanderungen", worin er das Ziel des Wanderers in das goldene Zeitalter verlegt, in dem der ewige Frieden angebrochen ist. Der Engel, der den bereits Begrabenen auf Golgatha weckt, verkündet ihm, daß er wandern solle, „bis die weiße Friedenstaube der Arche wiederkehre, bis ihn milde Lüfte fächeln, bis ihn wie Kindeslächeln der früheren Welt beglückte Tage grüßen

von Land und Meer der Freude Jauchzen tönt, die Wut gebunden und der Haß versöhnt, in neuer Liebe sich die Völker küssen." Ahasver liegt wachträumend in seinem Grabe, sieht die Weltgeschichte an sich vorüberziehen und harrt der verheißenen Zeit. Er glaubt sie angebrochen, als das Römerreich unter-, und der Stern des Christentums aufging, als die Cherubim sangen: „Ehre sei Gott in der Höh' und Friede auf Erden!" Aber statt des gehofften Friedens sieht er nur rauchende Trümmer, Brand und Mord, die wilden Scharen Attilas. Und so versinkt er wieder 1300 Jahre in seinen somnambulen Zustand. Da erscheint eine neue Gottesgeißel, Napoleon, der in Herrschertrunkenheit eine ganze Welt in Ketten schlägt. „Wer bürgt uns, daß er zum drittenmale wiederkehrt?" meint Ahasver erschüttert und steigt aufs neue in die Gruft. „Jehova, sprich, wie lange soll ich schlafen?" — Mit diesem Fragezeichen entläßt uns der Dichter. Hoffentlich kommt aber kein dritter Attila mehr. —

Reich an erhabenen Gedanken und kühnen Bildern ist die Dichtung des dänischen Märchenerzählers Andersen: „Ahasverus", die nur insofern kein vollendetes Kunstwerk genannt werden kann, weil darin die Form so oft wechselt, und der Zusammenhang fehlt.

Im Eingang steigt Ahasver als Engel des Zweifels zur Erde nieder, zum Geschlechte, dem er gleich ist im Verwerfen und im Zweifeln. Er wird in derselben Stunde, wie Christus geboren und trägt als Mensch den Namen Ahasver. Er wächst gleichzeitig mit der Entwickelung des Menschengeschlechts, das in Jahrtausenden in Kraft und Wahrheit zum Himmel führen soll. Dann kehrt auch Ahasver dahin zurück.

Dies ist gewissermaßen der Prolog, ähnlich wie in Goethes Faust. Dann führt uns die Dichtung einen jüdischen Schuster zu Jerusalem vor, einen beliebten Erzähler biblischer Geschichten. Unter seinen Zuhörern befindet sich auch die junge Veronika, die von dem „neuen Propheten aus Nazareth“ ganz entzückt ist. Aber Ahasver hält ihn für einen falschen Propheten und kann es ihm nicht verzeihen, daß einst beim Kindermord in Bethlehem um seinetwillen seine Mutter und seine kleinen Geschwister von den Schergen des Herodes zerschmettert worden sind. Sobald er aber Christus hat in der Wüste predigen hören, ist auch er Feuer und Flamme und glaubt, daß das Reich Davids in neuem Glanze erstehe. Doch Judas wird zuerst an dem neuen Propheten irre. „Er zog in Jerusalem ein,“ — so räsonniert er, „und was thut er? Er vertreibt die Krämer, reizt die Priester und geht wieder still nach Bethanien. Er handelt nicht, ein Zauderer ist er. Nicht fliegt der Pfeil vom Bogen gegen's Ziel, wie er wohl soll. Ich selber muß wohl Bogenschütze werden. Ist er Messias, werden tausend Engel sich nahn auf sein Gebot, und ist er's nicht, so — mag er stürzen.“ Und so geht er hin, seinen Meister zu verraten, um ihn aus seiner Lethargie zu rütteln; allein Jesus läßt sich gefangen nehmen. „Mensch war er und nicht Messias“, so sagen die Kleingläubigen, und auch Ahasver fällt von ihm ab. „Wie konnte ich glauben, der Zimmermannssohn sei ein Prophet. Er friert, hungert, dürstet und hat Schlafbedürfnis“, so ruft er enttäuscht und verflucht seine Thorheit.

Nach der Scene auf dem Wege gen Golgatha rufen Geister von oben dem ungläubigen Ahasver zu:

„Ahasverus, Ahasverus!
Als der Menschheit Bild erscheinst du,
Du bestreitest und verneinest — Gott selbst. —
Einer gleichet Ihr dem andern —
Wandern sollst du, wieder wandern,
Bis wir einst uns wiedersehn."

Doch es ist nicht der Atheismus an und für sich, in dem Ahasver befangen ist, es ist vielmehr der starre Judenglaube, der im Gegensatz steht zum Christenglauben, der Glauben an die Zukunft des Reiches David, an die Erscheinung des Messias im Sinne der alten Propheten.

Nun kommt Ahasver zu Barrabas, der als Einsiedler seine Sünden im Libanon abbüßt; er wird nämlich zuvor als Wüstling geschildert. Doch der Schrecken, den er vor der Kreuzigung Christi empfand, sowie das Anschauen von des Heilands Tod und Auferstehung hat ihn bekehrt, und er empfängt den Stammesgenossen mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" Ahasver aber stößt sein Haupt mit einem Fluche wider den Felsen. Ungläubig und grollend will er nach Jerusalem zurück, doch er findet es nicht mehr und zieht nach Rom. Dort wüten gerade die Christenverfolgungen unter Domitian. Ahasver weidet seine Blicke an den in Theer getauchten und als Fackeln brennenden Märtyrern. Er mischt sich unter die Schergen, welche die Christinnen peinigen und findet dort auch Veronika. Er will sie bekehren, dann töten, vermag es aber nicht und wird, weil er sich dadurch verdächtig macht, selbst getötet. Doch er schlummert nur unter toten Christenleibern und erwacht zu gräßlichem Dasein. Schaudernd flieht er das Reich des Gekreuzigten, wo „nur Gräber sind mit Pesthauch geschwängert".

Nach langen Irrfahrten kommt er nach 300 Jahren wieder nach Rom und findet den Sieg des Christentums befestigt. Die Kaiser Roms und das Volk knieen, mit dem Namen Christi auf den Lippen. „Jehovah's Geist wich von der Erde fort, sein Volk ist in das Weltenchaos weggeweht. Tod ist alles Alte, das Neue Schaum. Jehovah!" ruft der Verzweifelte. „Meine Brust, sie ist Dein Tempel, der letzte jetzt auf der gefallenen Erde."

Nun geht Ahasver über die Alpen, die Hunnen ziehen an ihm vorüber. Ahasver hetzt sie auf Rom los zur Zerstörung des Christentums. Er aber wandert weiter zum hohen Norden, in die Region des Nordlichts; bei seiner Rückkehr findet er in den Wäldern das Wahrzeichen Christi, dessen Kultus in Frankreich und in Rom den ersten Papst. Obwohl er nun an die Macht des Christentums glauben muß, hofft er doch noch auf die Ankunft eines größeren Propheten. Diesen wähnt er in Muhamed zu finden und zieht mit ihm gen Jerusalem. Dort will er den christlichen Tempel anzünden, doch der Geist Veronikas, der ihm erscheint, hält ihn zurück. Aufs neue begibt er sich auf die Wanderschaft und findet in Rom Karl d. Gr. zum Kaiser gekrönt. Seine Glaubensgenossen sind die Diener der Christen geworden; dies erfüllt ihn noch mehr mit Haß, und er bricht auch vollständig mit den Juden.

In einem gewaltigen Sprung führt uns der Dichter zu dem in Canossa barfuß stehenden Kaiser Heinrich IV. Dieser Anblick macht auf Ahasver einen tiefen Eindruck. Und doch was ist des Kaisers Buße gegen die seine? Drei Tage und drei Nächte büßte der Kaiser; doch des ewigen Juden Buße zählt nach Jahrtausenden. Nun wird er sich bewußt, daß er nicht bloß der rebellische Jude, sondern eine

dauernde Verkörperung sei des ganzen Streites des Irdischen mit dem Göttlichen.

Es naht die Zeit der Kreuzzüge, eine Zeit der schwärmerischsten Ideen und Bewegungen, die der alten Davidstadt und auch dem alten Judenglauben neues Leben verleiht, doch verrinnen die welterschütternden Strömungen im Sande. Da packt unsern Ahasver der Zweifel am Fortschritte der Menschheit. Vergebens belehrt ihn der Baumeister einer Baugilde, daß im Weltenbau Gott der Baumeister sei.

„. . . . . und der stirbt nicht.
Jeglich Jahrhundert ist ein Quaderstein,
Den er zum schon gelegten frühern legt,
Indes Geschlechter steigen stufenweis."

Ahasverus entgegnet:

„Doch Stillstand herrschet oft."

Der Baumeister:

„. . . O ja; er herrscht.
Doch ist die Rast ein Sammeln nur der Kraft.
Vollendet wird der Bau der Menschheit einst,
Was Spiel und Kinderwerk hier scheint zu sein,
Ist doch ein nützlich Zeichen, das wir hau'n
In des Jahrhunderts stolzen Quaderstein."

Ahasver hält ihm entgegen, daß das in den Kreuzzügen vergossene Blut nichts genützt habe.

Der Baumeister erwidert:

„Nein! Vorwärts, herrlich vorwärts ging es grade!
Es haben sich genähert die Nationen
Und der Gedanke: „Freiheit" ward geboren.
Gar viele Herrn verkauften ihre Güter,
Sie kamen in die Hand des Bürgerstandes,
Es ward geschwächt des Adels Übermacht,
In Wissenschaft und Kunst kam neues Leben." —

Doch wie zum Hohne erschallt plötzlich das wüste Fehdegeschrei von Raubrittern, und die Bauleute müssen vom unvollendeten Bau in den Kampf ziehen. „Das also nennst Du Fortschritt", höhnt Ahasver, „bei dieser gewaltsamen Hemmung kultureller Entwickelung." Nicht minder steigert sich diese Bitterkeit Ahasvers beim Anblick anderer menschlicher Verirrungen, bei der Entartung des Klosterlebens, den Hussitenkriegen und den Roheiten König Wenzels. Da tragen ihn Engel nach Mainz zu Gutenberg, der „mit seinem Blitze des Staubs Gedanken schreibt". Doch es fehlt dem ewigen Juden der Glaube an den Fortschritt der Menschheit; auch den Columbus, den er kennen lernt, erklärt er für einen Narren; er folgt ihm zwar auf seiner kühnen Entdeckungsreise; doch er rechnet auf seinen Untergang. Allein hierin täuscht er sich: Columbus entdeckt eine neue Welt. Der Geist des Urwalds lebt und zürnt wie Ahasver, weil er aus seiner Stille aufgeschreckt und in die Bahn der Geschichte hineingezogen ist. Der Weltgeist aber wendet sich zu Ahasver:

„Komm, laß des neuen Weltteils Erschließung
Sich Dir erschließen, damit Du leseſt
Weisheit und Tröstung und göttlichen Willen,
Und dieser lautet: künftig der Menschheit
Ein Volk, ein Denken, Eintracht, Verständnis."

Er führt Ahasver zur Erkenntnis, indem er ihn belehrt: „Das Verhängnis Israels, das einst so reich war, wie Amerika, sei gewesen, daß es das Neue, das von Gott gekommen, von sich gewiesen habe. Die Menschheitsentwickelung zeige, wie das Alte immer das Neue verleugne. Gott wird geboren, gekreuzigt und — lebt. Jede Welle eines Jahrhunderts trage den errungenen Schatz näher dem

Gestade der Vollendung. — Aber freilich sie, die Juden der Menschheit, die Verneiner und Feinde des Fortschritts — wenn selbst Tote erstünden und zu ihnen sprächen, sie verstünden es nicht — sie würden es verwerfen — schlagen ans Kreuz das Neue vom Herrn."

Da streckt Ahasver die Hände aus gegen das unendliche Meer, und aus dem Chaos seiner Gedanken taucht die Erkenntnis auf von dem, was er einst war und jetzt geworden ist. An sich selbst erkennt er das Wachsen der Menschheit. Es sind ihm also die Schwingen schon gewachsen, die ihn als Engel wieder zum Himmel bringen. Aber noch ist das Ziel lange nicht gekommen, noch verrann nur eine „Spanne der Ewigkeit." Und so ist, wie uns die Muse des Gesanges zum Schlusse belehrt:

„Was in der Ahasverus-Mythe klang
Ein Echo von dem Meer der Zeiten.
Ein besserer Skalde wird in besserem Sang
Uns jene Wanderung, welche folget, deuten."

Mit dieser Perspektive in die Zukunft bricht der Dichter ab, es der dichtenden Nachwelt überlassend, den Weg Ahasvers weiter zu verfolgen. Und in der That ist der fruchtbare Stoff noch nicht erschöpft. Gewissermaßen in die Fußstapfen Andersens tritt Heller mit seiner Dichtung: „Die Wanderungen des Ahasver", worin er seinen Dulder durch alle Völker bis zur Gegenwart führen will, „von Gott, der zum Menschen ward bis zur Menschheit, die zum Gotte ward."

Auch hier tritt Ahasver in Verkennung der hohen Mission Jesu und seiner Lehre in Gegensatz zum Heiland. Anfangs zwar sucht der wohlhabende Schuster, der die Werkstatt voll Gesellen und Lehrlinge hat und, obwohl er

selbst häßlich und mißgestaltet ist, ein schönes Weib besitzt, bei Christus Schutz, namentlich gegen die Verhöhnungen seiner eigenen Person und seines Sohnes, der nach dem Namen Jesu getauft ist. Ahasver hält freilich den Heiland für einen Abenteurer und wegen seiner schönen Gestalt für einen Günstling der Frauen; er habe in Egypten die geheime Kunst erlernt, nun betäube er die Menge durch seine Wunder, wisse um die Gunst der Weiber zu buhlen und verführe arme Fischer, daß sie thöricht Haus und Hof verließen; er vergifte die lautere Quelle der Bibel, weil er daraus erkläre, daß er der Menschensohn sei. Darum wolle er den Betrüger entlarven. Als ihm daher bei dem Wege Christi gen Golgatha seine Kinder melden, es sei ein schöner Mann unter der Kreuzeslast vor seiner Schwelle umgefallen, dem der kleine Jesus des Ahasver ähnlich sehe, heißt ihn dieser weggehen, damit er sein Haus nicht verunehre. Da erhebt der Dulder sein Haupt voll Hoheit und spricht zu ihm voll Milde, wie zu einem von Wahn und Verirrung verblendeten Menschen, in dem doch ursprünglich ein edler Kern schlummere. „Erkänntest Du mich," so fährt er fort, „so gäbe es Keinen, der sein Blut so treu wie Du für mich verspritzt. Du wirst mich noch erkennen. Bis dahin, wo die ganze Menschheit das Christentum annimmt, sollst Du wandern mit Deinem Volke durch die Erde, von Todesqual nicht heimgesucht. Nationen gehen und kommen, Ihr bleibt, bis die Posaune wiederschallt." Ahasver schwankt, der Sprache nicht mächtig, ins Haus. Als ihn zum Osterschmause Saulus besucht, erzählt er ihm seine Begegnung mit Christus. Da meint dieser, solcher Schwärmer tauchten jetzt viele auf, vergingen aber wie Meteore; die Liebe müsse frei gemacht werden von den Fesseln des alten Ge-

setzes; sie allein bringe Erlösung. Unbewußt steht so Saulus mitten im Christentum und ist auch der Bekehrung zugänglich. Das Gleiche versuchen Petrus und Jakobus mit Ahasver. Wenigstens will dieser den zum Paulus bekehrten Saulus besuchen. Er findet ihn in Athen von der Auferstehung des Herrn predigen und er will ihn belehren, daß dies nicht in den alten Schriften stehe. Unverrichteter Sache kehrt er nach Jerusalem zurück, dessen Zerstörung er mit dem Fall der Seinen erlebt.

Darnach finden wir ihn erst auf der Wanderung mit den zerstreuten Juden und Anhänger bei den Heiden suchen. Die Welt wogt in wilder Gährung der krassesten Gegensätze. Da sucht er, voll Sehnsucht nach einer reineren Gotteslehre, den Heiland am See Tiberias auf und bittet ihn wegen seiner früheren Schroffheit um Vergebung. Nunmehr dämmert schon in ihm die Idee eines von Ewigkeit begründeten Gottesreiches in nicht mehr reinjüdischem Stile auf.

Es folgt nun nach dem Untergange Roms und der Annahme des Christentums durch Konstantin eine wenig erbauliche Zeit sich bekämpfender Dogmen und Sekten, welche den ruhelosen Wanderer in die Wüste treiben. Dort trifft er den Einsiedler Antonius, der sich vom Sinnenkampf und Gelehrtenstreit an den Busen der Natur gerettet. Bei ihm will Ahasver ruhen, bis ihn der Geist zu neuem Erdenwallen rufe. Auch Antonius, eine Art Faustnatur, huldigt diesem Glauben:

„Es fasse jeder fromm sich in Geduld,
Stets unter Menschen ring' er nach der Gnade,
Wie schwer ihn auch vergangne Schuld belade.
Zu großer Buße hemmt der Buße Frucht.

Er strebe aufwärts.
Und Du, den, mich beglückend, es zu mir getrieben,
Bald treibt auch Dich von hier der Dinge Wucht.
Doch, wie sich auch die Dinge drängen, schieben, —
Dein Weltgeheimnis nennt Antonius:
Es ist ein ewig Wirken, Leiden, Lieben."

Küssend schließen sie den Bruderbund, graben gemeinsam ihren Acker und pflanzen ihren Kohl.

Damit schloß die Hellersche Dichtung in der ersten Auflage. Später erfuhr sie aber eine gewaltige Erweiterung und innere Umgestaltung. Sie zerfiel nunmehr in drei Wanderungen. Die erste, bereits geschilderte, bezeichnet der Dichter als Ahasvers Glaubenskampf, als seine Schuld und Sühne; die zweite „Weltgemälde" als Ahasvers Irren und Wirren, die dritte aber das „Menschentum" als Ziel und Vollendung. Auf der ersten Wanderung finden wir Ahasver noch im Pharisäertum befangen, und der Austausch mit dem Einsiedler Antonius bildet die Brücke zur zweiten Phase, in der sich der ganze Schauplatz der Geschichte vor ihm eröffnet, und er noch an ein kommendes messianisches Gottesreich glaubt, bis er daran verzweifelnd mit seinem Sagenbruder Faust zusammentrifft und, vom Zeitgeiste der Entdeckungen und Erfindungen, der Reformation und Buchdruckerkunst fortgerissen, dem Kultus des freien Menschentums als letzter und echter Religion, als Ziel der Menschheit huldigt.

Ahasver wandelt beobachtend und prüfend hinter dem ehernen Gang der Weltgeschichte her, — manchmal ergreift er begeistert Ideen auf und schließt sich ihren Vertretern an, aber nur, um bald wieder enttäuscht sich abzuwenden. So gehts ihm mit Muhamed, mit Gregor VII., mit Franz v. Assissi, mit Dante, mit Huß und Rienzi. Er sieht

Christus gewissermaßen wiederholt gekreuzigt, und verzweifelt an dem Anbruch des Gottesreiches. In tiefe Melancholie versunken, sieht er Faust, seinen Bruder im Geiste, der froh genießt und im Volke lebt. Noch ein dritter Sagenbruder erscheint, der Lüstling Don Juan, der nur den Reiz der Sinne kennt und der Gegenwart lebt, während Ahasver nur in der Hoffnung auf eine erlösende Zukunft lebt, und Faust in Vermittlung beider Gegensätze neben den Genüssen der Welt auch den Drang der Erkenntnis hat. Ahasver schließt sich an den ihm geistesverwandteren Faust an, eröffnet ihm die Fortschritte der Buchdruckerkunst, führt ihn an den lebensvollen Hof der Mediceer nach Florenz und schließlich aus den Verfolgungen der Inquisiton hinweg auf Columbus Schiff nach Amerika.

Doch aus der neuen Welt, die ihm die Sehnsucht auf der vordem so kleinen Erde jetzt zu bleiben erweckt, kehrt er zur alten zurück. In Rom weidet er sein Auge an den Werken der Kunst, an Rafael, der das Christentum zum Menschentum verklärt. Dort trifft er Luther, der angesichts der mönchischen Verderbnis den Plan zur Reformation faßt.

Heller führt uns nun als Verkündiger des freien Menschentums vor: Shakespeare, den Dichter der Menschheit; Kepler, den Entdecker der Harmonie des Weltalls; Carteſius, der aller neuen Forschung die Methode gab; Wallenstein, der Deutschland religiös und politisch einig machen wollte; Spinoza, den Märtyrer des ächten Menschentums; Oranien, den Volksbefreier; Milton, den Kämpfer gegen den Puritanismus; Newton, der das Unendliche gemessen. Auch bei den Freimaurern hält Ahasver Einkehr, dem großen Bunde der Menschheit, dem Urbilde des

Menschentums. Doch Friede giebt es noch nicht auf Erden; schon erhebt die französische Revolution ihr blutiges Haupt. Deutschland scheint den Gipfel des wahren und echten Menschentums mit Goethe und Schiller erklommen zu haben. Bei Goethe, der am Hellenentum in Rom zur Klarheit, zum reinen Menschentum sich geläutert hat, findet Ahasver das Ziel seines Wanderns, Erfüllung seines Traumes, der langen Geisterkette letztes Glied. Noch einmal treffen sich die drei Sagenbrüder, das Menschentum in seiner Zauberblüte entfaltend: Ahasver vertritt den Glauben, Faust das Denken, Don Juan die Kunst. Wie namentlich der letztere zu dieser Vertretung kommt, versteht man nicht so recht.

Die Sage kehrt so nach des Dichters Meinung in sich selbst zurück, oder hebt sich auf, — (eine Auflösung, die stark nach Schellings Philosophie schmeckt). Das Reich, in dem die Drei fortleben, ist das hehre Reich der Phantasie. Zum Schlusse klingt des Dichters letzte Idee aus, wie folgt:

„Und welches Los sich auch die Erde kor:
Will sie im Sternenreiche sich erhalten,
Will sie verflackern wie ein Meteor —
Im Zeitenschoß, im Wogen der Gestalten,
Vermag sie doch Erhabeneres nicht
Als nur der Menschheit Blume zu entfalten,
Und ob sie reicher noch die Kränze flicht,
Ists doch die Blume nur, die Duft versendet,
Die sah ich noch, die zeigt jetzt mein Gedicht,
Die atmet drin, mit ihr ist es vollendet." —

5. Hamerling, Carmen Sylva, Haushofer, Seeber etc.

Eine der genialsten Auffassungen der düsteren Ahasverusgestalt bietet ohne Zweifel Robert Hamerling

in seinem bekannten Epos: „Ahasver in Rom“. Freilich ist in dieser Dichtung nicht der ewige Jude die Hauptfigur, sondern vielmehr der Kaiser Nero, dem der erstere gewissermaßen nur zur Folie dient. Ahasver stellt darin nur die Nemesis dar, die in die menschliche Handlungssphäre übergreifende Macht, zugleich tritt er als verkörperte Todessehnsucht in wirkungsvollen Gegensatz zum unermessenen Lebensdrange Neros. Sein Antlitz ist gespensterhaft, „so grau verwittert, fahl und starr und beinern, wie eines modernden Egypterkönigs, der seinem Pyramidengrab entstiegen, worin er ein Jahrtausend lang geruht“. Er folgt dem Kaiser zu seinen Orgien, wie ein düsterer Schatten, dem Manne, der nur seinen Lebensdrang, die Befriedigung seines Willens kennt und antwortet auf Befragen, wer er sei: „Ich bin ein Mann, der sterben will, . . mich treibet unermessene Todessehnsucht: mein Auge flieht der Tod und selbst der Schlaf. Nun komm' ich, rastlos wandernd und die Spur des Tods verfolgend her nach Rom: hier ist Todreifes viel — ich ahn' ein großes Sterben, ein Sterben, zehrend an dem tiefsten Mark des Seins, wenn auch von Glanz noch übertüncht. Vielleicht, vielleicht gelingt mir's mitzusterben“.

Zugleich will er Nero sein Geschick vollenden helfen; denn trotz des Gegensatzes ihrer Naturen haben beide eine Sendung zu erfüllen: beide arbeiten an der rascheren Entwicklung der Menschheit. Solche Titanen der Zerstörung, wie Nero, braucht die Geschichte, namentlich da, wo das Todreife, Alte und Verlebte mit neuen Formen kämpft, um den Entscheidungsaugenblick zu beflügeln, „daß nicht zu lang die Wirrsal hin sich schleppe, damit im neuen Sein zur Ruh die Menschheit komme“. Darum macht

Ahasver Nero, in dem sich die Todeswürdigkeit gipfelt, zum unbewußten Werkzeug, er treibt und drängt ihn immer mehr ins Ungeheure. Zugleich tritt er ihm inmitten der Zerstörung, die er ihn anstiften läßt, als das Unzerstörbare entgegen, zeigt ihm seine menschliche Ohnmacht und stürzt so den vermeintlichen Gott vom Gipfel seiner Willenstyrannei herab. Während er ihn zur Verbrennung Roms antreibt und selbst die erste Brandfackel schwingt, tritt er nachher unversehrt aus den Flammen zu ihm hin, um ihm zu zeigen, daß es noch ein Etwas giebt, das er nicht zu zerstören vermag, das sich wie ein Phönix aus ewigen Verwandlungen erhebt, die „aus erloschenen Daseins Aschenresten den Funken neuer Lebensblüte lockt", — die ewige Menschheit. „Durch Tod und durch Vernichtungen hindurch und immer wechselnde Gestaltungen hinringt die arme Menschenwelt sich qualvoll zu einem unbestimmten Ruheziel. Und Zeiten gibts so bleiern, schal und elend, wo der Genuß nur und der Rausch allein den Sehnsuchtsruf des Innern nach Vernichtung übertäubt. Die arme Menschheit — dann gebiert sie aus sich selbst sich einen Richter, gebiert sie aus sich selbst sich einen Büttel! Wenn Feuer nicht herab vom Himmel fällt, und nicht das Meer aus seinen Ufern tritt, so muß sie wohl aus ihrer eigenen Mitte erwecken sich den Henker, der sie richtet. Ja, der sie richtet und mit ihr sich selbst!" — Ein solcher Henker ist nach Ahasver der Kaiser Nero. Mit Donnerstimme ruft das aschfahle Gespenst dem Tyrannen zu:

„Hinab, o Nero, stürze Dich hinab!
Dein Werk zu krönen, wirf Dich selbst nun auch
Hinab ins Flammengrab! Du bist ja selbst
Der Gipfel Deiner todeswürdgen Zeit
Und ihrer trunkenen Unseligkeit,

Und ihrer prunkvoll gleißenden Verwesung . . .
. . . Du bist so hohl, so tot wie sie!
Dein eignes Innre ist ein Trümmerwust!
Der Eigenwille, sagst Du, sei Dein Ich?
O bettelarmes Ich, das nichts besitzt,
Als sein unbändig, maßlos eignes Selbst!
Dein Geist, Dein Herz, Dein Sinn ist leergebrannt
Bis auf das nackte Wollen, und das poltert
Nun im Ruinenhaufen als Gespenst!
Hinausgerissen aus der Bahn, in der
Geschaffnes ewig tanzt den sichern Reigen
Um einen unbekannten Mittelpunkt,
Hat Dich des Lebens Überschwang!
Nun schweifst Du hin ein feuriger Komet,
Halt-, bahn- und ziellos im Unendlichen,
Und steckst die Welt in Brand und nennst Dich Gott?
In Deiner Selbstsucht bodenlosem Abgrund,
Da wohnt die selge Götterruhe nicht!
Da ist es einsam, schaurig, kalt und dunkel!
O gegen diese Öde ist das Nichts
Ein Rosengarten und der Tod ein Kuß
Der Wollust! — Wirf Dich unter die Ruinen,
O Nero, Du bist leer und tot wie sie! . . .
Wohl hab' ich todesfroh die schöne Flamme
Geschürt, die dieses Rom verzehren sollt', —
Doch nicht Dein Helfer war ich, Nero, nein,
Du warst der meine! Zweifelst Du daran?
Tauch' in die Flammen, unter wilde Tiere,
Wie ich, und steige draus hervor, wie ich! —
Im Namen jener, die sich wie ein Phönix
Aus ewigen Verwandlungen erhebt,
Die aus erloschnen Daseins Aschenresten
Den Funken neuer Lebensblüte lockt —
Im Namen der unsterblichen, der hohen,
Die Du verachtest und an der Du frevelst
In keckem Übermut, vor der Du Dich
Aufblähst zum Gott, ein eitler Sterblicher —

Im Namen dieſer ewigen — im Namen
Der Menſchheit ſprech' ich über Dich den Fluch!
Ich bin ihr Mund, ich bin ihr duldend Herz,
Ihr ewigringend, ruheſehnend Herz!
Du aber biſt ihr Henkerwerkzeug nur,
Das ſie beiſeite wirft, gleich wie der Mörder
Das blutge Meſſer in den Abgrund wirft,
Nachdem er es gebraucht. Ja, über Dich
Ruf' ich den Fluch und weihe der Vernichtung
Dein todverfallnes Haupt! Doch nicht dem Tode,
Der ſanft das Menſchenkind, das lebensmüde,
Zur Ruhe bettet, — ſolchen Tod verdienſt Du nicht —
Du ſollſt ihn bei lebendgen Gliedern
Empfinden, ſollſt im Herzen, das noch pocht,
Die Würmer der Verweſung nagend ſpüren!
Du ſollſt, noch lebend, eine Zeitenſpanne
Den Fluch der inneren Unſeligkeit
Hinſchleppen, bis in öder Seele ſchaudernd
Du ſelbſt begreifſt, daß Du das höchſte Ziel,
Das Ziel der inneren Beſchwichtigung,
Das Du durch Weltvernichtung wollt'ſt erreichen,
Nur noch erreichen magſt durch Selbſtvernichtung." —

Obgleich infolge dieſer gräßlichen Verfluchung alle Hörer erſtarren, obwohl wie durch ein Gotteswunder einem Läſterer, der ſein freches Maul wider den Unglückspropheten zu erheben wagte, ein ſchreckliches Ende bereitet wird, verliert doch Nero ſein Selbſtgefühl nicht, ſondern er erwidert Ahasver in kecker Herausforderung ſeines Schickſals:

„Zum Zeugen haben will ich Dich, daß mich
Nichts kümmern Deine Reden, daß ich bleibe
Der Nero, den Du kennſt! Du rühmſt Dich Deiner
Unſterblichkeit und wirfſt zum Sprecher Dich
Der ew'gen Menſchheit auf — nun wohl! auch ich —
Ich bin nicht zu vernichten! In mir hat
Das Leben einen feſten Ankergrund!

Nichts kann mich je verwandeln, ich bin ich!
Unendlichkeit sie liegt nicht in der Dauer,
Sie liegt im Wollen — in der Freiheit — ja,
Du Unzerstörbarer in Feuerflammen,
Ich nehm es mit Dir auf! Es gilt den Wettkampf,
Ob meine geist'ge Unzerstörbarkeit
Nicht Deiner leiblichen die Wage hält."

Mit einer festen Verheißung, daß auch für den stolzen, auf seine Lebensfähigkeit pochenden Nero einmal die Stunde schlagen werde, nimmt Ahasver den Kampf mit dem Titanen auf, der in seiner Verherrlichung der Willenskraft lebhaft an Schopenhauers Willenslehre erinnert.

Der Fluch des Alten erreicht denn auch den übermütig und frevelhaft sein Schicksal herausfordernden Despoten in der Übersättigung, in dem Gespenste gähnender Langeweile. Es flößt ein unheimliches Grauen ein, wenn wir den Wüstling durch die öden Hallen und Räume seines mit allen Schätzen der Welt angefüllten goldenen Hauses begleiten, wie ihn alle Pracht und Lust anödet und anekelt. Nichts sättigt seinen Sinnenhunger mehr, weil ihn nichts mehr reizt. Ja ... „glücklich, wer noch mit dem Aug' der Sehnsucht sieht! wem Frauenschönheit noch ein Ideal ist, .. wem als ein Eden noch, als Paradies erscheint die Sommerlandschaft, Weib genannt, mit ihren leid'gen, steten Wetterwechseln, mit ihren Zorngewittern, Thränenregen und periodischen Versumpfungen! ... Wie kommt es denn, daß wir zu Narren werden, wenn wir ein schönes Weib zur Seite haben?" Doch das ist der Fluch des Reichtums und der Macht, daß der Besitzer selten um seiner Person willen geliebt wird. Noch weniger aber kann den Übersättigten der Glanz des toten Gesteins ergötzen, und für den Genuß

an den Schönheiten der Natur sind seine Sinne längst schon abgestumpft. Auch predigt Welken und Vergehen ihm zu sehr die Vergänglichkeit. Nachdem er so alles durchgekostet, was die Erde und sein Olymp ihm beut, da wandelt ihn die Lust an, die unterirdischen Mächte des Hades zu beschwören. Da erscheint ihm der Geist seiner stolzen, herrschsüchtigen Mutter Agrippina, das einzige Weib, dessen Hoheit und Schönheit, als er vor der Verschleierten bewundernd kniete, ihm Liebe, ja eine rasende Verirrung der Leidenschaft erregt, die er aber aus Wut über die tragische Äfferei der Natur mitten im Vollgefühl ihrer siegenden Reize und dämonischen Gewalt über den Sohn in einem Prachtschiff mit trügerischem Fallboden hatte versinken lassen. Es ist dies eine der farbenschillerndsten und in ihrem Kontraste am tragischsten wirkenden Darstellungen des ganzen, an üppigen und glühenden Schilderungen so reichen Gedichtes. Doch es ist der Schatten Agrippinas nicht allein, der den Muttermörder schreckt, — auch den mit Flecken der Vergiftung bedeckten Leichnam des edlen Prinzen Britannicus schaut er, den er gleichfalls hatte aus dem Dasein geschafft. Und so erscheinen sie der Reihe nach, die Opfer seiner Lust und Tyrannei, die Genossen seiner Laster und Schandthaten, und unter der Wucht der entsetzlichen Gesichte bricht er besinnungslos zusammen. Kaum ist er aus seiner Betäubung erwacht und will sich ermannen, da tönt der Schrei des Aufruhrs an sein Ohr, und alle seine Diener fliehen ihn bis auf einen einzigen Getreuen. — Dieser Getreue ist — und dies ist sehr bezeichnend, — ein Germane, ein Sprößling jenes Volks, wo man damals allein die Treue noch kannte. Dieser begleitet ihn mit düsterem Fackellicht auf der Flucht durch die menschen-

leere Gräberstraße, doch bei dem grellen Scheine aufzuckender Blitze im nächtlichen Gewitterhimmel erkennt er noch einen stummen Begleiter. Es ist das fahle, grinsende Gesicht des Alten, des finstern Dämons, der ihn stets verfolgt. So gelangen sie in die Katakomben, den Zufluchtsort der Christen. Unterwegs fragt der flüchtige Kaiser den treuen Germanen nach seiner Heimat aus und nach den deutschen Sitten. Mit Erstaunen lauscht er der sehnsüchtigen Schilderung von den deutschen Urwäldern, von ihren Gelagen und Gesängen. Wie wunderbar kommt ihm die deutsche Verehrung der Frauen vor, die Gebräuche bei Bestattung ihrer Helden! „Ein seltsam Volk", — so murmelt Nero vor sich hin, „Urkraft mit Herz und Phantasie verschwistert . . . damit erobert, wer da will, die Welt!"

Plötzlich, nach langem unbequemen Tappen und Kriechen sehen sich die Flüchtlinge in einem von einer Ampel erleuchteten Raume, wo vor einer andächtig versammelten Christenschar ein würdiger Greis vorm gekreuzigten Heiland auf dem Altare Gottesdienst hält. Bei der gegenseitigen Erkennung erfolgt zunächst allgemeines Erstarren, — doch wer am meisten erzittern sollte, ist wohl Nero. Befindet er sich doch allein, nur von einem einzigen Diener gefolgt, einer großen Menge gegenüber, die er noch jüngst des von ihm selbst verursachten Brandes von Rom beschuldigt und grausam hatte verfolgen lassen! Darum ruft er ihnen trotzig herausfordernd zu, ihn, ihren Todfeind, den Mörder eines Petrus und Paulus zu töten. Doch wie wundert er sich, als ihm aus dem Munde des Priesters entgegenklingt: „Wir töten nicht, wir rächen uns am Feinde nicht, wir lieben den Feind auch — unser heiligstes Gebot ist Liebe!" — Gar seltsam und verhaßt tönt ihm dies

Wort. Für ihn giebt es keine Liebe, er „liebte nicht und wurde nicht geliebt und war doch Nero, war der Herr der Erde!“ — Nicht minder seltsam und unverstanden klingt ihm das Evangelium von Gott dem höchsten Wesen und seiner Liebe zu den Kreaturen. Ganz und gar unbegreiflich ist ihm das Opfer des Gottmenschen, um die sündige Menschheit zu erlösen. Wie verschieden ist doch der Christengott, der geliebt sein will, von seinen Göttern, die geehrt und gefürchtet sein wollen. Und wie neu ist ihm die Auffassung, daß nicht die Lust es ist, sondern der Schmerz, der die Welt erlöst. Für einen grassen Egoisten und sinnlichen Genußmenschen ist dies unfaßlich. Und wunderbar vollends muß ihm die Menschwerdung Christi in einer reinen Jungfrau Schoß erscheinen. Nach langem Sinnen ruft er aus:

„Ich seh's, der wunderbare Mutterschoß
Des menschlichen Gemüts ist nicht erschöpft!
Zerfällt in Staub die abgelebte Welt,
Das Menschenherz gebiert sich ewig neu.“ —

Hiermit spricht er aber auch selbst das innere Geheimnis der Ahasverus-Mythe aus. Wohl ahnt und erkennt er, daß sich hier eine reinere und mächtigere Gotteslehre Bahn bricht als das Heidentum und seine eigene Selbstvergötterung, daß das Glück erst mit der Entsagung und Selbstentäußerung beginnt, — doch trotzig und der Bekehrung unzugänglich will er lieber seinem Leben ein Ende machen, als sich einer neuen Erkenntnis beugen. Somit entreißt er dem Germanen das Schwert und ersticht sich. Hierdurch hat sich aber auch die Verheißung Ahasvers bewahrheitet, daß dem wilden Lebensdrange — Todessehnsucht folgen werde. Dies bringt dem sterbenden Nero die wieder vor seinem brechenden Blicke riesengroß auftauchende Gestalt des „ewigen Men-

schen" zum Bewußtsein. Wir sagen des „ewigen Menschen"; denn nach Hamerlings genialer Auffassung ist Ahasver nicht nur der ewige Jude, der dem Heiland vor seiner Schwelle die letzte Ruhestatt versagt, er ist der Erstgeborne der Erschaffnen, der erste Sproß des ersten Menschenpaares, zugleich der erste Rebell, es ist Kain, der mit dem Brudermord den Tod in die Welt gebracht und der dafür — zur Strafe — vom Tode verschont wird. Der Tod, den er so oft als Erlöser gerufen, der Tod verfluchte ihn mit den Worten:

„Dich will ich übrig lassen!
Im Wandelbaren sei das Bleibende,
Im Sterblichen sei das Unsterbliche!
Asbest im Feuer, Kork im Wasser sei,
In Lüften Flügel, Diamant im Erdreich —
Und ewger Pilger in der Menschenwelt!
Hoch auf des Lebens straff gespanntem Seil,
Des Todes Schlund zur Rechten und zur Linken,
Hinwandle schwindelnd und doch stürzend nie!" —

Und so sucht der Hamerlingsche Ahasver ähnlich wie bei Schubart den Tod umsonst in tausendfachen Gestalten, bei wilden Tieren, giftigen Pflanzen, im Feuer, Wasser und in Abgründen. Während der einzelne Mensch seine Ruhe im Tode findet, wandelt Ahasver, das Spiegelbild der ewig ringenden Menschheit, immer weiter.

„Wie lang noch glüht sie, die geheimnisvolle,
Die unaustilgbare stille Todessehnsucht,
Die eins ist mit dem höchsten Lebensdrang,
Und die durch all die Umgestaltungen
Des Menschendaseins sich hindurchringt, nie
Befriedigt, ewig trachtend nach dem letzten —
Dem unbekannten Ziel? Ja, dem Geschöpf
Ist eingeboren eine ewge Sehnsucht
Nach Ruhe, — mag sein Seufzer dieser Ruh'

Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen! —
Nach diesem letzten Ruheziele strebt
Es hin voll Unruh' — und der Einzelne,
Er findets doch im Tod; die Menschheit aber
Muß leben, streben, ringen immerdar,
Und ich, ich bins, der diese Qual der Menschheit, —
Des unbefriedigt ruhelosen Daseins,
Begleiten muß durch die Jahrtausende!" —

In den Zeitaltern jedoch, wo das Dasein nach neuer Gestaltung ringt, da steigert sich die ruhesehnende Rastlosigkeit bei ihm zur wilden Qual, da beflügelt er den Entscheidungsaugenblick, „daß nicht zu lang die Wirrsal hin sich schleppe". Und „wenn im neuen Sein zur Ruh die Menschheit kommt", dann winkt auch ihm eine kurze Rast, dann schlummert er, dem verzauberten Barbarossa gleich, in verborgener Höhle Jahrhunderte lang, bis er zu neuem Leben erwacht, „zu fragen, ob das irdische Leben noch stets nicht müde ward des ewigen Wandelns und stets die Weiber Kinder noch gebären". Eine solche Ruhepause winkt jetzt Ahasver, nachdem er den Titanen Nero niederschmettern half, „der des Jahrhunderts Geist in sich zum Dämon, zum Ungeheuer groß gesäugt" und mit sich die wilde Größe des Cäsarenalters zu Boden stürzte. Es folgt nun eine klägliche Zeit schnöden Epigonentums „und eine neue Zeit sucht neue Helden sich auf neuer Stätte."

„Der neugeborne Phönix Menschengeist
Gen Norden fliegt er, und in freieren Lüften
Abschüttelt er von goldner Schwinge dort
Den Aschenrest des Brandes, draus er stieg."

Es ist die Zeit der Völkerwanderung, die er erwarten will, wo die Germanenzüge sich brausend, wie die Geier, aufs Aas des Weltreichs stürzen. Mit einen Ausblick auf das

Zeitalter der Kreuzzüge, in dem das Christentum sein siegreiches Banner aufpflanzen wird, wo auch Ahasver nach langer Pilgerschaft im Schatten des Kreuzes sich hinzustrecken gedenkt, — schließt die großartige Dichtung, noch eine weite Perspektive eröffnend in die kommenden Zeiten der Weiterentwickelung der Menschheit. Und in der That, — ist nach Hamerling Ahasver der ewige Mensch, — dann kommt er erst zur Ruhe mit dem Untergange des Menschengeschlechtes überhaupt. Und hilft er nach des Dichters Auffassung den Gang der Weltgeschichte beschleunigen und bedient sich eines Titanen als Menschenschlächters und Völkermörders, — dann müßte er in Weiterspinnung der Hamerlingschen Idee wiederum einen solchen in Napoleon I., der Völkergeißel, gefunden haben und in gewissem Sinne auch in seinem Neffen, der, ohne es zu wollen, das große Werk der deutschen Einheit und Kaiserherrlichkeit vollenden half.

Doch nicht nur der ewig weiterschreitende Gang der Weltgeschichte und die Entwicklung menschlicher Kultur verleiht der Ahasverus-Sage ewiges Leben, — es ist vor allem der nie rastende ewig schaffende Menschengeist, die ewig neue Gebilde hervorbringende menschliche Phantasie, der ewig schöpferische Dichtergeist. Als bedeutsames Glied in dieser endlosen Kette poetischer Gestaltungen in der Neuzeit erwähnen wir noch die gedankentiefe Dichtung: „Jehovah" der mit seltener Phantasie begabten Königin von Rumänien, genannt „Carmen Sylva". Wir wollen ihr noch ein paar Worte widmen.

Die geniale Dichterin führt uns ihren Helden Ahasver als trotzigen Gottesleugner vor, der darum nicht an die Gottheit Christi glauben kann, weil er sich scheinbar ohn-

mächtig verhöhnen und kreuzigen läßt. Mit bitterer Zweifelsucht ruft er dem Volke zu:

„Ihr habt ihn gegeißelt und sagt: Er ist Gott!
Ihr habt ihn getötet — und sagt: Er ist Gott!
Zeigt mir den Gott, der das All schuf, so bete ich ihn an,
Zeigt mir den Gott, der die Sonne führt, so bete ich ihn an,
Zeigt mir den Gott, dessen Stimme tönt wie der Sturm,
Der die Bäume mähet, als wären sie Gras, — so bete ich ihn an.
Ich will ihn erkennen, wie er ist; ich will ihn erkennen,
Wie das Kind erkennet der Mutter Stimme,
Wie das Reh folget der Mutter Spur —
Aber eher beuge ich mich nicht!
Ich lache, wenn der Gott verschmachtet.
Mein Gott verschmachtet nicht . . .
Ich lache, wenn der Gott hinsinkt . . .
Mein Gott verblutet nicht . . . .
Ich soll ewig leben? Ich soll leben, wenn Alles vergeht?
Wohlan, so will ich leben, bis ich den Gott finde;
Ich will nicht sterben, bis ich ihn sehe von Angesicht,
Wenn er mir erscheint, wie er ist,
Wenn er naht, wie der Sturm,
Wenn er winkt, und Welten folgen ihm nach, —
Dann bete ich ihn an und sterbe."

In der That, dieser herausfordernde Trotz und Unglaube erinnert an den Titanismus eines Prometheus bei Aeschylus und Goethe.

So von Zweifel und Unruhe getrieben irrt Ahasverus umher, kommt zum toten Meere, dessen giftige Ausdünstungen die Vögel töten, die darüber kreisen, ihm aber sein qualvolles Leben lassen, er kommt ins Land der Pharaonen, als die Purpurgluten der untergehenden Sonne sich im h. Nil spiegeln, und die Memnonssäulen ihren Klagelaut ertönen lassen. Da fragt er, dem Heineschen „Jüngling am Meere" gleich, die in den Schatten der Nacht immer größer

werdende Säule Memnons: „Bist, Memnon, Du, der Gott, was klagst Du dann der Nacht? Ein einzig Wort von Dir, und es wird Tag.“ Doch ohne Antwort ließ der Götze den Zweifler. Nein! es giebt keinen Gott! so tönt es trostlos in seinem Innern, und verzweifelt stürzt er sich in den Nil. Wohl glühen durch den Schilf und das nächtliche Dunkel die unheimlich funkelnden Augen eines Tigers, doch als die Bestie in das Antlitz des Gottesleugners blickt, zieht sie sich zähnefletschend und knurrend zurück. Judes auch die Fluten behalten ihn nicht und werfen den Erschöpften, noch Lebenden, ans Ufer.

Dann irrt er durch den heißen, öden Wüstensand, wo es stille genug ist, den Odem eines Wesens zu vernehmen, jedoch auch hier erkennt er die Gottheit nicht. Da naht auf schnellen Rossen eine Schar Beduinen, zur Schlacht gerüstet, und begierig fragt sie Ahasver: „Für wen zieht in den Kampf Ihr?“ — „Für unsern Gott und unsern heiligen Glauben!“ heißt die Antwort. „Ist denn im Kriege Gott?“ fragt Ahasver, . . . „so nehmt mich mit; ich will, im Kampf für Euern Gott, den Gott entdecken.“

Und so mischt auch er seine Stimme in das Feldgeschrei: „Allah!“ und hilft ihnen den Sieg erringen. Mit den Siegern zieht er dann ins Andalusierland, das wie Eden, wie ein Zaubergarten vor ihm liegt. Die Krieger lagern sich im Abendrot, und ein schöner Jüngling besingt zum Klang der Leier das Paradies. Da ruft im Wonneschauer Ahasver: „Nein, in den Schlachten ist nicht Gott! Gott ist im Lied . . . ich weihe mich dem Liede!“ Und er wird ein großer Sänger, dessen Lieder seine Hörer ergreifen, sodaß sie ihn mit Schätzen und Ehren überhäufen, und dennoch

„blieb düster stets sein Blick und fremd und kalt,
Als wär's er nicht, der all die Lieder sänge."

Als ihn erstaunt ein himmlisch schönes Weib ob seiner Trauer befragte, da versetzte er düster: „Ich suche Gott und find' ihn nicht im Liede!"

„Such' in der Liebe, da ist Gott!" sprach sie,
Und sah ihn an und lachte mit den Wimpern."

Und so trank er gierig den Kelch der Liebe, den das Weib ihm bot, doch statt der Liebe fand er nur der Liebe Schatten. Es ging ihm, wie dem Nero in der Dichtung Hamerlings, er taumelte von Genuß, den „unersättlich er begehrte" zu neuem, „um ungesättigt ihn hinwegzuschleudern". Ihn rührten nicht Thränen, nicht flehende Lippen, — lachend zertrat er die Blumen, „die er das Recht sich fühlte zu verachten".

„Da kam sie, die er längst vergessen; schaute
Ihn wie ein Reh im Sterben an: O hör' mich,
Ahasverus! hier ist Dein Kind, in Schmerzen
Der Seele und des Leibes Dir geboren,
Dein Sohn, Ahasverus, Dein Ebenbild!"

Da faßte ihn wildes Entsetzen darüber, daß sein Zerrbild noch einmal durch das Leben wandern soll, und er will es der Mutter entreißen; doch sie entrinnt lautaufschreiend mit dem Kinde. Er aber aufs neue an Gott verzweifelnd, scheucht die Genossinnen seiner Liebe mit dem Ruf von dannen: „Es giebt nicht Gott, noch Liebe!"

Nun wird sein Gott der Mammon, ähnlich wie Nero bei Hamerling Trost und Genuß in seiner Schatzkammer sucht, — und er scharrt im Golde, vor dem sich ja die Welt beugt, und tanzt ums goldene Kalb. In seiner unterirdischen Schatzkammer freut er sich am Glanze des toten Gesteins. Da schlägt ein Sturm hinter ihm die

Thüre ins Schloß und er ist lebendig begraben bei seinen Schätzen, seinem Gotte. Vor Hunger nagt er schließlich an den Säcken und dem Golde und lacht vor Wahnwitz ob der ewigen Dauer seines qualvollen Lebens.

„Nacht ist mein Teil, — so jammert er, — Dunkelheit mein Schicksal.
Schmerz ist mein Los und Zweifel mein einziges Erbteil.
Wäre ein Gott, ich würde ihn hassen.
Wäre ein Gott, ich würde ihm fluchen.
Wäre ein Gott, ich stellte mich vor sein Antlitz
Und spräche: Pfui, daß du mich erschaffen!
Ich würfe seine Menschen ihm vor die Füße
Und spräche: Nur das hast Du gemacht!
Bist Du, so lache ich Dein,
Bist Du, verachte ich Dich,
Bist Du, ich glaube Dich dennoch nicht — und lebe!" —

So lästert er Gott in seiner Hungergrotte, während auf der Oberwelt das Christentum seine Kirchen und Kapellen baut, — und den Ketzern Scheiterhaufen errichtet. Beim Graben einer Folterkammer stößt man auf das Hungergrab Ahasvers und weicht entsetzt vor seinem Anblick zurück: „In Christi Namen sage, wer Du bist?"

„Ich bin der Zweifel!" tönt die hohle Antwort. Man hält ihn für einen Heiden und Dieb, der der Christen Habe geplündert und dort verborgen. Sofort wird er aufs Rad geflochten, zu gestehen, wo er noch mehr versteckt, und um seinem Götzendienste abzuschwören; allein er bleibt störrisch trotz Marter und Pein, — ein Märtyrer des Zweifels. Nur ein markerschütternder Schrei entfährt seinem Munde, sodaß die Henker plötzlich innehalten. Sie fragen ihn zum letztenmale, ob er an Gott glaube, sonst warte sein der Flammentod: „Sterben — ach!" so ruft er, „ich kann nicht sterben, nicht in dieser Qual, nicht in den

Flammen, ich bin ewig, bin Ahasverus!“ Entsetzt, als hätten sie den Satan selbst geschaut, fahren sie zurück, er aber ruft ihnen mit gellendem Hohngelächter zu:

„Ihr elendes Gewürm mit Eurer Frommheit,
Erst habt Ihr ihn gemartert, und nun martert
Ihr mich, in seinem Namen, ihm zur Ehre!
Es ist kein Gott, sonst hätt' er Euch zertreten!“

Mit diesen Worten entrinnt er ihren ohnmächtigen Henkershänden.

Hierauf finden wir ihn an Bord eines Schiffes zur Entdeckung der neuen Welt und dann im schönen, neuen Lande als König; allein er fühlt in sich das Unvermögen zu beglücken; auch fehlt es nicht an Neidern, sein Regiment zu verdächtigen, so daß er, des Herrschens müde, der Krone freiwillig entsagt. So zieht er mit seinem Wanderstabe wieder weiter durch Sturm und Schnee; nur ein treuer Diener folgt ihm, ähnlich wie der Germane dem Nero in Hamerlings Ahasver. In rührender Anhänglichkeit sorgt dieser einzige Getreue für ihn, für seines Leibes Notdurft, für seine Erhaltung, ja er folgt ihm durch Schneegefilde, Todesgefahren bis zum Meeresstrande. Dort besteigen sie ein Schiff zur Rückfahrt in die alte Welt. Ein Sturm erhebt sich, und das Schiff zerbirst — ein Schrei aus tausend Kehlen nnd dann alles leichenstill bis auf den Aufruhr von Wind und Wellen. Auch Ahasver läßt sich sinken, doch eine starke Hand faßt ihn und rettet ihn auf ein Brett; es ist sein treuer Diener. Die schwache Planke vermag jedoch die beiden nicht zu tragen — da opfert sich der Treue, ohne einen Laut von sich zu geben, für den Herrn.

Lange treibt Ahasverus so im weiten Ozean, bis ihn ein venezianisches Schiff an Bord nimmt. Doch wieder

kehrt in sein erwachtes Leben die alte Frage: „Wozu die Welt und wo ist Jehovah?“ —

Wir treffen ihn nun im kunstliebenden Florenz mitten unter berühmten Künstlern, selbst einen schaffensfreudigen Bildner. Ein neuer Lebenseifer ist in ihn gedrungen, und während er in seinem mächtigen Haupte schöpferische Gedanken wiegt, spricht lächelnd er leise vor sich hin:

„Ich bin ihm auf der Spur, schon faß' ich ihn:
Im Schaffen ist der Gott und im Gedanken,
Der sich gestaltend Bahn bricht, Thon und Marmor
Und flache Leinwand selbst belebt, bis Kinder
Erkennen, was der Meister dachte! Strömt
Ihr Bilder mir durchs Hirn, leiht Kraft dem Arm,
Sei du mein Sklave, Körper, der vom Geist
Beflügelt; — denn ich bin ja ewig! Ewig
Auch mein Gedanke! Welt! ich will Dich fassen,
Ich will erkennen Dich und Dich enthüllen,
Ich selbst, ich bin der Gott!“

Da schaut er einst ein junges Weib vor der Kirche, ihr Engelsantlitz niedersenkend zu einem Knäblein an ihrer Brust, das fröhlich sein Händchen nach ihr ausstreckt und beseligt zu ihr aufblickt, — ein reizendes Bild des reinsten Mutterglücks. Gleich verdüstert sich sein Blick und mit dem Ausruf: „O, ich Thor! ich Nichts! ich Staub!“ zertrümmert er seine Gebilde, verläßt die Werkstatt, um in ferner Einöde seinen namenlosen Schmerz auszuweinen. Hier liegt er am Herzen der Natur, fühlt jeden Pulsschlag ihres Lebens, das Weben der Insekten, das stille Wachstum der Blumen; „und durch die ganze berauschte, liebewarme Frühlingspracht erklangen leichte, jugendliche Schritte, ein glockenhelles Silberlachen und Geflüster.“ — Ein schlanker Jüngling war's, der um ein reizendes Mägd-

lein sanft den Arm gelegt; dann steckte er einen Ring ihr an den Finger, flüsternd: „Meine süße Braut!“ — „Ich bin im Himmel“, war die Antwort; wieder umfaßte er sie, und weiter zogen sie ins Waldesdunkel. —

Da sprang Ahasverus auf, sein Antlitz strahlte überirdischleuchtend,

„Dann fiel er auf die Knie, weit die Arme
Ausbreitend rief er laut:
„Mein Gott! mein Gott! mein Gott!
Ich suchte Dich auf der ganzen Erde,
Ich suchte Dich durch Opfer und Entbehrung,
Durch Sünde und durch Wahnwitz suchte ich Dich!
Wie das Kind sucht der Mutter Stimme,
Wie das Reh folget der Mutter Spur!
Alle Leiden hab' ich erduldet auf Erden, alles Weh habe ich getrunken,
Ich habe das Gute geliebt, ich habe dem Guten gedienet,
Auch in der Verirrung!
In der Wüste, im Schneesturm, in der Meerflut suchte ich Gott.
Ich suchte Ihn in der eignen Brust; Schmerz war mein Kelch,
Zweifel meine Speise, Finsternis mein Tag!
Doch nun schauen meine Augen: Im Werden da ist Gott,
Gott ist ewig Werden!
Was bin ich denn, daß ich Wohlthat begehre? Ich will nur anbeten Gott; denn Er ist gut!
Ich will nun die Augen schließen, in die Grube legen mein Haupt,
Da ich Gott geschaut von Angesicht!
Ich will schmecken wie süß der Tod ist!
Ich will vergehen, wie Herbstlaub von schwellenden Knospen!
Preis Dir, Jehovah!“

Mit diesen Ausruf sank der ruhelose Dulder in die Blumen, „wie ein Reis, das hin der Wind geschüttelt, und verschied.“ —

Doch hiermit ist der Bann und der Zauber der Ahasverussage noch nicht erschöpft; bis zur Gegenwart wirkt

sein die Dichterphantasie anregender und befruchtender Reiz noch fort. So eröffnet namentlich die allgemein-menschliche Auffassung des ewigen Juden als „die menschgewordene Zeit", oder als der unsterbliche Mensch fort und fort neue, dichterisch immer wieder eigenartig ausgestattete Perspektiven. Insofern könnte man Schacks: „Nächte des Orients" und Madachs: „Tragödie des Menschen" zum Vergleich heranziehen. In diesem Sinne ist die großartige und originelle Dichtung Max Haushofers: „Der ewige Jude", in drei Teilen durchgeführt, die nur in der Anlage und namentlich auch mit Rücksicht auf etwaige Aufführung zu weitläufig und umfangreich ist; denn sie besteht außer einem Prolog, Vorspiel und Nachspiel aus drei größeren dramatischen Teilen, einem sog. Mythus, einer Tragödie und einer phantastischen Komödie (500 Seiten).

Im Prolog, der an Goethes Vorspiel auf dem Theater in seinem Faust erinnert, klagt der Dichter, daß das moderne Publikum den Geschmack an Sagen verloren habe und lieber pikante Gestalten und Scenen aus der Gegenwart wünsche. Im Vorspiel, das dem Goetheschen Prolog im Himmel in seinem Faust ähnelt, verbietet die Stimme Gottes aus den Wolken dem Dämon des Todes, sich an dem durch Schiffbruch ans Land geworfenen Ahasver zu vergreifen. Seltsam klingt der Wunsch des Todes, auch in menschlicher Gestalt das Leben durchkosten zu wollen, ein Wunsch, den ihm die Gottheit gewährt. So erscheint der Würgengel unter der Maske eines römischen Kriegers neben Ahasver. Sehr anschaulich werden als seine Helfershelfer die Dämonen des Schreckens, der Krankheit, des Hungers, des Frostes, des Geizes, der Schuld, der Gewalt, der Not, der Trunksucht, der Wollust, des Krieges und des Alters eingeführt,

doch alle diese können dem zu ewigem Leben Verdammten nichts anhaben, wie sehr sie auch sonst reiche Ernte unter den Menschen halten.

Der erste Hauptteil der dramatischen Dichtung nennt sich Mythus und spielt in Juvavia, dem alten Salzburg zur Zeit der Völkerwanderung. Eine große Rolle spielt die alte Volkssage von der Verzauberung in den Untersberg eingedrungener Helden zu 1000jährigem Schlafe. Von den allegorischen und sagenhaften Gestalten Frau Saelde, Aventiure und Minne angelockt, verschwinden so in der Tiefe des Berges Aurelius, ein römischer Feldherr, Widumar, der siegreich vordringende germanische Heerführer und Walafried, ein christlicher Jünger des hl. Severin, zugleich ein Nachkomme des Ahasver. Darnach folgt zwischen dem zweiten und dritten Akte eine ganze Reihe von lebenden Bildern mit dramatischen Scenen, so: Ahasver, der die Gesetzestafeln Mosis zerschmettert, die Erweckung Muhameds zum Propheten, das Totengeleite des in den Untersberg einziehenden Schattens Karls d. Gr., Ahasver in den Gletschern der Alpenwelt erstarrt und zum Leben gerufen, sowie später in einer unterirdischen Grotte, von Gold umgeben und ähnliche Situationen, alle voll dramatischen Lebens und voll dichterischer Erfindungskraft, — aber es sind im ganzen acht, ehe sich die Handlung des Mythus im dritten Akte weiterspinnt und die verzauberten Helden erwachen und die Welt nach 1000 Jahren verändert finden. Sie ziehen nun je nach ihren Bestrebungen nach verschiedenen Richtungen, Aurelius nach Italien, Widumar gen Norden und Walafried gen Rom zum Kardinal Colonna, sein Leben der Entsagung im Kloster zu weihen, um seinen Ahnen Ahasver vom Fluche zu erlösen; doch es wird ihm die

harte Bedingung auferlegt, seine geliebte Gattin, Frau Minne, die ihn treu auf seiner Wanderung begleitet, zu verlassen. Ergreifend wird der Schmerz der Verlassenen geschildert, und tragisch wirkt das Ende Walafrieds, dem sein im Elend der Verbannung geborener Sohn Wolfhart später den Tod giebt. Aber auch den Aurelius und Widumar hat inzwischen nach wechselvollen Schicksalen und Abenteuern das Todesverhängnis erreicht; Ahasverus aber muß weiter wandern. Die Diktion fließt in rhythmischem Schwunge und erhebt sich oft zu tragischem Pathos.

Der zweite Teil, eine Tragödie, spielt zur Zeit der Renaissance und führt uns in das Laboratorium eines Alchymisten, der ein Lebenselexir gebraut hat, aber zum Verdrusse des Kaisers nicht die Kunst des Goldmachens erfunden hat. Voll tiefer Tragik ist die Gestalt der unglücklichen, frühzeitig der Sünde in die Arme geführten Else gezeichnet, an der Ahasver als letztem Reste seiner Nachkommenschaft innigen Anteil nimmt. Hierüber läßt er sich, wie folgt, vernehmen:

„ . . . . . Ich war einst — lache nicht —
Ich war einst jung. An meiner Seite ging
Ein Weib, und eine Schar von Kindern hing
An meinem Halse. Seit ich ruchlos und ergraut,
Fast nur ein Schreckbild nach der Phantasie,
Und zornbeladen durch die Länder zieh',
Hab ich von Zeit zu Zeit geschaut,
Was meiner Enkel Ururenkel treiben.
Doch, Knabe, was ich da erfuhr,
Das läßt sich nur mit Fluch und Jammer schreiben.
Ich ging dahin auf blutgetränkter Spur.
Schon meine Kinder sah ich abgefallen
Vom Glauben ihrer Väter. Wahn für Wahn
Vertauschten sie. Ich folgte allen

Auf ihrer schmerzensreichen Bahn.
Ich sah sie spielen, schaffen, lieben, hassen
Und kämpfen, darben, altern, dulden, sterben.
Von allem Leid blieb ihnen nichts erlassen;
Es war ein ewig Aufblühn und Verderben.
Ich sah, wie sie im Sklavenjoche keuchten,
Ich sah sie bei des Nero Bacchanal
Gefesselt und auf hohem Pfahl
Als schauerliche Menschenfackeln leuchten.
Ich brannte mit; und aus der Asche kroch
Ich ganz allein hervor und lebte noch.
Und andere Enkel sah ich später
Im Circus unter Diocletian;
Ich stand dabei und hielt die frommen Beter
Im Arme, bis sie des Tigers Zahn
Zerfleischte. Mich allein verachteten
Die Bestien Afrikas. Und neue Enkel blühten
Mir auf; ich sah, wie sie sich mühten,
Wie sie ums Dasein rangen und verschmachteten.
Ich ging mit ihnen durch die Stürme
Der Völkerwanderung, sah sie nieder
Gestampft als zuckendes Gewürme,
Als Sklaven totgepeitscht. Und wieder
Mit anderen zog ich unter dem Panier
Des Kreuzheers nach dem Morgenland,
Und stand bei den Verdürstenden im Brand
Der Wüste. Andere starben mir
Als Bettler, die im Schnee versanken,
Und andere, hingewürgt von schwarzer Pest,
Und wieder andere, die bei schwelgerischem Fest
Den Tod aus Feuerweinen tranken" . . . .

Doch auch sie, Else, seine letzte Enkelin, das Kind der Schande, der ihre Vergangenheit einen unauslöschlichen Makel angeheftet, muß er zu Grunde gehen sehen.

Dieser Tragödie folgt in Haushofers Dichtung eine „phantastische Komödie", die das „Labyrinth der Phantasie"

darstellen soll. Auch hier fehlt es nicht an lebensvollen Scenen, besonders an charakteristischen, dem Zeitgeist der Gegenwart entsprechenden Figuren aller Stände und Parteien, denen der Dichter sehr bezeichnende, oft mit beißendem Sarkasmus gewürzte Worte in den Mund legt, — Scenen und Figuren, die lebhaft an Goethes Walpurgisnacht und Mummenschanz in seinem Faust erinnern und worin auch der letzte Mensch eingeführt wird. Den Zweck des künstlerischen Gaukelspiels besagen die letzten Verse:

„Der Mensch muß an sich selbst zum Künstler werden;
Wenn das einst jeder weiß und thut;
Dann ist das Schönste allgemeines Gut,
Dann ist das Reich der Phantasie auf Erden!" —

Und was wird aus Ahasver? Darauf giebt der Dichter am Schlusse seines Nachspiels die Antwort:

„Was mit dem Alten
An seltsamem Schicksal sich fürder vollzieht:
Den Spätsten verbleibt es;
Ein Anderer schreibt es
Am Ende der Zeit, wenn das Letzte geschieht." —

Also trotz der weitläufigen Anlage der Dichtung vermochte es der Dichter nicht, sein Werk zu einem befriedigenden Schlusse zu führen.

Noch bleibt uns eine Dichtung der jüngsten Gegenwart zu besprechen übrig, nämlich ein episches Gedicht von Josef Seeber: „Der ewige Jude".

Es ist das Werk eines ohne Zweifel hochbegabten Dichters, dem es nicht am kühnen Fluge der Phantasie gebricht und der die Sprache meisterhaft in der Gewalt hat; wunderbar sind namentlich die Gleichnisse durchgeführt, an denen seine Schilderung besonders reich ist: er zeigt

sich hier als würdigen Jünger und Nachahmer Homers. Leicht, glatt und melodisch fließen seine Verse dahin.

Was nun die Auffassung seines Helden betrifft, so fühlt man sofort den christlichen Theologen heraus; er fußt wesentlich auf einer neutestamentlichen Tradition von der Weltherrschaft und dem Sturze des Antichrists. Ahasver ist ihm der Vertreter des altgläubigen Judentums, das seine nationalpolitische Anschauung vom Messias bewahrt hat und darum dem in Jesus Christus erschienenen feindlich gegenüber steht. Als Typus dieses Volkes kann Ahasver erst dann zur Ruhe kommen, wenn „ganz Israel gerettet wird" (Röm. 11, 26), also am Ende der Zeiten, nach den Tagen des Antichrists, welcher von den Juden, „deren Namen nicht eingeschrieben sind im Lebensbuche des Lammes" (Offb. 13, 8, Joh. 5, 43) als Messias aufgenommen wird. Also mußte Ahasvers Auftreten mit der Thätigkeit des Antichrists in organische Verbindung gebracht werden. Demgemäß beginnt die Erzählung mit den Ereignissen der letzten Tage der antichristlichen Weltherrschaft und endet mit ihrem Sturze. Der Antichrist selbst wird als ein wirklicher Mensch, als ein „Mensch der Sünde", als ein Jude aus dem Stamme Dan aufgefaßt.

Der Terrorismus, den dieser durch Hochmut und Grausamkeit dämonischen Bann auf den großen Haufen ausübende Tyrann verbreitet, ist mit kräftigen und wahrhaft genialen Pinselstrichen geschildert; wir werden hie und da an Klopstocks Schilderungen der satanischen Geister und an Dantes Hölle erinnert. Aber auch die seraphischen Züge eines Milton fehlen nicht und wie zur Folie werden die christlichen Apostel Petrus und Paulus und die Märtyrer in den Katakomben mit ihrer Glaubenstreue und ihrem

Opfermut geschildert. Es fehlt auch nicht an einem Judas, einem Apostaten, der aus einem früheren christlichen Bischof ein Werkzeug des Antichrists wird. Die Wollust der Grausamkeit wird freilich oft mit krassen Zügen ins Einzelne ausgemalt, so daß man sich schaudernd von solchen Bildern abwendet.

Der Dichter folgt im ganzen der Überlieferung, wonach sich die Geister der beiden Märtyrer Elias und Henoch, die als Führer der Christen den Martertod starben, wieder beleben und gen Himmel fahren. Zu gleicher Zeit zerstört ein gewaltiges Erdbeben die Stadt Jerusalem, wobei 7000 Menschen umkommen. Um auch seine Macht zu zeigen, vermißt sich der Antichrist gleichfalls gen Himmel zu steigen, allein Gott zerschmettert ihn gegen einen Felsen und läßt ihn in einem Feuerpfuhl, den die geöffnete Erde zeigt, versinken.

Ahasverus aber, der die Qual des Martertodes, den ihn der Antichrist hat erdulden lassen, überdauert, sinkt zuletzt am Fuß des Kreuzes nieder, „sein Herz ist still, der müde Pilger schläft, und sel'ger Friede ruht auf seinem Antlitz". —

Wenn wir nun zum Schlusse eine Übersicht und Zusammenfassung von dem ursprünglichen Auftreten der Sage durch die verschiedenen Phasen ihrer Weiterbildung bis zur höchsten Entwickelung versuchen wollen, so können wir wohl folgende Gesichtspunkte ins Auge fassen. Ihre Entstehung scheint die Sage dem Bestreben christlicher Priester zu verdanken, einen lebendigen Zeugen für das Wirken, Leiden und Sterben Christi zu erhalten zur Überzeugung der ungläubigen Nachwelt. Erst in zweiter Linie taucht dann durch die christlich-germanische Auffassung die Idee einer

notwendigen Sühne für den an dem Heiland begangenen Frevel auf, die ruhelose Wanderung, das ewige Fortleben, das in anderen von der Volksphantasie bereits geschaffenen Gestalten seine Parallelen fand. So im „Wilden Jäger“ und im „Fliegenden Holländer“. Aber auch die vielen Volkssagen von nur schlafenden oder verzauberten, im Grunde aber ewig fortlebenden Lieblingskaisern und Helden dürften hier zum Vergleiche herangezogen werden. Nicht zum Vorteil des Judentums sah denn zugleich die Volksphantasie in Ahasver gewissermaßen den Vertreter und Erhalter des zähllebigen Volkes Israel, das seine Heimat verließ, um eine ruhelose Wanderung über die ganze Welt anzutreten, trotzend jeder Verhöhnung und Verfolgung. Ja, es heftet sich sogar die unselige Wahnvorstellung an die Sohlen des fluchbeladenen und ruhelosen Wanderers, als ob Verderben und Tod in seinem Gefolge seien, der Vorwurf der Brunnenvergiftung, des Einschleppens von Cholera und Seuchen, was bekanntlich zu den greulichsten Judenverfolgungen führte. Es wäre darum an und für sich durchaus keine undankbare Aufgabe für einen genial veranlagten Dichter gewesen, Ahasver zum Helden und Märtyrer des bis in unsere Zeit verfolgten Judentums zu machen und würde eine derartige Verklärung vielleicht jetzt, zur Zeit der Bekämpfung des Antisemitismus, eher allgemeines Interesse und mehr Sympathie erwecken als früher.

Allein bis heute hat sich die Dichtkunst diese Seite der Behandlung entgehen lassen. Sie hat mehr das pathologische, psychologische, allgemeinmenschliche Moment erfaßt, oder es haben auch einzelne Dichter Ahasver zum Träger religiöser, politischer, sozialer und kultureller Ideen gemacht. Zunächst schilderte Schubart die Qual eines be-

ständig Sterbenden, d. h. nicht sterben Könnenden; bei Müller entspringt die Qual dem Gefühle der Übersättigung, bei Lenau ist es schwarzgallige Melancholie und grübelnder Weltschmerz; Horn faßt das Leben als ein immerwährendes Sterben auf. „So wächst er sogar triumphierend mit seinem Todesgefühl über das Lebensgefühl hinaus.“ Klingemann personifiziert ihn als „die Zeit, die ruhig alles um sich her vernichtet, um Raum zu schaffen für neues Leben“. Es verkörpert sich in ihm die Läuterung des Leids, welche zur unvergänglichen Freiheit hinanführt. Andersen stellt den Streit des Irdischen mit dem Himmlischen dar; bei Mosen ist es noch enger gefaßt, der Kampf einer wahnverblendeten, trotzigen Menschheit gegen das Christentum. Heller streift im Verlauf seiner Wanderungen und Wandlungen ganz den religiösen Charakter ab, und gelangt zum freien Menschentum, um schließlich bei Hamerling zum ewigen Menschen sich zu verallgemeinern.

Namentlich bemerken wir im Schuldmomente Ahasvers eine beachtenswerte Wandlung. Einmal erschien er als Anhänger der Hohenpriester und Pharisäer, die Christus als Ketzer verfolgen, bald als Realist, dem der Heiland als Idealist verhaßt ist, bald als Ungläubiger überhaupt, bald als Glaubensfanatiker, der den Messias für einen Betrüger hält, bald als der Jude alten Stils, der auf das Reich Davids harrt und in Jesus nicht den Erhofften erkennt, — ja schließlich soll er gar als Schuster, als armer Arbeiter den Klassenhaß zum Ausdruck bringen, — also ein Sozialist.

Und wieder eine neue Perspektive eröffnet der erfinderischen Phantasie die Frage: „Wann kommt Ahasver zur Ruhe?“ — Hierauf giebt Hamerling die wenig befriedigende Antwort: Nie! Ebensowenig wie die Mensch-

heit zur Ruhe kommt, als deren ewigen Vertreter er Ahasver hinstellt. Wer vermag hierauf überhaupt eine endgültige Antwort und Lösung zu finden? Ist das Weltall und mithin auch unser Planet, die Erde, wirklich von ewiger Dauer, wenn auch einzelne Sterne aus ihrer Bahn stürzen, wie die Astronomen unserer Zeit versichern, — lebt die Menschheit als solche ewig weiter, wenn auch die einzelnen Individuen hinsterben, — für eines wenigstens müssen wir uns einen beruhigenden und versöhnlichen Ruhepunkt und Abschluß denken, — es ist die Entwickelung des Menschengeistes, der Fortschritt menschlicher Kultur. Hegen wir nun auch den tröstlichen Glauben, daß die Menschheitsgeschichte eine solche stetige Entwickelung und Steigerung im allgemeinen zeigt, so kann es doch hinwiederum dem aufmerksamen Beobachter und unparteiischen Forscher nicht entgehen, daß zeitweilig Ruhepunkte, ja sogar Epochen des Niederganges erfolgt sind nach einer großen Zeit, nach dem Auftreten epochemachender Erscheinungen, die keiner Steigerung mehr fähig erschienen.

Die Lösung der Frage, wann der Höhepunkt der menschlichen Entwickelung eintrete, ist denn auch von Dichtern und Denkern auf verschiedene Weise versucht worden. Nach Heller ist es die Heraufbildung zum wahren und echten Menschentum, nach Zedlitz das goldene Zeitalter des ewigen Friedens, der allgemeinen Völkerverbrüderung; nach Mosen ist es der Zeitpunkt der Versöhnung der Menschheit mit dem Christentum, ähnlich bei Eugen Sue die allgemeine Verbreitung des christlichen Liebesgedankens, bei Köhler die allgemeine Herrschaft der Wahrheit und Freiheit, nach der alten Sage und Auffassung Schubarts und Goethes ist es die Wiederkehr Christi auf Erden, bei An-

dersen ist es die Himmlischwerdung der Menschheit, bei Oelkers das Ende der Zeit, die Ewigkeit, bei Carmen Sylva die richtige und reine Gotteserkenntnis.

Alle diese Lösungen haben mehr oder weniger etwas Geniales, Sympathisches oder Bestechendes. Soll ich wählen, soll ich einer oder der anderen Auffassung den Vorzug geben, so muß ich gestehen, so will mir die Verkörperung und Verklärung Ahasvers zum ewigen Menschen am besten gefallen, oder noch treffender des ewigen Menschheitsgeistes. Der Tod des einzelnen Individuums, ja selbst der hochbegabtesten und berühmtesten Denker und Helden, verliert seinen traurigen, seinen trostlosen Charakter, wenn wir uns die Unsterblichkeit ihres Namens, ihrer Wirksamkeit, ihrer befruchtenden und auf alle Zeiten hinaus nachwirkenden Ideen vor Augen stellen, wenn wir uns vorstellen, daß der Menschheitsgeist unsterblich ist. Und sollen wir uns einen Zeitpunkt der Ruhe, der höchsten menschlichen oder geistigen Entwickelung ausmalen, wie könnten mir uns das schöner denken als das Ziel wahrer und echter Humanität, religiöser und politischer Duldung, als das goldene Zeitalter allgemeiner Völkerverbrüderung? Dies wird ja wohl vorläufig in unserer Zeit voll Blut und Eisen ein unerreichbares Ideal bleiben müssen. Aber haben es nicht die edelsten und besten Geister als das Höchste und Schönste gepriesen und besungen? Predigt nicht ein Lessing in seinem Nathan als die höchste und menschenwürdigste Religion die Läuterung und Vervollkommnung reiner und voller Menschheit, jene Religion, die in dem Kernpunkt jeder Religion gipfelt: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst!“ Und giebt es nicht Vereinigungen und Genossenschaften über den ganzen Erdkreis

verbreitet, welche die Duldung und gegenseitige Anerkennung jeder Überzeugungstreue predigen und bethätigen? Und wenn auch die Menschheit oder die Menschen noch weit entfernt sein sollten von dieser idealen Ausgleichung und gegenseitigen Hochachtung, alles dessen, was bei einem anderen Volke eigenartig, aber doch vom allgemein menschlichen Standpunkt aus großartig, schön und erhaben ist, — warum sollten wir uns nicht diesem tröstlichen Zukunftsgedanken hingeben dürfen: „Einst wird kommen der Tag, wo Neid und Haß von der Erde verschwinden und sich alle Völker in dem großen Einheitsgedanken die Hand reichen zu der gemeinsamen Arbeit der Entwickelung menschlicher Kultur, zur Erreichung des höchsten Menschenideals, zur wahren Gottähnlichkeit, wie uns der Schöpfer schuf nach seinem Bilde.“ Oder sollte es nur ein Ausruf höherer Trunkenheit und schwärmerischer Verzücktheit sein, und nicht vielmehr ein Seherwort unseres populärsten Dichters, wenn er in seinem „Hymnus an die Freude“ begeistert ausruft:

„Alle Menschen werden Brüder!“?

Wilhelm Tell,
nach der Statue von Rich. Kißling, Zürich.

Wilhelm Tell.

1. Schillers Tell.

„Erzählen wird man von dem Schützen Tell, —
Solang' die Berge steh'n auf ihrem Grunde."

Diese Worte, welche Schiller in seinem, unserem Geschmacke nach vollendetsten Drama, Rudolf dem Harras in den Mund legt und die nicht minder, wie jene Verse in Goethes „Faust": „Es kann die Spur von meinen Erdetagen nicht in Aeonen untergeh'n!" von dem felsenfesten Vertrauen auf die Unvergänglichkeit wahrer Dichterwerke zeugen, können der unerbittlichen Kritik, welche die Existenz eines Tell so grausam zerstört hat, triumphierend als Verheißung der Unsterblichkeit des poetisch verklärten Sagenhelden entgegengehalten werden. Ja, sicherlich wird man von dem Schützen Tell von Geschlecht zu Geschlecht noch den spätesten Enkelkindern erzählen, ebenso lange und unerschütterlich, als die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Zacken und Nadeln der Schweizer Bergriesen in die Lüfte emporragen. Zugleich erblicken wir in diesem Vergleich einen deutlichen Hinweis auf den inneren Zusammenhang und Kausalnexus von Sage und Heimstätte derselben, wie eben schon am Orte selbst die allzeitig geschäftig spinnende und webende Phantasie Sagen bilden und fixieren mußte. Denn ebenso wie auf der Höhe des Taunus jener mächtige

Quarzblock sich zum Ruhebette der schlummernden Brunhilde gestaltete, und auf jenem lauernden Felsen am Rheine, genannt Lurlei, sich das geistige Auge das bestrickende Weib hinzauberte, das die vorüberfahrenden Schiffer durch sein Sirenenlied bethörte, — so konnte und mußte auch in jenem Hochland der mächtigen Felsen und Gletscher der Held der Freiheit geboren werden, beziehungsweise seine Heimat finden. Sowie Schiller bei der Vergegenwärtigung der schneeverhüllten Jungfrau, — denn mit leiblichen Augen hat er sie bekanntlich nie geschaut, wie überhaupt nicht die Alpenwelt, (und hierin liegt ja gerade der höchste Triumph menschlicher Phantasie), — wie er da singen konnte:

„Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn' umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamant'ner Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht" —

so kann sich die Phantasie in jenem Riesenbau der Schöpfung, auf dem Wolkenthrone der Alpenwelt die Göttin Freiheit selbst vorstellen: innerhalb jener Berge, wo alles Freiheit atmet, konnte ebensowohl der Schütze erstehen, der dem Tyrannen den Todespfeil in die Brust sendet, wie der todesmutige Beschützer und Vorkämpfer der Freiheit, Arnold Winkelried, der sich opfermutig in den Lanzenwald der Feinde stürzte mit dem Ausruf: „Der Freiheit eine Gasse!" — Es fallen uns hierbei noch die Einleitungsworte Lamartines zu seinem seelenvollen Romane „Raphaël" ein: „Es gibt Gegenden, Himmelsstriche, Jahreszeiten, Stunden und äußere Umstände, die sich derart mit gewissen Eindrücken des Herzens im Einklang befinden, daß die Natur einen

Teil der Seele und die Seele einen Teil der Natur zu bilden scheint und daß, wenn man den Schauplatz vom Drama und das Drama vom Schauplatz trennen wollte, sich der Schauplatz entfärbte und das Gefühl entschwände . . . die Gegend und die Ereignisse halten sich mit einem engen Bande umschlungen; denn die Natur ist eins in dem Herzen des Menschen wie in seinen Augen. Wir sind Kinder der Erde. Es ist dasselbe Leben, welches in ihrem Safte und in unserem Blute fließt. Alles, was die Erde, unsere Mutter, zu empfinden und in seinen Gestaltungen den Augen zu sagen scheint, in seinen Erscheinungen, seiner Physiognomie, in seiner Melancholie oder seinem Glanze, findet seinen Widerhall in unserem Innern. Man kann nur ein Gefühl gut in den Gegenden verstehen, wo es empfangen ist." — Und so ist es auch mit dem Schauplatz des Wilhelm Tell. Nur in der Alpenwelt, der Hochburg der Freiheit, konnte das Hohelied der Freiheit entstehen oder sich festsetzen; denn, wie Schiller auch in seiner „Braut von Messina" den Chor singen läßt: „Auf den Bergen ist Freiheit: der Hauch der Grüfte steigt nicht empor in die reinen Lüfte!" — Hat sich aber einmal ein Herzensgefühl seinen Lieblingssitz geschaffen, dann ist die Phantasie noch immer weiter geschäftig, nach Erinnerungen und Reliquien zu suchen. So entsteht eine ganze Reihe durch die Tradition gewissermaßen geweihter Stätten, zu denen mit einer besonderen Pietät Wallfahrten unternommen zu werden pflegen. Kommt dann hierzu noch die poetische Verklärung, so haften die Gestalten dermaßen an den Örtlichkeiten, daß wir sie leibhaftig gegenwärtig zu schauen glauben. Es gewährt dann einen eigenartigen Reiz, sich dieser Täuschung rückhaltlos hinzugeben. Und so mag es der Schweizer Pilger

nicht wenige geben, die statt den Bädeker in der Hand mit Schillers „Wilhelm Tell“ die Umgebung des ja auch landschaftlich unvergleichlichen Vierwaldstättersees absuchen. Hat ja doch auch Schliemann an der Hand seines Homer das alte Troja zu Zeiten des Königs Priamus auszugraben versucht! Und hier sind wir der mühevollen Arbeit der Ausgrabung überhoben: hier finden wir bereits alle die Stätten mit der Bezeichnung der betreffenden Ereignisse.

Da ist es vor allem die vielbesuchte Gotthardstraße, die den Touristen zu einem Besuche einlädt und unter der nunmehr die berühmte Bahn mit dem Riesentunnel läuft. Bekanntlich beschreibt sie Schillers Tell dem trostlosen Parricida als Weg für seine Bußfahrt zum hl. Vater in Rom mit folgenden Worten:

„Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtnis
Der Wanderer, die die Lawin' begraben . . .
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn sie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt, da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude.“

Diesen Kontrast des Urner Lochs und des Urnerthals hat Schiller auch in seinem Berglied so schön mit den Versen geschildert:

„Da öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, —
Du glaubst Dich im Reiche der Schatten, —
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,

Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal!"

Sind wir die Gotthardstraße bis zum Einfluß der Reuß in den Vierwaldstättersee hinuntergewandert, so erinnert uns zunächst links der Name Attinghausen an das Ahnenschloß des alten Bannerherrn, des Vertreters des Schweizer Landadels, und vor allem links am Eingang in das romantische Schächenthal der schmucke Ort Bürglen als Geburtsstätte Wilhelm Tells an den Haupthelden in der landläufigen Geschichte der Befreiung der Waldstätte von der Herrschaft Habsburgs. Da wo des großen Freiheitshelden Wohnhaus gestanden, zeigt man jetzt eine mit seinen Thaten bemalte Kapelle. Doch der mit lebhafter Phantasie begabte Kenner unseres Schiller wird sich nach des Dichters Schilderung von dem mit der Zimmeraxt die Hausthüre ausbessernden Tell und der im Innern bei den spielenden Knaben mit Hausarbeit beschäftigten Hedwig leicht des großen Freiheitshelden bescheidenes Heim vorstellen können. Unwillkürlich trällern wir dabei das ansprechende Liedchen des mit seiner Armbrust beschäftigten Knaben Walther: „Mit dem Pfeil dem Bogen durch Gebirg und Thal kommt der Schütz gezogen früh am Morgenstrahl." In dieser reizenden Familienscene kommt uns so recht die männliche Unerschrockenheit, die Gradheit und Biederkeit des allzeit zum Helfen bereiten Tell, sowie die ängstliche Fürsorge seiner Gattin und die naive Kindlichkeit seines Jungen zum Bewußtsein. Zwei Thaten sind es vornehmlich, die unserem Tell den Ruhm eines Helden sichern: die Rettung des verfolgten Baumgarten über den vom Sturm erregten See und im hohen Alter die Rettung eines Kindes vorm

nicht wenige geben, die statt den Bädeker in der Hand mit Schillers „Wilhelm Tell“ die Umgebung des ja auch landschaftlich unvergleichlichen Vierwaldstättersees absuchen. Hat ja doch auch Schliemann an der Hand seines Homer das alte Troja zu Zeiten des Königs Priamus auszugraben versucht! Und hier sind wir der mühevollen Arbeit der Ausgrabung überhoben: hier finden wir bereits alle die Stätten mit der Bezeichnung der betreffenden Ereignisse.

Da ist es vor allem die vielbesuchte Gotthardstraße, die den Touristen zu einem Besuche einlädt und unter der nunmehr die berühmte Bahn mit dem Riesentunnel läuft. Bekanntlich beschreibt sie Schillers Tell dem trostlosen Parricida als Weg für seine Bußfahrt zum hl. Vater in Rom mit folgenden Worten:

„Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtnis
Der Wanderer, die die Lawin' begraben . . .
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn sie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt, da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude.“

Diesen Kontrast des Urner Lochs und des Urserntals hat Schiller auch in seinem Berglied so schön mit den Versen geschildert:

„Da öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, —
Du glaubst Dich im Reiche der Schatten, —
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,

Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal!"

Sind wir die Gotthardstraße bis zum Einfluß der Reuß in den Vierwaldstättersee hinuntergewandert, so erinnert uns zunächst links der Name Attinghausen an das Ahnenschloß des alten Bannerherrn, des Vertreters des Schweizer Landadels, und vor allem links am Eingang in das romantische Schächenthal der schmucke Ort Bürglen als Geburtsstätte Wilhelm Tells an den Haupthelden in der landläufigen Geschichte der Befreiung der Waldstätte von der Herrschaft Habsburgs. Da wo des großen Freiheitshelden Wohnhaus gestanden, zeigt man jetzt eine mit seinen Thaten bemalte Kapelle. Doch der mit lebhafter Phantasie begabte Kenner unseres Schiller wird sich nach des Dichters Schilderung von dem mit der Zimmeraxt die Hausthüre ausbessernden Tell und der im Innern bei den spielenden Knaben mit Hausarbeit beschäftigten Hedwig leicht des großen Freiheitshelden bescheidenes Heim vorstellen können. Unwillkürlich trällern wir dabei das ansprechende Liedchen des mit seiner Armbrust beschäftigten Knaben Walther: „Mit dem Pfeil dem Bogen durch Gebirg und Thal kommt der Schütz gezogen früh am Morgenstrahl." In dieser reizenden Familienscene kommt uns so recht die männliche Unerschrockenheit, die Gradheit und Biederkeit des allzeit zum Helfen bereiten Tell, sowie die ängstliche Fürsorge seiner Gattin und die naive Kindlichkeit seines Jungen zum Bewußtsein. Zwei Thaten sind es vornehmlich, die unserem Tell den Ruhm eines Helden sichern: die Rettung des verfolgten Baumgarten über den vom Sturm erregten See und im hohen Alter die Rettung eines Kindes vorm

Ertrinken im wild angeschwollenen Schächenbach, wobei der Greis selbst sein Leben verlor.

Da wo der Bergstrom in das Thal hinabstäubt „und Fels und Tanne brechen vor seiner wilden Flucht," da brach einst der Steg unter den Füßen eines Knaben, und der greise Tell, der dies ersah, stürzte sich rasch entschlossen in die Wellen und trug „mit Adlerschnelle" das Kind ans Ufer: ihn selbst aber riß die Flut von dannen und spülte seine Leiche ans Land. Und Wehklagen erscholl wie aus einem Munde: „Der Tell ist tot, der Tell!" — So feiert Uhland in einer stimmungsvollen Ballade die hochherzige That des Befreiers der Schweiz als ein schlichtes Heldentum nach dem großen, der Befreiung seines Landes:

„Weithin wird lobgesungen,
Wie Du Dein Land befreit;
Von großer Dichter Zungen
Vernimmts noch späte Zeit:
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendrot,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von Deinem Tod."

Doch das Hauptdrama spielte sich in dem benachbarten Altorf ab. Hier auf dem Marktplatz hatte Geßler der Überlieferung gemäß seinen Hut aufpflanzen lassen, vor dem sich zu beugen Tell unter seiner Würde hielt; hier an dem Brunnen, oder etwas weiter an dem Turme, an dessen Wänden sich Abbildungen vom Apfelschuß, dem verwegenen Sprung auf die Tellsplatte und Geßlers Tod befinden, soll die Linde gestanden haben, unter welcher Walther, ohne zu zucken, dem sicheren Pfeile seines in Todesangst kämpfenden Vaters entgegensah.

Es gibt vielleicht in der gesamten Geschichte der Bühnenschöpfungen kaum einen Auftritt, der spannender und wirkungsvoller wäre als dieser vom Apfelschusse Tells. Von dem Momente an, wo Geßler in teuflisch grausamen Hohne seine Macht mißbrauchend, Tells Schicksal in seine eigene Hand legen will, indem er ihn heißt, vermöge seiner Meisterschaft von seines Kindes Haupt einen Apfel wegzuschießen, durch alle Phasen des inneren Seelenkampfes in dem bis zur Verzweiflung getriebenen Vaterherzen, zu dessen schrillen Akkorden die naiv zuredenden Worte des Knaben so unendlich rührend klingen, — bis zur höchsten Steigerung der Tyrannenunbeugsamkeit einerseits und der äußersten Not anderseits — welch ein banges, atemloses Pochen des ängstlich harrenden Zuschauers, welch ein Jubelschrei der Erlösung: „Der Apfel ist gefallen!“ — „Der Knabe lebt!“ Und wie der höchste Ausdruck des Gefühls keine Worte findet, so hebt Tell den ihm jubelnd entgegeneilenden Knaben mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf und sinkt dann, — er, der kräftige, starke Mann — von seinem Gefühle überwältigt, ohnmächtig zu Boden. Wer könnte sich, wenn er dies mit sprechenden Gebärden auf der Bühne aufgeführt sieht, der Rührung erwehren, wem träten da bei diesem uns bis ins tiefste Innere packenden Schauspiele nicht die Thränen in die Augen?! Und doch, so vortrefflich auch der Dichter diese Vorgänge zu schildern weiß, so wahrscheinlich und natürlich, ja scheinbar mit zwingender Notwendigkeit er den Apfelschuß sich vor unseren Augen von dem Meisterschützen Tell ausführen läßt, — hier steigt hinterher das schwerwiegendste Bedenken, der fast unabweisliche Zweifel in unserem Innern auf: „Wie ist das möglich, daß ein Vater, und sei er auch ein noch so geübter Schütze,

auf das Haupt seines Kindes anlegen konnte, das er beim leisesten Zittern der Hand treffen mußte? Ist doch eine Zielscheibe, oder selbst ein fliegender Vogel gar nicht zu vergleichen mit dem Haupte des geliebten Kindes!

Und hier setzen auch wir den ersten Hebel ein und sagen: Die Geschichte von dem Apfelschuß kann nicht wahr sein. Konnte wirklich ein boshafter Wüterich eine solche Strafe für einen verzeihlichen Ungehorsam erfinden, — ein Vater konnte unmöglich einer so barbarischen Zumutung folgen. „Aber was wollte er denn thun?“ möchte jemand einwenden. „Wenn er nicht gehorchte, war er ja mitsamt seinem Kinde verloren!“ Und wenn auch: Besser so! Das heißt nicht Gott vertrauen, das heißt Gott versuchen! Darum können wir der mit schweren Vorwürfen die That ihres Mannes verurteilenden Hedwig nicht unrecht geben, wenn sie in die anklagenden Worte ausbricht: „O hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's gethan, er wäre tausendmal gestorben!“ Es kann sie nicht trösten, daß das Wagnis gut abgelaufen: „Kann ich vergessen, wie's hätte kommen können?“ ruft sie angstbeklemmt aus. „Gott des Himmels! Und lebt' ich achzig Jahr', ich seh' den Knaben ewig gebunden steh'n, den Vater auf ihn zielen, und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.“ Wenn sie ihn freilich daraufhin roh und gefühllos schilt und ihm den eitlen Stolz und falschen Ehrgeiz andichtet, bloß um seine Kunst zu zeigen, das Haupt des Kindes und das Mutterherz preiszugeben, so thut sie ihm schweres Unrecht; denn einen liebenderen Gatten und zärtlicheren Vater gab es nach der früheren Schilderung nicht. Aber eben darum durfte und konnte er das Wagnis des Apfelschusses nicht vollbringen. „Ja, was sollte er denn

thun?" hören wir wieder die Gegenfragen. Und da sind Erklärer und Ausleger auf verschiedene Auswege verfallen.

Von dem einen Ausweg, sich überhaupt zu weigern, selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens, haben wir bereits gesprochen. Er liegt auch in der herzzerreißenden Bitte Tells: „Erlaßt mir den Schluß; hier ist mein Herz! Ruft Eure Reisigen und stoßt mich nieder!" Wir sehen keine zwingende Notwendigkeit zu dem verzweifelten Entschluß und den Worten Tells: „Es muß!" Schon Lessing sagte mit Recht in seinem Nathan: „Der Mensch muß nicht müssen!" und wer könnte beweisen, daß Geßler den Tell zum Schusse zwingen konnte. Gegen den Apfelschuß sprach sich schon W. E. Weber in seiner verdienstvollen Erläuterung des Tell vom Jahre 1839 aus, indem er tadelt, daß Schiller den Tell die „ganze Gräßlichkeit seiner Aufgabe" durchfühlen und dennoch den Schuß wagen läßt: „Der Mann, der so fleht und jammert, ihm das Ungeheure zu erlassen, durfte nicht schießen; er mußte entweder ohne weiteres sich in alles ergeben oder seine Waffe sogleich gegen den Landvogt kehren . . . Schillers Tell ist ein zu bedächtiger, zu weicher Vater, er ist zu sehr Vater, um dieses Stück zu wagen." Ähnlich äußert sich Franz Kern („Deutsche Dramen" als Schullektüre 1886): „Als Handlung einer dramatischen Person, als Handlung des Schillerschen Tell, der so warm und herzlich für die Seinen empfindet, halte ich sein Thun für völlig unverständlich, für psychologisch ganz und gar unmöglich." Er behauptet, nachdem Tell die Zumutung des Schusses eine „ungeheure" genannt und versichert habe, daß er „lieber sterben" wolle, nachdem Geßlers Befehl von allen Seiten als ein gräßlicher Frevel bezeichnet worden sei, nachdem Tell gezittert, seine Hand

gebebt, sein Knie gewankt habe, „empfinde jeder, daß hier alles andere eher geschehen könne, als was nun im Drama wirklich geschieht. Wir sind dagegen mit Bellermann, dessen scharfsinnigen Ausführungen in seinem verdienstlichen Werke: „Schillers Dramen“ wir hier gefolgt sind, der Ansicht gegen Kern, daß Geßlers Drohung: „Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben!“ sicherlich ernst gemeint ist, und daß die Ausführung der größten Grausamkeit nach dem, was Tschudi sonst von den Gewaltthaten der Vögte, wie der Blendung des alten Melchthal durch den Landenberger, berichtet, sehr wohl von einem Geßler zu erwarten war. Wenn wir nun auch Kern recht geben, daß selbst dann für Tell noch keine zwingende Notwendigkeit vorlag, den schrecklichen Schuß zu wagen, so können wir ihm doch nicht darin beistimmen, daß er ja hätte absichtlich fehlen können. Abgesehen davon, daß Geßler, sobald er dies merkte, es nicht gelten ließ und dann Tells Leben so wie so verwirkt war, halten wir dies bei einem Meisterschützen, der sich seiner Kunst wohl bewußt ist, für ganz undenkbar. Dies stimmt absolut nicht mit dem Charakter des sonst als mutig und wahrhaftig geschilderten Tell. Bellermann hat also recht, wenn er sagt: „Einem Manne, der sich bewußt ist, daß er den Schuß thun kann, ist es schlechthin unmöglich, absichtlich zu fehlen.“ Von Eitelkeit aber kann, wie Bellermann richtig weiter ausführt, in diesem Zusammenhange gar keine Rede sein, als ob Tell sich gekitzelt gefühlt hätte, diesen schwierigen Schuß leisten zu können. Niemals würde ein solcher Vater, wie Tell, einem falschen Ehrgefühl zu liebe das Leben seines Kindes aufs Spiel gesetzt haben. Ganz gewiß ist sich Tell seiner Treffsicherheit bewußt, wie auch die ermunternden Worte des Knaben be-

zeugen: „Ich fürcht' mich nicht." Der Vater trifft den Vogel ja im Flug, er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes — nebenbei bemerkt, eine etwas doppelsinnige Wendung — und weiter unten: „Denkt Ihr, ich fürchte den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest erwarten und nicht zucken mit den Wimpern. Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist! Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben; dem Wütrich zum Verdrusse schieß' und triff!" —

Und doch ist und bleibt der Schuß ein bedenkliches Wagnis. Denn grade im Hinblick auf das kostbare Gut, das ein leises Zittern der Hand bedrohen kann, ist ein Fehlen des Ziels zu befürchten, ja „mag es ihm vor den Augen schwimmen." Darum hält auch Geßler die Ausführung für unmöglich, er lauert nur mit tückischer Bosheit darauf, daß sich Tell schwach zeige, er will sein schadenfrohes Auge nur an dem Anblick des zitternden und qualvoll sich windenden Menschen weiden, vor dem er selbst einst in feiger Angst gebebt, als er ihm auf einsamem Gebirgpfade begegnet. Darum sein von innerer Wut zeugender Ausruf nach dem glücklich vollbrachten Schusse: „Er hat geschossen? Wie? der Rasende!" Und ebenso wenig, freilich von anderen Gefühlen beherrscht, glauben Tells Landsleute an die Ausführbarkeit und sind aufs Höchste überrascht, als es geschehen. So ruft Stauffacher: „Was Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr! Ihr zittert! Die Hand erbebt Euch, Eure Kniee wanken."

Trotzdem ist das Gelingen des Schusses keineswegs als ein glücklicher Zufall, oder, wenn man so will, nur als eine gütige Fügung der Gottheit aufzufassen. Sobald Tell bei sich die Überzeugung gewonnen, daß ihm kein anderer Ausweg übrig bleibe, daß er *muß*, — sobald er

seine ruhige Fassung wieder über sich gewonnen, schießt er so sicher und zielbewußt diesmal, wie später in das Herz seines Todfeinds. Bellermann hat wohl recht, wenn er sagt: „Ein Wagnis um Leben und Tod stählt und erhöht erfahrungsmäßig alle geistigen und körperlichen Kräfte; Tell hat schwerlich zwei Schüsse mit so unbedingter Sicherheit des Treffens abgegeben, wie hier und in der hohlen Gasse; es ist wider die Natur, daß er hier fehlen sollte.“ Solange er noch nicht entschlossen ist, zittert ihm Hand und Knie, und es schwimmt ihm vor den Augen. Sobald er sich aber die Notwendigkeit klar gemacht und ihm für den äußersten entsetzlichen Fall der Gedanke der sofortigen tödlichen Rache aufgegangen ist, da ist es mit Zittern und Zögern vorbei. „Es muß!“ sagte er, rafft sich zusammen und legt an.“

Warum aber, so fragen auch wir, legt er, zum Äußersten getrieben, nicht sofort auf den Landvogt an, auf seinen Peiniger, der ihn mit teuflischer Bosheit reizt, und dessen Worte, wie schneidender Hohn klingen: „Sieh', ich lege gnädig dein Geschick in deine eigene kunstgeübte Hand. Der kann nicht klagen über harten Spruch, den man zum Meister seines Schicksals macht. Du rühmst dich deines sichern Blicks; wohlan! Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen! Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß. Das Schwarze treffen in der Scheibe, das kann auch ein andrer; der ist mir der Meister, der seiner Kunst gewiß ist überall, dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge.“ Und daß er sein Mütchen an ihm kühlen, seine Rache für hochherzige, aber der Gewalt der Vögte widerstreitende Handlungen Tells an ihm, der jetzt in seine Macht gegeben ist, ausüben will, beweisen auch die weiteren Worte Geßlers: „Du kannst ja alles, Tell, an nichts verzagst du;

das Steuerruder führst du wie den Bogen, dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt; jetzt, Retter, hilf dir selbst, du rettest alle!"

Uns fällt hier eine verwandte Situation ein, die der rheinische Sänger Wolfgang Müller v. Königswinter in einer Ballade: „Der blinde Schütz" besungen. Darnach hatte der Ritter von Sooneck seinen Nachbar, den Herrn von Fürsteneck, der weit und breit als der beste Schütze berühmt war, in der Fehde überwunden und geblendet. Beim Zechgelage läßt er nun seinen im tiefsten Burgverließ schmachtenden Gefangenen heraufführen und will ihn noch ob seiner Kunst, obwohl er jetzt blind ist, verhöhnen. Als sich der Unglückliche anfangs weigert, droht ihm sein Peiniger mit Folter und Tod. Da verlangt der zum Äußersten getriebene blinde Schütze, man möge ihm durch einen Ton das Ziel bezeichnen. Der Burgherr läßt einen Becher zu Boden fallen, und der gequälte und verhöhnte Schütze schießt ihm einen Pfeil durch den Mund, nachdem derselbe gerufen: „Schieß jetzt!"

So mußte auch der gepeinigte und zur Verzweiflung getriebene Tell handeln, wenn wir auch gerne mit Bellermann zugeben wollen, daß Schiller, der hier übrigens ganz genau der Überlieferung bei Tschudi gefolgt ist, meisterhaft und psychologisch wahrscheinlich all die inneren Vorgänge seines Helden bis zur Ausführung des Schusses dargestellt und motiviert hat. Man wende nicht ein: „Sein Geschoß gegen den Landvogt zu richten durfte und konnte Tell angesichts der bewaffneten Schar von Reisigen Geßlers nicht wagen!" Soweit geht in solchen Momenten die Überlegung und Berechnung nicht. Vielleicht hätte auch bei dem nun ausbrechenden Tumulte die feige Knechtesschar die Sache

das Steuerruder führst du wie den Bogen, dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt; jetzt, Retter, hilf dir selbst, du rettest alle!"

Uns fällt hier eine verwandte Situation ein, die der rheinische Sänger Wolfgang Müller v. Königswinter in einer Ballade: „Der blinde Schütz" besungen. Darnach hatte der Ritter von Sooneck seinen Nachbar, den Herrn von Fürsteneck, der weit und breit als der beste Schütze berühmt war, in der Fehde überwunden und geblendet. Beim Zechgelage läßt er nun seinen im tiefsten Burgverließ schmachtenden Gefangenen heraufführen und will ihn noch ob seiner Kunst, obwohl er jetzt blind ist, verhöhnen. Als sich der Unglückliche anfangs weigert, droht ihm sein Peiniger mit Folter und Tod. Da verlangt der zum Äußersten getriebene blinde Schütze, man möge ihm durch einen Ton das Ziel bezeichnen. Der Burgherr läßt einen Becher zu Boden fallen, und der gequälte und verhöhnte Schütze schießt ihm einen Pfeil durch den Mund, nachdem derselbe gerufen: „Schieß jetzt!"

So mußte auch der gepeinigte und zur Verzweiflung getriebene Tell handeln, wenn wir auch gerne mit Bellermann zugeben wollen, daß Schiller, der hier übrigens ganz genau der Überlieferung bei Tschudi gefolgt ist, meisterhaft und psychologisch wahrscheinlich all die inneren Vorgänge seines Helden bis zur Ausführung des Schusses dargestellt und motiviert hat. Man wende nicht ein: „Sein Geschoß gegen den Landvogt zu richten durfte und konnte Tell angesichts der bewaffneten Schar von Reisigen Geßlers nicht wagen!" Soweit geht in solchen Momenten die Überlegung und Berechnung nicht. Vielleicht hätte auch bei dem nun ausbrechenden Tumulte die feige Knechtesschar die Sache

des Landvogts, dem sie wohl doch nicht mit vollem Herzen anhingen, im Stiche gelassen, und die erhobene Rechte zur Bestrafung des kühnen Schützen hätte sich bei dem drohenden Zuruf des Volkes gesenkt, ähnlich wie nachmals bei der Ermordung Geßlers in der hohlen Gasse bei den abwehrenden Worten Stüßis, als Rudolf der Harras das Schwert zieht: „Wagt es, Herr! Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann des Landes ist gefallen. Wir erdulden keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen."

Aber mochte auch erfolgen, was da wollte: Tell mußte sofort den Landvogt erschießen, der ihn zwingen wollte, auf seines Kindes Haupt anzulegen. Diesen Gedanken hat schon Ludwig Börne (1829) ausgesprochen. Ihm ist der Apfelschuß ein völliges Rätsel, und er meint, Tell hätte nicht schießen dürfen, und wenn darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden wäre. „War aber," — so fährt er fort, — „Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that, so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen oder den Tyrannen erlegen sollen." Merkwürdigerweise erscheint hier Börne gewissermaßen als Vorläufer Bismarcks, von dem sein Biograph Busch unterm 25. Oktober 1870 erzählt, er habe Tell schon als Knabe nicht leiden können, und zwar erstens, weil er auf seinen Sohn geschossen, dann weil er Geßler auf meuchlerische Weise getötet habe. Natürlicher und nobler wäre es nach meinen Begriffen gewesen, läßt Busch Bismarck sagen, wenn er, statt auf den Jungen abzudrücken, den doch der beste Schütze statt des Apfels treffen konnte, wenn er da lieber gleich den Landvogt erschossen hätte. Das wäre gerechter Zorn über eine grausame

Zumutung gewesen. Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht; das paßt sich nicht für Helden — nicht einmal für Franctireurs.“ So Bismarck; und diese Meinung teilen fast alle starken thatkräftigen Naturen.

Hier also, — in der unnatürlichen That Tells, auf seines Kindes Haupt anzulegen, erblicken wir den Hauptbeweis für die Unwahrscheinlichkeit, ja für die Erfindung der Geschichte Tells, wenn sie auch namentlich durch Schillers Darstellung und Motivierung noch so plausibel gemacht wird. Wir gehen nämlich in der Verurteilung der Schillerschen Seelenmalerei Tells, worin er, wie bereits bemerkt, sich sehr getreu an die Tschudi'sche Überlieferung angeschlossen hat, nicht soweit, wie Börne, der sich über die Unterthänigkeit in Tells Charakter ärgert und meint, für seine wiederholte Anrede: „Lieber Herr!“ an Geßler hätte der „bange Mann Ohrfeigen verdient.“ Mit Recht hebt Bellermann hervor, daß Tell sich dieser Anrede nur so lange bedient, als er Geßler noch nicht „der frommen Bitte undurchdringlich“ hält. Später wird seine Sprache wesentlich anders. Die Ausrede: „Herr, es ist also bräuchlich bei den Schützen“, scheint allerdings wieder einen Rückfall in die vorige schwächliche Stimmung zu markieren. Aber zuletzt verwandelt sich „die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift,“ und er findet den Mut, dem Tyrannen die Wahrheit gründlich ins Gesicht zu sagen. Es ist eine totale Verkennung, der inneren Stimmungen und Wandlungen im Herzen Tells, wenn Börne meint, es sei eine Philisterei unseres Helden, hier statt einer Notlüge die Wahrheit zu sagen. Man denke sich die bis zum Äußersten gereizte Seelenstimmung Tells, und man wird die tiefe Wahrheit erkennen, die in

den Worten liegt: „Bezwinge sich, wer meinen Schmerz gefühlt!“ —

Tell darf überhaupt nicht mit dem gewöhnlichen Maß eines Durchschnittsmenschen gemessen werden. Am allerwenigsten ist er schlau und vorsichtig, und es fehlt ihm durchaus an Menschenkenntnis; er folgt der unmittelbaren Eingebung, ohne lange Überlegung, er ist ein Mann der That. Dieser Charakter offenbart sich aus vielen Strichen, mit denen Tschudi das Bild unseres Helden entworfen, und Schiller nahm sie in seine Zeichnung mit auf; nur hat er den mißlichen Geistesmakel, als ob der Name Tell, den man auch etymologisch mit einer Verbalwurzel dal (tal), soviel als „unnütz oder albern plaudern,“ zusammenbringt, einen „Dummerjahn“ bedeute, abgeschwächt mit den Worten: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell!“ Wie arglos, naiv und ohne jede Menschenkenntnis Tell ist, geht namentlich aus seiner Erzählung von seiner Begegnung mit dem Landvogt auf dem einsamen Gebirgspfade hervor, wo er ihn vor sich erzittern gesehen, und daß er daraus die Folgerung zieht: „Mich wird der Ritter wohl in Frieden lassen, mein' ich.“ Ganz anders urteilt darüber in banger Ahnung sein Weib Hedwig: „Er hat vor dir gezittert; wehe dir! Daß du ihn schwach gesehn, vergibt er nie.“ Wie unklug ist darum seine Aufrichtigkeit, Geßler'n den Grund zu gestehen, warum er noch einen zweiten Pfeil zu sich gesteckt, wie thöricht sein Vertrauen auf das gegebene Wort des arglistigen, doppelzüngigen Tyrannen, ihm sein Leben zu sichern! Und doch, wie sehr stimmt diese unvorsichtige Ehrlichkeit mit dem ganzen sonstigen Wesen des Naturmenschen, der sich von dem gewöhnlichen Treiben der anderen Menschen absondert, sich von der Verschwörung auf dem Rütli ausschließt,

weil er sich allein auf seine eigene Kraft verläßt und eben nur ein Mann der That und nicht der Überlegung ist! Es klingt darum bei aller Wahrheit wie bitterer Hohn, wenn ihm Geßler auf seine Vorstellung, daß der Schuß für ein Vaterherz unmöglich sei, kalt entgegnet:

„Ei, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen!
Man sagte mir, daß du ein Träumer seist
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise.
Du liebst das Seltsame, drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagstück für dich ausgesucht.
Ein andrer wohl bedächte sich, du drückst
Die Augen zu und greifst es herzhaft an."

Das Letztere thut er denn auch schließlich, als er nach seiner Auffassung keinen anderen Ausweg mehr sieht: mit dem Ausruf: „Es muß!" drückt er entschlossen das Auge zu, nimmt alle Kraft zusammen, indem er auf Gott und seine Kunst vertraut, die ihn „aus jeder Fahr und Not" befreien. Er vergißt auch ohne Zweifel ganz, was er sich in jenes Augenblickes Höllenqualen gelobt, als er den zweiten Pfeil zu sich steckt, sobald er den Apfelschuß gethan und sein Kind unversehrt sieht. Ohne jede weiteren Rachegedanken will er sich mit seinem Knaben entfernen, bis ihn die Arglist des Tyrannen zum zweitenmale fängt, und er nach seiner Rettung sich im Falle der Notwehr befindet. Und hiermit kommen wir zum zweiten bedenklichen Momente in unserer Tellsgeschichte, zur Ermordung Geßlers, die gleichfalls viel beanstandet worden ist. Doch sprechen wir zunächst von dem verwegenen Sprung auf die Tellsplatte. Unseres Wissens ist bis jetzt noch von niemand ein Zweifel an der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieses wahrhaft herkulischen und gigantischen Sprungs ausgesprochen

worden. Wir halten ihn für geradezu undenkbar, zumal mit der Nachwirkung des Zurückschleuderns eines Schiffes, in dem vielleicht mit dem Landvogt ein Dutzend Menschen saß, weit in die Wogen zurück, so daß sie erst nach langem Arbeiten das Gestade wieder gewinnen konnten. Nach einer Überlieferung soll Tell dabei auch noch außer seiner Armbrust seinen Knaben auf dem Arm getragen haben. In dieser Ausschmückung der Tells-Geschichte erblicken wir einen Überrest einer oder Anklang an eine alte Riesensage, auf die wir im Folgenden noch näher zurückkommen werden. Denn ein Riesentritt ist es ohne Zweifel gewesen, ähnlich wie ihn die Spur auf der Roßtrappe im Harz zeigt, und für die dichterische Phantasie hat eine solche Kraftprobe ja ungemeinen Reiz. So besingt die Rettung Tells Uhland mit folgenden Distichen:

„Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein ist das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geistigen Blick Freier erscheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauset die Brandung,
Um so mächtiger nur hebt sich die Heldengestalt."

Nicht minder willkommenen Vorwurf gewährt die Fesselung und Befreiung Tells der bildenden Kunst, wenn wir auch den Fresken der am Schauplatz errichteten Tellskapelle nur untergeordneten Wert zuerkennen.

Und nun zur Katastrophe des Dramas, die auch von dem Dichter mit ungemein wirkungsvoller Spannung und Steigerung vorbereitet ist. Auf zur hohlen Gasse nach Küßnacht! Es ist also von vielen Kritikern und Ästhetikern scharf getadelt worden, u. a. von Börne, daß Tell sich hinter den Busch legt „und einen schnöden Meuchelmord

begeht, statt mit edlem Trotze eine schöne That zu thun". Auch den „Wortbruch" Tells einem Geßler gegenüber verwirft Börne und nach ihm viele andere Beurteiler. Aber befand sich denn nicht Tell im Stande der Notwehr, und ist man seinem Todfeinde schuldig, Wort zu halten? Was mußte Tell gewärtigen, wenn Geßler wieder seiner habhaft wurde, — ja, nicht er allein, sondern seine ganze Familie?! Gebieten es nicht Vorsicht und Pflicht, einem Räuber, von dem ein sicherer Überfall zu fürchten ist, zuvorzukommen? Und gilt nicht auch im Kriege List oder Trug für erlaubt? Tell aber befand sich mit Geßler im Kriegsfall bis zur völligen Vernichtung des Gegners. Ist es ihm darum zu verargen, wenn er den Wüterich, der ihn in der Not des Sturmes nur zu seiner eigenen Rettung mißbrauchen will, mit seiner Zusage, daß er sich getraue, sie zu retten, täuscht, indem er nur an seine eigene Person denkt? Wer hält es überhaupt für unrecht, einen Teufel zu prellen? Geßler aber ist ein eingefleischter Teufel. Ihn niederzuschießen ist nicht viel mehr, als ein gemeinschädliches Raubtier, das mit Einbruch und Verwüstung droht, niederzuschießen. Darum sagt Palleske ganz mit Recht: „Der Pfeil erscheint wie von Gott selbst gesendet, und man hat nur ein Gefühl: die Freude, daß dieser Hund endlich am Boden liegt." Trotzdem ist es ja nicht ganz dasselbe, wie ein Kampf mit einer wilden Bestie; immerhin trägt ja Geßler Menschenantlitz. Und dies uns vorzuführen, Tells That als aufgezwungene Notwehr zu rechfertigen, nicht zu entschuldigen, — dazu dient der Monolog bei Schiller, es ist zugleich eine Einkehr ins Innere, ein nochmaliges Zurategehen. Von Schwanken ist dabei keine Rede: Tell ist fest entschlossen, aber er ist sich des

tiefen Ernstes seines Vorhabens wohl bewußt. Darum sagt Schröder in einem Aufsatze: „Das Märchenhafte in Schillers Wilhelm Tell“ (Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1886) mit Recht: „Nicht den geringsten Kampf kosten dem Tell diese Unthaten. Nur dem Grausen des natürlichen Menschen vor dem Gedanken des Mordes verleiht der Monolog vorübergehenden Ausdruck, um mit nahezu mordlustigen Tönen zu schließen.“

Auch zu einer bedenklichen Parallele mit einem Tyrannenmord überhaupt scheint uns keine Befürchtung nahe zu liegen, am allerwenigsten mit den französischen Königsmördern, wie man geglaubt hat. Hierzu fehlt jede Ähnlichkeit. Was hatte Ludwig XVI. den Blutmenschen der französischen Revolution zu Leide gethan? Ganz anders steht Geßler Tell gegenüber: er bedroht direkt sein und der Seinigen Leben.

Die That Tells, die Erschießung Geßlers, berechtigt erscheinen zu lassen, dazu trägt nicht wenig die erschütternde Scene mit Armgart bei, die der Dichter sehr glücklich erfunden hat, die Unmenschlichkeit und Grausamkeit des Landvogts in ein recht grelles Licht zu stellen. Überhaupt hat hier Schiller mit seltener Meisterschaft zusammengestellt, was nur die Wirkung des Kontrastes zu erhöhen imstande war. Schon daß Geßler zu Pferde erscheint, ist hier nicht wesen- und bedeutungslos, wenn auch diese Erscheinung auf der Bühne oft an der unberechenbaren Unart des Vierfüßlers scheitert. Der Hochmut und die Verachtung dem gemeinen Volke gegenüber kommt durch Geßlers Erscheinen zu Pferde noch mehr zum Ausdruck. Aber auch all die anderen Momente, die Schiller zur Erhöhung des Kontrastes zwischen Leben und Tod erfindet, die Begegnung mit Stüßi,

dessen Erzählungen von plötzlichen Katastrophen und Tells bedeutungsvolle Antworten, die spannende, fast atemlose Erwartung des Landvogts von seiten des armen, elenden Weibes, endlich gar die ungemein glückliche Erfindung des Hochzeitszuges, der sich durch die hohle Gasse bewegt, — das alles ist nur dem findigen, ächtdramatischen Dichtergenie eigen. Wie grell mag unter anderem die Dissonanz der Hochzeitsmusik zu dem in den letzten Zügen liegenden Wüterich erklingen, den das Volk mit fühllosem Grausen umsteht. Des theatralischen Effektstückchens mit dem plötzlichen unmotivierten Erscheinen der barmherzigen Brüder hätte es freilich nicht bedurft. Dagegen können wir Bellermanns Verurteilung des triumphierenden Ausrufs Tells nach der That: „Du kennst den Schützen, suche keinen andern!“ — nicht beistimmen: sie enthalten unserem Gefühl nach ein Zugeständnis ohne Reue.

Dagegen enthält auch unserem Gefühle nach die Parricidascene eine gezwungene Rechtfertigung der That Tells und hinterläßt einen wahrhaft peinlichen Eindruck. Man kann sich der Empfindung nicht erwehren, als ob der Dichter selbst gefühlt, daß durch eine Gegenüberstellung des Verteidigers seiner Familie und seines eigenen Lebens und eines aus falschem Ehrgeiz handelnden Kaisermörders die That Tells gerechtfertigt werden solle. Wir können also Schillers Freunde, Körner, nicht beistimmen, daß Parricida als Gegenstück Tells am Schlusse viel zur Befriedigung beitrage, sondern geben vielmehr Goethe recht, der nach Eckermann diese Scene einen „kaum begreiflichen Fehler“ nannte und meinte, Schiller habe hier sich von weiblichem Einfluß bestimmen lassen. Wie denn auch Schillers Tochter, Emilie von Gleichen, bezeugt, soll diese Scene ausdrücklich

von des Dichters Frau Lotte verlangt worden sein. Düntzer ist also im Unrecht, oder er kennt diese Stelle nicht („Charlotte v. Schiller und ihre Freunde" III, p. 67), wenn er meint: „Schillers Gattin und Schwägerin, an welche hier allein zu denken wäre, hätten keinen Einfluß auf seine dichterische Entwürfe gehabt", und die ganze Scene zum größten Teile „dürfte sich am wenigsten einem zarten Frauengemüt empfehlen." In gleichem Sinne, wie die meisten deutschen Kritiker und Ästhetiker, äußert sich auch eine Stimme in der Schweizer Zeitschrift Isis (März 1805), Schiller stelle nur deshalb den Kaisermörder Parricida dem Tyrannenmörder Tell gegenüber, um „dem Tyrannenmord eine Apologie zu halten," Johann müsse die „Armensündergestalt" annehmen, damit Tell sich neben ihm desto hochherziger brüsten könne. „Das alles," fährt er fort, „war Überfluß. Tells That war durch sich selbst schon gerechtfertigt; sie wird durch den gewaltsam herbeigeführten Kontrast weder größer noch kleiner; ja Schiller verfehlte seinen Zweck so sehr, daß zuletzt der arme Johann mehr Teilnahme und Mitleiden einflößt, als es für den Tell vorteilhaft ist." In der That kann man sich, wie Bellermann zu diesem Urteil mit richtigem Gefühle des Weiteren ausführt, beim Hören oder Lesen dieser Scene des Eindrucks nicht erwehren, als solle Tell, dessen That als Notwehr doch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem des krankhaft ehrgeizigen Kaisermörders hat, gewaltsam in Schutz genommen werden. Das Schlimmste aber dabei ist, daß Tells Sprache dem armen Sünder gegenüber wie z. B. die Worte: „Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände, verfluche dich und deine That!" wie die „Selbstbespiegelung des Pharisäers" klingen, und die Verstoßung gar des demütig um Obdach

und Schutz flehenden Flüchtlings: „Fort! Wandle deine fürchterliche Straße, laß rein die Hütte, wo die Unschuld wohnt!“ zeugt von einer unausstehlichen, gradezu beleidigenden Härte und Grausamkeit. Glücklicherweise wird die zum Schaden von Tells Charakter hervorgerufene Empfindung durch die folgende Gefühlsumwandlung in des Helden Innern gemildert, und die ganze Scene klingt versöhnlich aus. Ja, einzelne Stellen sind sogar von wunderbarer Schönheit; trotzdem stimmen wir in das Verdammungsurteil der meisten Kritiker und Ästhetiker mit ein: die ganze Scene wäre besser weggeblieben. —

2. Hat es einen Wilhelm Tell gegeben?

Wir glaubten von einer kritischen und ästhetischen Betrachtung des Schiller'schen Dramas, das ja im Wesentlichen seinem Inhalte nach der Überlieferung der Schweizer Chronisten Ägidius Tschudi und Johannes v. Müller folgt, ausgehen zu sollen, um die innere Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der gangbaren Erzählung vom Schützen Tell und seinen Thaten in Zweifel zu ziehen. Wenn wir uns auch noch so sehr der mit scharfem Geiste und feinsinnigem Kunsturteil geschriebenen Beleuchtung Bellermanns gefangen geben und zugestehen, daß der Dichter die psychologische Möglichkeit des Apfelschusses aufs Überzeugendste und Glaubhafteste uns nahe gebracht, — es bleibt in uns das unauslöschliche Bedenken, der unüberwindbare Zweifel zurück: Einem sein Kind zärtlich liebenden Vater, wie Tell, war bei aller sonstigen Treffsicherheit in einem so kritischen Falle der Apfelschuß unmöglich. Aber wir haben auch noch auf andere Momente in der geläufigen Tellsgeschichte aufmerk-

sam gemacht, die unser Kopfschütteln, ja unser ungläubiges Lächeln herausfordern, wenn auch unseres Wissens noch kein anderer bis jetzt daran Anstoß genommen hat. Wir meinen den gewaltigen Absprung und Riesentritt Tells bei seiner Rettung auf die sog. Tellsplatte. War denn das „Herrenschiff von Uri," worin der Landvogt mit etwa einem Dutzend Lanzenknechten saß, eine Nußschale oder ein Federball, daß man es beim Absprung so weit in die Wogen zurückschleudern konnte, daß es noch stundenlang mit Sturm und Wellen zu kämpfen hatte, bis es auch glücklich das Land erreichte? Und dabei soll noch, einer Überlieferung gemäß, Tell seinem Knaben auf den Arm getragen haben! Wir haben schon oben darauf aufmerksam gemacht, daß wir in diesem hünenhaften Zug der Tellsgeschichte einen Anklang an bekannte Riesensagen erblicken, und sagenhaft ist auch der Apfelschuß. Wir verweisen also die ganze landläufige und vom Dichter verewigte Tellsgeschichte ins Bereich der Mythe, so sehr man sich auch bemüht hat, das Vorkommen des Namens Tell und das Auftreten eines gewandten Fergen und geübten Schützen dieses Namens zu erweisen. Nachdem die Streitfrage seit den gründlichen Forschungen Kopps und den gewonnenen Resultaten eines Rochholz und Huber lange Zeit geruht, und man sich bei dem Ergebnis beruhigt, daß die Figur des Schützen Tell mit seinem Apfelschuß und Tyrannenmord der Sage zuzuweisen, das Auftreten eines Landvogts Geßler aber, wie überhaupt die Bedrückung der freien Schweiz zu Kaiser Albrechts I. Zeiten aus der Geschichte zu streichen sei, ist namentlich bei Gelegenheit der letzten Säkularfeier der Schweizer Eidgenossenschaft (1891) der Streit aufs neue entfacht, und die abermals aufgetauchten Zweifel und Bedenken an der Glaubwürdigkeit

und Wahrheit der gangbaren Tells-Überlieferung sind anderseits zu widerlegen versucht worden. Es ist darum geboten, im Folgenden den Untersuchungen aufs neue nahe zu treten und klar zu stellen, wieviel sich von der Tellsgeschichte retten oder als glaubhaft hinstellen läßt.

Zunächst wollen wir die Frage aufwerfen: „Hat es überhaupt einen Mann, Namens Wilhelm Tell, im Kanton Uri gegeben?“ Diese Frage wird von dem gründlichen Forscher E. L. Rochholz („Tell und Geßler in Sage und Geschichte, 1877“) entschieden verneint. Anderwärts kommen wohl ähnlich klingende Namen vor, wie ein Dall in Sempach. Im Luzerner Turmbuche ist zum Jahre 1575 ein Gefangener: „Wilhelm von Mühlhusen (Ober-Elsaß), genannt Tell, eines Keßlers Sohn“ eingezeichnet, doch hier erscheint der Name „Tell“ ohne Zweifel als Spitzname eines elsässischen Vagabunden. Dagegen brachte Professor Dr. Hidber in einem Aufsatz über den gegenwärtigen Stand der Tellenfrage in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1860) als Erweis aus dem Luzerner Staatsarchiv eine Gerichtsverhandlung (Ratsbuch Nr. 18, p. 52 b) vor, worin der Name Jakob Dell vorkommt. Die Verwechselung von „D“ und „T“ komme aber in dem Ratsbuche häufiger vor, z. B. Dullicker statt Thulliker. Auch das Vorkommen des Vornamens „Wilhelm“ an den Ufern des Vierwaldstätterssees, woran gezweifelt worden war, hat Hidber aus dem Jahrzeitenbuche der Hofkirche in Luzern erwiesen, sowie auch für Unterwalden. Anderseits ist von dem Schweizer Geschichtsforscher Kopp aus Attinghäuser Kirchenbüchern eine Namensfälschung von „Tell“ aus „Näll“ evident nachgewiesen worden, und in Schatdorf, der ehemaligen Filialkirche Bürglens ward aus

„trullo“ nachträglich mit blasser Tinte „de tello“ gefälscht; später wiederholen sich die „trullo's“, wie oben die „Nells“. Ähnliches geschah auch anderwärts, offenbar um die Existenz des um die Schweizer Geschichte einen eigenartigen Nimbus verbreitenden Schützenkönigs Wilhelm Tell zu retten. Dahin gehört auch ohne Zweifel die kecke Erdichtung, daß auf einer Landsgemeinde im Kanton Uri schon 1388 mehr als hundert Personen (114) eidlich erhärtet hätten, sie hätten den Wilhelm Tell persönlich gekannt. Demnach hätte man schon 1388, also kurz nach dem angenommenen Auftreten des Helden an seiner Existenz gezweifelt. Warum denn schon damals? Die Plumpheit dieser Behauptung liegt auf der Hand. Immerhin wollen wir auf Grund der Nachweise Hidbers das Vorkommen des Namens Wilhelm Tell in der Schweiz und speziell im Kanton Uri, sowie das Auftreten eines solchen Namensträgers an und für sich nicht in Zweifel ziehen. Derselbe mag immerhin ein kühner Schütze und mutiger Fährmann gewesen sein, sich vielleicht auch durch irgend eine freimütige Handlung gegen österreichische Amtleute bemerklich gemacht haben, aber die ihm zugeschriebenen auffallenden Heldenthaten, wie der Apfelschuß und der Sprung auf die sogenannte Tellsplatte, sowie die grade nicht von Heldenmut zeugende Erschießung Geßlers lassen sich als historisch nicht erweisen. Auffallend bleibt auch der lose Zusammenhang Tells in der gangbaren Befreiungsgeschichte: es werden ihm gewissermaßen drei geistige Vormünder gesetzt, die sogenannten drei Telle auf dem Rütli: Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold Melchthal. Diese sind die eigentlichen Freiheitshelden und werden auch von der Volkssage als die „drei Telle“ verklärt und verzaubert in die Berge entrückt. Tell selbst

ließt sich ja von ihrer Verbrüderung nach Schiller mit
n Worten aus: „Was Ihr auch thut, laßt mich aus
urem Rat!“ Sein Eingreifen erscheint lediglich aus eigener,
rsönlicher Notwehr diktiert, — seine private, Haus- und
amilienverteidigung treibt ihn zur Erschießung des Land-
gts, nicht das Interesse für das Vaterland oder Mitleid
it der Not seiner Landsleute. Die Einschiebung der Tells-
schichte in die landläufige Befreiungsgeschichte der Schweiz
acht zu sehr den Eindruck einer nachträglichen künstlichen
inschmuggelung zu Gunsten einer Glorifikation des Kantons
ri, als daß sie wahr sein könnte; sie trägt zu sehr den
tempel sagenhaften Charakters.

Es ist aber unseres Erachtens nicht nötig, den Namen
Wilhelm Tell selbst, um den mythischen Ursprung der Tells-
berlieferung nachzuweisen, durch gesuchte und zum Teil halt-
se Etymologien ins Nebelreich der Mythologie zu ver-
ichtigen. So halten wir vor allem die Zuziehung griechischer
Mythologie und die Parallele des Namens Tell mit einer
riechischen Göttin des Wachstums Thallo, die ebenso das
ngestüm sich Erhebende repräsentiere, wie der Held Tell,
r abgeschmackt. Ebenso gewagt erscheint uns die Ab-
itung vom lateinischen telum „das Geschoß.“ Aber auch
e Ableitung von dem nordischen Sonnengotte Heim-dall,
m besten Schützen, mit dessen erster Vorsilbe Lütolf
gar in Pfeifers Germania (1863) den Vornamen Tells
Wilhelm“ zusammenbringen will, halten wir für gekünstelt.
icht minder fruchtlos zur Widerlegung des Vorkommens
nes Eigennamens Tell sind wohl auch alle jene etymo-
gischen Spielereien, welche die Bedeutung des Namens
ell auf lokale Benennungen oder auf den eigentlichen
inn eines Spitznamens zurückführen wollen; denn im

Grunde genommen lassen sich die meisten Eigennamen so erklären. Dahin gehören die an und für sich recht interessanten Ableitungen, welche Rochholz versucht und die einigen Tellslokalitäten in der Schweiz ihren Ursprung gegeben haben mögen. So bringt er den Namen Tell bald mit Däle, der Bergföhre, bald mit tel, der Teil, bald Thal und Bucht, bald mit der Verbalwurzel dalen, d. i. „albern, unnütz plaudern" zusammen. Sehr plausibel erscheint nach der einen Ableitung die Erklärung der Tellsplatte als „Platte an der dellen," d. h. Mulde oder Einsenkung des Vierwaldstätterseés. Auf der letzteren Etymologie fußen denn die Anspielungen in den alten Schweizer Chroniken und in dem aus der Volksüberlieferung geborenen Urner Tellenspiel (1511—1525). In der Chronik des wegen seines Einbandes benannten „Weißen Buches" von Obwalden, die der Tellsgeschichte zuerst (1470) Erwähnung thut, wird die Tellenplatte so erwähnt, als ob sie diesen Namen schon eher geführt, als sie mit der Tellssage in Beziehung kam. Darin heißt es denn auch von Tell: „denn wëre ich witzig, vnd ich hiessi anders vnd nit der Tall," was die Chronisten Etterlin und Tschudi wörtlich nachschreiben und noch stärker das Tellspiel das von Tells angeblichen Landsleuten auf dem Marktplatze zu Altorf aufgeführt ward, mit folgenden Versen:

„Wer' ich vernünftig, witzig und schnell,
So wer' ich nit genannt der Thell!"

Bekanntlich hat diesen keineswegs schmeichelhaften Geistesmakel Schiller etwas abgeschwächt mit den Worten: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell." Die Tellsverteidiger sind aber, weil ihnen dieser Sinn des Namens Tell, als wenn er einen Dummerjahn bedeute, unangenehm war, so-

weit gegangen, bei ihrem Helden Geßler'n gegenüber einen fingierten Narrenzustand anzunehmen und ihn die Rolle eines Idioten spielen zu lassen. Dies nimmt J. J. Spreng in seiner Ausgabe von Etterlins Chronik (1752) allen Ernstes an und läßt Geßler eben wegen dieser Simulation Tells die grausame Strafe des Apfelschusses über ihn verhängen. Dabei erinnert er an einen ähnlichen Zug der antiken trojanischen Sage, wonach sich auch Odysseus wahnsinnig gestellt habe, um sich der Beteiligung an dem Feldzuge zu entziehen. Palamedes aber habe ihm sein Söhnlein Telemach vor den Pflug, an den er einen Ochsen zusammen mit einem Pferde gespannt, um Salz zu säen, hingeworfen, um ihn auf seinen fingierten Narrenzustand hin auf die Probe zu stellen; Odysseus habe dann vorsichtig an seinem Kindlein vorbeigezackert. Ähnlich also habe auch Tell geschickt an seinem Knaben vorbeigeschossen. Eine höchst unglaubliche und zudem unzutreffende Parallele. Es ist aber auch gar nicht nötig, nachweisen zu wollen, warum der Held den Namen Tell, d. i. der „Dümmling" geführt. Kann denn nicht ein ursprünglicher Spitzname zu einem Eigen- oder Geschlechtername geworden sein, ohne daß der Schimpf auf alle Nachkommen paßt? Haben wir denn nicht auch die Eigennamen „Gimpel" und „Simpel", ohne daß alle diese Namensträger in Wahrheit solche sind?

Der schwerwiegendste Beweis dafür, daß die ganze Tellsgeschichte ein späteres, tendenziöses Einschiebsel in die gangbare Überlieferung von der Befreiung der Schweiz ist, bleibt immer die auffallende und nicht wegzuleugnende Thatsache, daß um die Zeit, in der das Auftreten des Schützenkönigs angenommen wird, nämlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts, unter der Regierung Kaiser Albrechts I., keine

schriftliche Aufzeichnung hierüber vorliegt. Chronisten gab es aber damals schon genug, und es wäre unbegreiflich, wenn ihnen so seltsame Ereignisse, wie der Apfelschuß, der Sprung auf die Tellsplatte und die Erschießung eines Landvogts Geßler entgangen wären, oder sie solche der Aufzeichnung nicht für wert gehalten hätten. Erst 1½ Jahrhunderte später, ums Jahr 1470, finden sich in dem bereits genannten „Weißen Buche" im Archive von Obwalden (neuerdings nach Sarnen benannt) die ersten Nachrichten von der Vergewaltigung der ehedem freien Schweiz durch zwei Vögte, Geßler in Uri und Schwyz, und Landenberg in Unterwalden. Mit großer Umständlichkeit verbreitet es sich über ihre Frevel gegen die Landleute, ihre Frauen und Töchter, ferner über die Blendung eines alten Bauern „im Melchi", weil sein Sohn einem Knechte des Landenbergers, der ihm sein schönes Ochsengespann wegnehmen wollte, einen Finger entzweischlug; auch von Geßlers Mißmut über das schöne Haus Stauffachers in Schwyz ist die Rede, sowie von der Verbrüderung Stauffachers mit einem Fürsten in Uri und dem Flüchtling aus Melchi. Dann folgen die nächtlichen Zusammenkünfte am Rütli, die Aufsteckung des Geßlerhutes und die Weigerung des „Tell", sich vor dem Hute zu neigen; — der Befehl Geßlers an den Tell, seinem Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen, — das Einstecken eines zweiten Pfeiles und hierauf die freimütige Erklärung, daß dieser zweite Pfeil für Geßler bestimmt gewesen, wenn „Tell" sein Kind getroffen. Darnach wird der „Tell" gebunden abgeführt, ein Sturm erhebt sich auf dem See, es folgt der Sprung auf die „Tellenplatte", die Ermordung Geßlers in der hohlen Gasse bei Küßnacht und die Brechung der Zwingburgen.

Der Verfasser dieser Chronik legt bezüglich der bekanntesten historischen Ereignisse die unglaublichste Unwissenheit an den Tag. So läßt er das Geschlecht Rudolfs von Habsburg bald nach dem Tode desselben aussterben und hierauf die Besitzungen desselben an die Grafen von Tirol übergehen, die mit Töchtern der Grafen von Habsburg vermählt, auch Österreich mit Unterstützung König Rudolfs erhalten hätten. Die von den Grafen von Tirol oder Herzögen von Österreich in die Waldstätte gesendeten Vögte hätten die Leute auch nicht im Auftrage ihrer Herrschaft bedrückt, sondern um die Länder vom Reiche in ihre eigene Gewalt zu bringen. Eine Zeitbestimmung fehlt in dieser Chronik ganz, doch scheint der Verfasser die Vertreibung der Vögte in die Zeit unmittelbar vor der Schlacht am Morgarten (1315) zu setzen, die er übrigens auffallenderweise gar nicht erwähnt.

3. Die neuere Literatur über die Tellfrage und die Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft.

Wie bereits angegeben, erschienen gelegentlich der Säkularfeier der vor 600 Jahren abgeschlossenen Schweizer Eidgenossenschaft (1291), also im Jahre 1891, außer einer Menge von Denkschriften, Gedächtnisreden und Festspielen eine Reihe von Studien und gelehrten Abhandlungen hauptsächlich über die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft. Mit der Feststellung des rein sachlichen Thatbestandes beschäftigten sich u. a. die vom Gemeinderat der Stadt St. Gallen herausgegebenen Gedenkblätter J. Dierauers: „Die Entstehung der Eidgenossenschaft", ferner die Schrift P. Vaucher's: „Les commencements de la Confédération

suisse, Lausanne", ebenso Ch. Morel: „Les origines de la Confédération suisse, Journ. de Genève 1. Aug." dann Oechsli: „Zur Bundesfeier" (N. Zürich. Z. Nr. 212/4), ferner Bernoulli: „Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen" (Neujahrsbl. v. Basel). Sehr schätzenswert sind auch die Beiträge Th. v. Liebenaus zur Geschichte der Bundesbriefe, die bedeutungsvolle Rede von G. v. Wyß bei der Bundesfeier der Hochschule und des Polytechnikums von Zürich und endlich die offiziellen, im Auftrag des hohen Bundesrats geschriebenen Festschriften von Hilty („Die Bundesverfassungen der Schweizer Eidgenossenschaft", Bern, Wyß) und Oechslis: „Die Anfänge der Schweizer Eidgenossenschaft", (Bern, Wyß.)

Während Hilty sich mehr die Aufgabe stellt, die staatsrechtliche Entwickelung der Schweiz von den ersten Bünden an bis in die neueste Zeit in leicht verständlicher Weise für das Volk zu schildern, und seine darin bekundete patriotische Gesinnung besonders anmutet, — so baut sich Oechslis wissenschaftliche Festschrift auf einer eingehenden Durcharbeitung des gesamten vorhandenen Urkundenstoffs auf, der in Regestenform dem Werke beigegeben, eine unvergängliche Grundlage für alle kommenden Forscher bilden wird. Der beschränkte Raum verbietet uns, auf den Inhalt des umfangreichen Buches v. Oechsli hier näher einzugehen; wir müssen uns vielmehr beschränken, nur einige für unsere Streitfrage wesentliche Punkte herauszugreifen.

Da ist es denn nicht unrichtig, — abgesehen von den Spuren römischen Aufenthalts in vorgermanischer Zeit, — die Besiedelung der Urschweiz durch alamannische Bevölkerung zu Anfang des fünften Jahrhunderts anzunehmen. Oechsli hält die Ortsnamen auf -ingen für das ala-

mannische, wie für das bayrische Süddeutschland für die ältesten deutschen Gründungen. Alle jene Einwanderungstheorieen also, die eine Abkunft der Schweizer vom hohen Norden beweisen wollen, und von denen bekanntlich Schiller ja auch eine Tradition seinem Stauffacher beim Schwur auf dem Rütli in den Mund legt, müssen für haltlose Fabeleien gelten. So erzählt der Luzerner Oberschreiber, Joh. Fründ († 1468), einst hätten 6000 Schweden und 1200 Friesen mit Weib und Kind wegen einer Hungersnot ihre Heimat verlassen und ihren neuen Wohnsitz am Pilatus aufgeschlagen; das neue Land aber hätten sie Suitia nach ihrer alten Heimat Suetia genannt. Allein in der schwedischen Geschichte findet sich für eine solche Auswanderung absolut kein Anhaltspunkt, ganz abgesehen von dem gänzlichen Mangel irgend welcher sprachlichen Verwandtschaft. Noch haltloser ist die vom Züricher Chorherrn Felix Hemmerlin (1450) allen Ernstes vorgebrachte Ansicht, die Schweizer seien Abkömmlinge der alten, unter Karl d. Gr. dahin deportierten Sachsen; ihren Namen trügen sie vom Blutschweiße, den sie in fremden Kriegsdiensten „geschwitzt" hätten. Letztere Etymologie richtet sich von selbst.

Im Jahre 853 schenkte Ludwig der Deutsche dem von ihm für seine Tochter Hildigard gestifteten oder erweiterten Kloster St. Felix und Regula in Zürich mit dem königlichen Hof daselbst das dazu gehörige „Ländchen Uri mit Kirchen, Häusern und anderen daraufstehenden Gebäuden, mit „Eigenen" jedes Geschlechtes und Alters, mit gebautem und ungebautem Lande, mit Wäldern, Wiesen und Weiden, mit stehenden und fließenden Gewässern, Wegen, Ausgängen und Eingängen, mit Erworbenem oder zu Er-

werbendem, mit allen Zinsen und den verschiedenen Gefällen, dazu auch den Forst Albis und alles, was an jenen Orten unseres Rechtes und Besitzes und Eigen ist und gegenwärtig zu unseren Handen gehörig erscheint." Nach Hildigards Tode erhielt einer ihrer Lieblingspriester, Berold, die der Abtei gehörigen Kapellen in Bürglen und Silenen im Thal Uri, „mit Eigenen, Zehnten, bebautem und unbebautem Land, Feldern, Wiesen, Wäldern und Zubehörden" auf Lebzeiten, so daß dieselben nach dem Tode des Beschenkten wieder an die Abtei zurückfallen sollten.

Uri war also aus einer ursprünglich herzoglichen Domäne fränkisches Krongut geworden und gilt als Annex des königlichen Hofes Zürich; seine Bewohner sind wenigstens der Masse nach „Unfreie", Eigene des Königs, die durch die Schenkung Ludwigs des Deutschen mit dem Grund und Boden in den Besitz der Fraumünsterabtei Zürich übergingen. Unter den Eigenleuten mögen sich auch einzelne persönlich freie Hintersassen auf den königlichen Gütern angesiedelt haben, die nunmehr die Zinsen, welche sie früher dem König entrichtet hatten, dem Fraumünster abzuliefern hatten. Auf dies Abhängigkeitsverhältnis der Urner vom Fraumünster in Zürich spielen ja auch die Worte des Pfarrers Rößelmann in Schillers Drama beim Schwur auf dem Rütli an: „Der großen Frau zu Zürich bin ich vereidet".

Diese Zugehörigkeit des ganzen Kantons Uri an die Äbtissin von Zürich hält mit geringen Ausnahmen von Loskäufen Einzelner, Oechsli noch bis ins XIV. Jahrhundert als rechtlich bestehend aufrecht, wenn auch faktisch damals ihr wirklicher Grundbesitz nur noch eine Ruine des ursprünglichen war. Doch entstanden nachmals infolge königlicher

oder herzoglicher (alamannischer oder zähringischer) Verleihungen in Uri freie Edle genug, die sich der Zugehörigkeit zum Fraumünster entzogen hatten. Ihre Zinsbezüge an Naturalien und Geld vermittelten als Beamte die sog. Meier, die dafür auch gewisse Vorteile genossen.

Neben der Äbtissin von Zürich finden wir zu Ende des XII. und im Anfang des XIII. Jahrhunderts auch zahlreiche weltliche Grundherren in Uri. Weitaus die mächtigsten waren die Vögte und späteren Grafen von Rapperswil, die bis 1283 auch die Reichsvogtei in Urseren als Reichslehen inne hatten. Außer anderen solcher weltlicher Grundherren in Uri werden denn auch die Habsburger genannt, die vorübergehend auch die Vogtei daselbst erworben hatten.

Ungefähr 200 Jahre später als Uri taucht der Name Schwyz in der Geschichte auf und zwar in einer Urkunde von 972, worin Otto II. der Abtei Einsiedeln die von seinem Vater Otto I. gemachten Schenkungen, darunter die Güter in Suittes in der Grafschaft Zürichgau bestätigt. Außerdem gab es aber auch noch andere geistliche Besitzungen in Schwyz. Daneben ragte in älterer Zeit das gaugräfliche Geschlecht der Lenzburger durch ansehnlichen Besitz in Schwyz hervor; auf dieselben gehen die 2 großen grundherrlichen Höfe, die wir Ende des 13. Jahrhunderts in den Händen der Habsburger finden, zurück. Zunächst fielen dieselben an die Grafen von Kyburg und Froburg, denen sie lange Zeit verblieben. 1273 war Graf Eberhard von Habsburg-Laufenburg Eigentümer derselben, der sie mitsamt seinem übrigen Besitztum in den Waldstätten an seinen Vetter älterer Linie, Rudolf von Habsburg verkaufte, sie aber von diesem 1281 pfandweise zurück erhielt.

Die ursprünglich unfreien Insassen wußten sich unter Eberhard von den Lasten der Leibeigenschaft loszukaufen und sich so zu persönlicher Freiheit aufzuschwingen. Außer diesen beiden Höfen lagen noch andere österreichische Besitzungen im Thale, die aber Dependenzen anderer Höfe waren. Österreich besaß auch im 14. Jahrhundert die Patronatsrechte an die 3 Stammkirchen des Landes. Trotz dieser mancherlei Besitzungen des Adels und der Geistlichkeit in Schwyz gab es doch in keiner der 3 Waldstätte soviel altfreie Bauern, die auf eigenem Grund und Boden saßen. Im Gegensatz zu Uri erscheint in Schwyz das echte Grundeigentum des Landmanns als Regel, der abgeleitete Besitz als Ausnahme.

Ebenso, wie in Uri und Schwyz, erscheinen in Unterwalden zuerst Gotteshäuser urkundlich als Besitzer, so das von Murbach-Luzern. Diese Gotteshausleute, der Masse nach unzweifelhaft Unfreie, erscheinen im XIII. Jahrhundert noch als eine streng geschlossene Genossenschaft. Die polizeiliche und richterliche Gewalt über die Hofgenossen, soweit sie nicht vom Abt oder Propst persönlich ausgeübt wurde, hatte der „Meier" inne; für den Bezug und die Ablieferung der Grundzinsen und Gefälle hatte der „Kelner" zu sorgen; beide Beamte hatten eigene Höfe als Amtsgüter. Dazu gesellte sich in der Regel noch ein Bannwart, der die Waldungen und deren Benutzung beaufsichtigte. Die Gotteshausgüter brauchten aber niemandem, weder dem König noch dem Kaiser, Steuern zu geben.

Durch Kaufvertrag von 1291 gingen alle die Rechte, die dem Abte von Murbach an das Stift Luzern zugestanden hatten mit Ausnahme der Propstei, deren Verleihung dem Abte nach wie vor zustand, an Österreich über.

Außerdem gab es noch andere Gotteshäuser, die in Unterwalden Güter und Eigenleute hatten, wie das Chorherrenstift zu Beromünster und das Benediktinerstift Muri. Hatten deren Besitzungen zumeist rein privatrechtlichen Charakter, so bildete dagegen das einheimische Benediktinerstift Engelberg einen förmlichen geistlichen Miniaturstaat am Fuße des Titlis, einem Hochthale, das seiner Lage nach zu Unterwalden gehörte. Dies dauerte so bis 1798, und der Abt war Inhaber aller öffentlichen Gewalt, ja gradezu der Landesherr. Neben dem Meier älterer Hofrechtsverfassung entwickelte sich mit der Zeit als Vorsteher, ja als Stellvertreter des Abtes, das Amt des „Ammans", der schon im 14. Jahrhundert statt seiner Gericht hielt; derselbe ward mit Stimmenmehrheit von den Genossen gewählt und vom Gotteshause bestätigt.

Wenn nun auch der geistliche Großgrundbesitz in Unterwalden nur an die Stelle des weltlichen getreten war, so waren doch bis zu Ende des 13. Jahrhunderts die meisten Adelsgeschlechter den Gotteshäusern gewichen; nur eins hatte sich nicht nur behauptet, sondern seinen Besitz sogar erweitert, das Haus Habsburg-Österreich, das vermutlich von Alters her in Unterwalden Fuß gefaßt hatte. Auch hatten sie Ministerialen, wie die Ritter von Winkelried, die von ihnen Lehen hatten. Nach dem Tode Graf Rudolfs des Alten ging ein Teil der habsburgischen Besitzungen in den Waldstätten an die jüngere laufenburgische Linie über, ein Teil kam an den Stammhalter der älteren Linie, den nachmaligen König Rudolf, der es verstand, die Besitzungen seines Hauses wieder zu mehren. Doch scheint es außer den Hörigen der Gotteshäuser und weltlichen Grundbesitzern noch Freie und freie Grundeigentümer genug

in Unterwalden gegeben zu haben. Auch kam es vor, daß Vögte und Grafen ihre Allodien an Landleute zu freiem Besitze verkauften, wie es umgekehrt geschah, daß Bauern ihr „lediges freies“ Eigen an die Klöster verkauften, um es von ihnen als Erblehen gegen Zins zurückzuempfangen.

Haben wir so die geistlichen und weltlichen Grundherrschaften als Grundlage der Geschichte der Waldstätte nach einer Richtung hin kennen gelernt, so darf auch nicht als Basis in anderer Beziehung die alte karolingische Reichsverfassung außer acht gelassen werden, die, wenngleich vielfach durchbrochen und zersetzt, doch grade im Gebirge sich einigermaßen erhielt und von nachhaltiger Wirkung auf die politische Entwickelung der drei Länder war. Die Waldstätte bildeten einen gegen Italien vorgeschobenen Posten Alamanniens, der mit seiner Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft auch der fränkischen Verfassung teilhaftig wurde. Das Reich war in Gaue gegliedert, an deren Spitze ein Graf als königlicher Beamter stand, der namentlich die Rechtspflege ausübte, insofern er Vorsitzender der zu richtenden Gemeinde war. Unterabteilungen der Gaue waren die Centenen (Hundertschaften), über die ein Centenar (oder Hunne) als Unterbeamter des Gaugrafen gesetzt war. Alle 8 oder 14 Tage fand in der Centene unter des Grafen oder des Centenars Vorsitz eine Gerichtsversammlung (das „Ding“) unter freiem Himmel statt, Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden, Bußen und Strafen zu verhängen. Karl d. Gr. bestimmte nachmals zur Erleichterung der Dingpflicht, daß die Freien nur drei allgemeine Gerichtsversammlungen jährlich zu besuchen hätten (die sog. echten ungebotenen Dinge unter dem Vorsitz des Grafen oder seines Bevollmächtigten). Für die geringeren Streitsachen

wurden dann noch die beliebig „gebotenen Dinge“ unter dem Vorsitz des Centenars eingesetzt; hierzu war nicht die Beteiligung aller Freien erforderlich, sondern außer den Parteien und Zeugen nur die von Karl neu eingeführten „Schöffen“ (oder Urteiler), die vom Grafen unter Mitwirkung der Gerichtsgemeinde auf Lebenszeit ernannt wurden.

Der Graf bezog als Besoldung ein Drittel sämtlicher Gerichtsgefälle und war im Genuß gewisser königlicher Güter. Daß sie nicht unzugänglich für Geschenke ihrer Untergebenen waren, ja sich geradezu solche „erbaten“, beweisen diesbezügliche Einschränkungen und Verbote der Karolinger. Unter dem Einfluß des Lehenswesens wurden die Grafschaften, wie alle Reichsämter, mehr und mehr erbliche Lehen. Allmählich ward der Graf, indem sich sein Amtssprengel in ein Territorium verwandelte, zu einem Landesherrn, der kraft eigenen Rechtes richtete und regierte und dessen Güter und Einkünfte sein Privatvermögen mehrten.

Uri und Schwyz gehörten ursprünglich zum Turgau und von 854 an zu dem westlichen, davon abgetrennten Teile, zum Zürichgau, zu dem auch Engelberg gerechnet ward, also wohl auch Unterwalden. Zur Zeit des Investiturstreites erscheinen die Lenzburger im Besitz des Grafenamtes. Nach dem Aussterben dieses Geschlechtes verlieh Kaiser Barbarossa nach dem Berichte einer zeitgenössischen Chronik die Grafschaft Zürichgau und die Vogtei über Säckingen dem Grafen Albrecht von Habsburg. Oechsli berichtigt diese Angabe bloß für den westlichen Teil zwischen Limmat, Zürichsee und Reuß. So gelangten die Habsburger in den Besitz eines erblichen Herrschaftsrechts über die Freien von Schwyz. So erklärt es sich auch, daß in dem Grenzstreite der Schwyzer mit dem Kloster Einsiedeln

Graf Rudolf von Habsburg als „rechter Vogt und Schirmer“ in seiner Eigenschaft als Zürichgaugraf einen Vergleich zustande brachte, wonach eine neue Grenzlinie festgestellt ward.

Aber auch im Aargau machte das Haus Habsburg mit dem Aussterben der Lenzburger 1173 die Erbschaft der eigentlichen Landgrafschaft; Unterwalden war gleichzeitig unter erbliche Hoheit Habsburgs gekommen.

Der Graf übte die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über die Freien in dem sog. Landgericht aus, das im 13. Jahrhundert an die Stelle des „echten ungebotenen Dings“ getreten war. Darunter standen die sog. niederen Gerichte bestimmter Bezirke, die dem „gebotenen Ding“ der alten Zeit entsprachen, an deren Spitze nunmehr der „Ammann“ war, der auch von der Gerichtsgemeinde gewählt und vom Grafen bestätigt wurde. Der „Hunne“ stand nunmehr dem Grafen oder „Landrichter“ zur Seite, doch nicht mehr als Gerichtsvollzieher; für Botendienst und Urteilsvollstreckung hatte man jetzt einen eigenen Beamten, den Weibel. An die beiden Unterbeamten erinnern die Eigennamen Konrad Hunn und Wernher Weibel, die 1217 beim Friedensschluß mit Einsiedeln auftreten.

Ohne Zweifel hatten die Habsburger kraft ihrer gräflichen Gewalt, außer ihren Gerichtsgefällen, Anspruch auf gewisse Steuern und Dienste vonseiten der ihnen unterstellten Freien in Schwyz und Unterwalden. Die Grafen gaben nun aber auch wiederum ihren Rittern und Ministerialen einzelne Dörfer zu Lehen mit dem Rechte der Ausübung der Gerichtsbarkeit und des Einziehens der Bußen und behielten sich nur die hohen Frevel und das Blutgericht vor. Die niedere Gerichtsbarkeit über das Dorf, die

der so Beliehene ausübte, ward mit dem Namen Vogtei bezeichnet. Der Vogt trat gewissermaßen an die Stelle des früheren Centenars, von dem er sich aber wesentlich dadurch unterschied, daß er kein bloßer Beamter des Grafen war, sondern seine Vogtei als Lehen inne hatte, sie auch verpfänden und veräußern konnte. Solche Vögte, so klein auch ihr Territorium war, suchten eben darin ihre Rechte möglichst auszubeuten, bezogen von den ihnen unterstellten Freien Vogtabgaben, zwangen sie zu persönlichen Diensten und Fronden und beanspruchten bei allen möglichen Kaufakten ihre Gebühren. So waren diese sog. Vogtleute in gedrückterer Lage, wie die Freien, die unmittelbar einem Grafen unterstellt waren.

Unabhängig aber von der gräflichen Gewalt entwickelte sich die Selbstherrlichkeit der Grundherrschaften, womit zudem noch die Immunität d. h. Befreiung von den öffentlichen Abgaben und Lasten verbunden war, oder vielmehr die Berechtigung des betreffenden geistlichen oder weltlichen Grundherrn, die vom Staate aufgegebenen Leistungen ihrer Insassen für sich selbst zu beziehen. Man kann diese Sonderstellung der Grundherrschaften als eine Nachbildung der Verwaltung der schon unter Karl d. Gr. auch vom Grafschaftsverbande losgelösten Krongüter ansehen. Die hohe Gerichtsbarkeit übte dort nachmals auch nicht mehr der Graf, sondern ein vom König eigens eingesetzter oberster Domänenbeamter, der Reichsvogt, aus. So wurden bischöfliche Kirchen und ältere Abteien der vollen Immunität teilhaftig. Man ernannte diesen geistlichen Instituten weltliche Beistände (Advocati, woraus unser deutsches „Vogt" geworden), die dann auch die Gerichtsbarkeit ausübten. Anfänglich geschah die Ernennung dieses Vogts durch den

König, zuweilen durch das Gotteshaus selbst. Diese Kirchenvögte mißbrauchten oft ihre Befugnisse, selbst dem Abte oder Propste gegenüber, weshalb diese sich selbst möglichst viel von der Gerichtsbarkeit reservierten. In gleicher Weise suchten die weltlichen Grundherrn die Ausübung der öffentlichen Gerichtsbarkeit sich anzueignen. So kam es, daß die Macht der Grafen durch die Reichs- und Kirchenvögte gewaltig eingeschränkt wurde. Ja, der Name „Vogtei" und „Vogt" überwucherte so die übrige Gerichtsbarkeit, daß man im 13. Jahrhundert selbst den Amtsbezirk eines Grafen und den Rest seiner Rechte mit diesem Namen zu benennen pflegte.

Der für die Waldstätte wichtigste Immunitätsbezirk war die Reichsvogtei Zürich, da derselbe das Land Uri mitumfaßte. Ein vom König eingesetzter spezieller Domänenamtmann hatte die Gerichtsbarkeit und Verwaltung und seinen Sitz in Zürich. Auch als ein großer Teil, einschließlich Uris, durch Schenkung an die neugestiftete Fraumünsterabtei überging (853), verblieb der Amtmann zugleich Vogt des Stifts. Nach der Wiederaufrichtung des Herzogtums Alamannien (917) fiel die Bestellung dieses Vogtes dem Herzoge zu. Im 10. Jahrhundert erhielt der Vogt von Zürich die volle gräfliche Gerichtsbarkeit, stieg zur Rangstufe des Grafen empor und wurde Reichsvogt im späteren Sinne des Wortes. So entwickelte sich die Reichsvogtei Zürich zu einem vom Zürichgau völlig losgelösten Immunitätsbezirk. Nach dem Investiturstreit zwischen den Staufern, den Anhängern Heinrichs IV. und den Zähringern als den Häuptern der päpstlichen Partei, kam Zürich und mit ihm Uri unter die Herrschaft des Zähringers Berthold II., doch ließ dieser Herzog anfangs

noch das Geschlecht der Lenzburger im Besitz der Verwaltung des Reichsvogtamtes. Später übernahm auch diese der Herzog selbst, und so nennt sich nachmals Berthold V. „Kastvogt", d. h. Inhaber der kaiserlichen Gewalt über ganz Zürich, wozu auch das obere Reußthal (Uri) gehörte. Vermutlich waren diesem Kastvogt noch Untervögte unterstellt, doch mögen wohl die niedere Gerichtsbarkeit die Grundherrn selbst gehandhabt haben. Mit dem Erlöschen des Zähringer Hauses (1218) fiel aber die Reichsvogtei Zürich als erledigtes Reichslehen an Kaiser Friedrich II. zurück. Die wichtige Feste an der Limmat übertrug dieser einem aus den ritterbürtigen Bürgern Zürichs selbst gewählten Vogte, aus Uri aber ward eine besondere Vogtei, die er vermutlich Graf Rudolf dem Alten von Habsburg, seinem eifrigen Anhänger, verlieh; denn ihn finden wir seit 1231 im Besitze des Landes. Auch Einsiedeln kam in die Hand der Herzoge von Österreich. Ebenso war die Vogtei über Murbach und Luzern schon im 12. Jahrhundert erbliches Lehen der Grafen von Habsburg geworden, die ihrerseits die Vogteien über die einzelnen Höfe an Edle als Unterlehen erteilten. Diese Untervögte griffen zum Teil sehr in die Wirksamkeit und Kompetenzen der Gottesleute ein. Ja, sie errichteten Burgen auf dem Grund und Boden des Klosters und übten förmliche Gewaltherrschaft aus, sodaß die im 15. Jahrhundert aufgezeichneten Sagen über die Bedrückungen der habsburgischen Vögte nicht so ganz aus der Luft gegriffen erscheinen.

Unter Kaiser Friedrich II. machte sich in den Alpen die Bewegung geltend, an Stelle des zum Landesherrn gewordenen Vogtes oder Grafen einen wirklichen Beamten des Kaisers zu erlangen und somit ein unmittelbares Ver-

hältnis zwischen Volk und Reichsoberhaupt herzustellen. Diese Bewegung richtete sich gegen das Haus Habsburg, das im 13. Jahrhundert gewissermaßen an die Stelle der Zähringer getreten war und zwischen Jura und Alpen ein umfassendes Landesfürstentum zu begründen suchte. Auch die Waldstätte schienen demselben unrettbar verfallen zu sein; denn in dreifacher Eigenschaft hielten die Habsburger zu Beginn des 13. Jahrhunderts Schwyz und Unterwalden umklammert. Als erbliche Landgrafen von Aar- und Zürichgau richteten sie über die Freien, als Kastvögte von Murbach-Luzern und Muri über die den beiden Gotteshäusern angehörigen Leute, über die Insassen ihrer eigenen, aus der Lenzburgischen Erbschaft an sie gekommenen Höfe als Grundherren. Als nun gar nach dem Aussterben der Zähringer die Reichsvogtei Uri als erbliches Lehen von Kaiser Friedrich II. an Graf Rudolf den Alten verliehen ward, schien die Habsburgische Herrschaft in allen drei Ländern eine vollendete Thatsache. Allein der zuletzt eingefügte Stein bröckelte bald wieder aus dem Gebäude heraus, und dies zog den Sturz des Ganzen nach.

Im Jahre 1231 kaufte nämlich König Heinrich die Vogtei über das Thal Uri vom Grafen Rudolf dem Alten zurück und gab „seinen Getreuen" Uris die urkundliche Zusicherung, daß sie dem Reiche weder durch Verleihung noch durch Verpfändung wieder entfremdet werden sollten. Damit war der Grundstein zur schweizerischen Freiheit gelegt. Dies reizte auch die Schwyzer nach der Reichsunmittelbarkeit zu streben, und ohne dieses Streben wäre der Dreiländerbund nicht entstanden.

Das Eingreifen des Königs beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit einen Beamten zu schicken, die Reichs-

teuer zu holen und unter der Linde in Altorf Gericht zu halten, wohl auch dienstpflichtige Mannschaft zur Reichsheerfahrt aufzubieten; für die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit bestellte oder bestätigte der König aus der Mitte der Thalleute einen Ammann, dem vermutlich ein Rat zur Seite stand. Doch schon sehr frühe entwickelte sich die Verwaltung Uris zu großer Selbständigkeit, schon 1243 führte die Gemeinde Uri ein eigenes Siegel und trat bald so selbstherrlich auf, daß ihr König Heinrich drohen mußte.

Als im Jahre 1240 Friedrich II. die Stadt Faenza in Italien belagerte, stellte sich dem Kaiser auch eine Schar Schwyzer als Bundesgenossen, im Gegensatz zu ihrem näheren Herrn, dem Grafen Rudolf dem Schweigsamen von Habsburg-Laufenburg, dem mit seinem Bruder Albrecht die Landgrafschaft im Zürichgau, also auch die gräflichen Rechte über Schwyz und Unterwalden, sowie die sämtlichen Güter des Hauses am Vierwaldstättersee zugefallen waren, während die Vogteien über Murbach-Luzern und Muri beiden Brüdern gemeinsam blieben. Graf Rudolf hatte sich aber von dem vom Papste gebannten Kaiser zurückgezogen. Dies kam den Schwyzern zu statten. In Anerkennung ihrer Treue gegen Kaiser und Reich entband sie Friedrich II. in einer Urkunde ihres Abhängigkeitsverhältnisses von der Grafschaft und nahm sie als königliche Gemeinde in des Reiches besonderen Schutz, mit dem Versprechen, daß sie es immer so bleiben solle.

Es scheint zwar, daß Graf Rudolf der Schweigsame sich bemühte, sich durch Ergebenheitsbeweise den Kaiser wieder geneigt zu machen, aber an dem Freiheitsbriefe der Schwyzer änderte dies bis 1246 nichts. Als die hohen-

staufische Sache jedoch verloren ging, mußten sich die Schwyzer aufs neue dem Grafen Rudolf verpflichten; allein sie wurden bald darauf wieder rückfällig und deshalb vom Papste mit dem Interdikte bedroht (1247). Gleichzeitig werden damit auch die Unterwaldner und Luzerner bedroht. Doch läßt sich ein dem Schwyzer Freiheitsbrief gleichlautender für Uri und Unterwalden urkundlich nicht nachweisen. Ein Land „Unterwalden" im politischen Sinne existierte überhaupt damals noch nicht; man sprach nur von den „Waldleuten" oder Intramontani, woraus erst im 14. Jahrhundert der Name Unterwalden sich entwickelte infolge des Sichzusammenschließens von Kirchspielen zu den anfangs gesonderten Gemeinwesen Nid- und Obwalden, woraus nachmals Unterwalden erwuchs. Gemeinsame politische und militärische Interessen mögen nun die Unterwaldner, wie die Luzerner, bestimmt haben, sich mit Schwyz zu verbinden, wie auch Uri. Man kann demnach die Entstehung des Dreiländerbundes und damit die Anfänge der Eidgenossenschaft in die Zeit von 1245—1252 setzen. Die Waldstätte scheinen um diese Zeit schwere Kämpfe mit den Herrschaften Kiburg und Habsburg geführt zu haben, sowie mit deren Amtleuten und Vögten, wovon uns auch der Chronist Justinger berichtet, nur fanden sie nicht nach einander, sondern nebeneinander statt. Damals scheint ein kiburgisches Schloß im Lowerzersee von Schwyzern zerstört worden zu sein. Auch das Schloß in Sarnen mag damals einem Kiburger Ministerialen anvertraut gewesen sein, und auch Blendungen von Kriegsgefangenen und dergleichen Greuel mögen vorgekommen sein, wie die erst im XV. Jahrhundert in den Chroniken auftauchenden Sagen berichten. Auch kann zu dieser Zeit, nämlich 1245—52, eine nächtliche Verschwörung, wie auf

dem Rütli, stattgefunden haben. Ja, eine Vertreibung habsburgischer und kiburgischer Amtsleute und Kastellane oder gar Erschießung eines solchen mit der Armbrust ist nicht undenkbar. Doch ist der historische Kern, der erst bei Hemmerlin und im sog. weißen Buche von Sarnen auftauchenden Sagen mit derartigem Inhalte sehr schwer auszuscheiden.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen muß wieder eine Annäherung Luzerns, Unterwaldens und der Schwyzer an das Haus Habsburg stattgefunden haben; also war die erste Erhebung gegen Habsburg, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, gescheitert. Auf Uri, dessen Befreiung auf unanfechtbar rechtmäßigem Wege erfolgt war, erhoben die Habsburger keine Ansprüche. Doch verwahrten die Schwyzer ihren Freiheitsbrief von Faenza bis zu einer günstigen Gelegenheit. Zeuge der Ausstellung dieser Urkunde war vielleicht jener Rudolf v. Habsburg, der nachmalige deutsche Kaiser. Wir finden ihn auch entschieden auf Seite der Hohenstaufen; er begleitete den unglücklichen Konradin nach Italien bis Verona. Bei den mancherlei Wirren und Unruhen, die zur Zeit des Interregnums auch in der Schweiz ausbrachen, erscheint Rudolf v. Habsburg wieder als Schutz- und Schirmherr in Uri, wo weder ein Reichsvogt mehr, noch ein Landamman Ansehen genoß. Trotzdem bestätigte er nach seiner Thronerhebung 1274 der Gemeinde Uri ihre Reichsunmittelbarkeit und versprach, sie in keiner Weise zu verpfänden oder vom Reiche zu veräußern.

Doch war Rudolf sehr auf Mehrung seiner Macht und Habe bedacht. So benutzte er als Verwandter des kiburgischen Hauses mit dem Erlöschen des Mannesstammes

desselben die Gelegenheit, sich z. T. durch Kauf in Besitz fast ihrer sämtlichen Güter zu setzen. Für die Waldstätte aber hatte dieser Handel den Übergang der Grafschaftsrechte, Vogteien und Güter in Schwyz und Unterwalden von der jüngeren habsburgisch-laufenburgischen auf die ältere, nachmals österreichische Linie zur Folge.

Systematisch ging nun Rudolf darauf aus, geistliche und weltliche Territorien in der Schweiz als erledigt einzuziehen und auf sein Haus zu übertragen, oder durch Kauf zu erwerben; nicht minder wußte er durch Erhöhung der Steuern Gelder einzutreiben. Besonders besorgt mochten die Urner sein, die sich von allen Seiten von habsburgischen Besitzungen umschlungen fühlten. Was Schwyz betrifft, so durfte es von Rudolf, in dem es nicht nur den König, sondern auch den Grafen erblickte, nicht hoffen, die Bestätigung ihres Faenzer Freiheitsbriefes zu erhalten, zumal auf einem Hoftag in Nürnberg 1274 entschieden worden war, daß die Verfügungen Friedrichs II. im Bann nichts gälten. Rudolf betrachtete auch Schwyz als durchaus zu seiner Hausmacht gehörig und versetzte sogar die Einkünfte daraus. Im übrigen genoß das Land die weitgehendste Autonomie unter eigenen Ammännern, die der König nur bestätigte. Intensiver war Rudolfs Macht in Unterwalden, wo er zumeist Grundherr und Vogt zugleich war. Daher mochte dort die Gährung noch viel gewaltiger sein, so daß sich die Absicht, das habsburgische Joch abzuschütteln, deutlich kundgab.

Als Rudolf gestorben war, ohne daß es ihm geglückt, seinem Sohne Albrecht die Nachfolge zu sichern, erneuerten das Reichsland Uri und die ganz oder größtenteils unter österreichischer Hoheit stehenden Thäler Schwyz und Unter-

walden ihren um die Mitte des Jahrhunderts geschlossenen Bund anfangs August 1291 auf ewige Zeiten. Die im Archiv zu Schwyz darauf bezügliche Urkunde darf getrost als Stiftungsbrief der schweizerischen Eidgenossenschaft betrachtet werden. Über den Ort und die Männer dieses Bundesbriefes fehlen leider bestimmte Angaben. Vermutlich geschah die Vereinigung in Schwyz selbst, sei es im Hauptort oder in Brunnen. Oechsli vermutet, daß die Landammänner, die im Oktober desselben Jahres bei dem Bündnis mit der Reichsstadt Zürich an der Spitze standen, auch den ewigen Bund beschworen, nämlich Arnold der Meier von Silenen, Landammann von Uri, und Konrad ab Iberg, Landammann von Schwyz, gewissermaßen die ersten Eidgenossen. An der Spitze eines bei dem späteren Züricher Bündnisse geschaffenen Bundesrates steht der Freiherr Wernher (II) von Attinghusen, und es ist anzunehmen, daß er auch bei dem ewigen Bunde im August desselben Jahres dabei war. Von anderen Namen sei noch der Schwyzer Rudolf Stauffacher erwähnt und als letzterwähntes Mitglied des Bundesrates Konrad Hunn. Die Unterwaldner beteiligten sich nicht an dem Bündnisse mit Zürich, und an dem vorhergegangenen ewigen Bunde auch nur die „Gemeinde der Waldleute des unteren Thales", also Nidwalden. Obwalden erklärte später seinen Anschluß. Hauptzweck des ewigen Bundes war die Erhaltung geordneter Rechtszustände und die Wahrung des Landammannamtes nur für Einheimische. Es war eine Vereinigung zu Schutz und Trutz, ein Meisterwerk praktischer Staatsweisheit.

Obwohl im ewigen Bunde von 1291 mit keinem Worte Österreichs gedacht war, so war doch unzweifelhaft die

Spitze gegen dasselbe gerichtet und zielte auf gänzliche Befreiung der Waldstätte von österreichischer Landeshoheit, speziell gegen Herzog Albrecht, den alleinigen Erben. Merkwürdigerweise war die Seele eines gegen diesen gerichteten Bundes ein Verwandter des Herzogs, das Haupt der jüngeren Linie der Habsburger, Bischof Rudolf von Konstanz, welcher der älteren Linie das Unrecht, das sie seiner Familie angethan, heimzahlen wollte. Dieser trat zunächst mit Zürich in Verbindung, wo unter anderm die Übertragung der Reichsvogtei an die habsburgischen Landrichter im Aar- und Zürichgau durch König Rudolf böses Blut gesetzt hatte. Außerdem schlossen sich noch eine ganze Menge schweizer Dynasten an, die von ihm und seinen Söhnen zu leiden gehabt, sowie die alten Feinde Habsburgs im Westen, Graf Amadeus von Savoyen und sein Bruder Ludwig von der Waadt. Auch die Waldstätte traten teilweise dieser mächtigen Koalition bei, Uri und Schwyz, indirekt auch Unterwalden, insofern es kraft seiner früheren Vereinbarung den beiden Ländern Hilfe schuldete.

Unter der Führung des Bischofs von Konstanz begannen denn auch sofort die Feindseligkeiten mit der Eroberung von Buchhorn (Friedrichshafen) am Bodensee, das an Österreich verpfändet war. Graf Hugo von Toggenburg zog gegen die Stadt Winterthur, ein Hauptbollwerk Österreichs in der Ostschweiz, doch der Angriff mißglückte und führte zu einem vernichtenden Schlage gegen die antiösterreichische Koalition. Albrecht zog herbei, um wenigstens in seinen Stammlanden seine Autorität wiederherzustellen, da es ihm noch nicht gelungen war, seine Kaiserwahl durchzusetzen. Luzern leistete ihm Huldigung und im übrigen

zeigte er sich versöhnlich und entgegenkommend. Auch mit Zürich kam es zum endgültigen Frieden.

Die Teilnahme der Waldstätte an diesem Kampfe läßt sich nicht recht feststellen, doch vermutlich leisteten sie der belagerten Stadt Zürich, von der Albrecht hatte erfolglos abziehen müssen, Hilfe. Allein von einem direkten Zusammenstoß mit den Waldstätten selbst wissen wir nichts. Ebensowenig, inwiefern sie sich aufs neue in die österreichische Herrschaft gefügt; Schwyz wenigstens geberdete sich sehr selbstherrlich. Und als sich Herzog Albrecht gegen König Adolf von Nassau auflehnte, schickte Schwyz und Uri Gesandte zu letzterem nach Frankfurt mit der Bitte um Bestätigung ihrer alten Freiheitsurkunde von 1240. Adolf stellte ihnen in diesem Sinne ein neues Privileg aus. Unterwalden hielt sich auch diesmal zurück. Als aber Albrecht seinen Gegner bei Göllheim niedergestreckt hatte, mußten sich die Waldstätte aufs neue seiner Herrschaft fügen. Doch von Ausübung einer Rache Albrechts an den Waldstätten weiß die Geschichte absolut nichts. Erst Tschudi erzählt uns von Einsetzung gewaltthätiger Vögte, von Geßler und Landenberg und von dem berühmt gewordenen Tellsschusse. Überhaupt ist erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Albrecht zu dem finsteren, einäugigen Tyrannen gestempelt worden, als der er noch heute im Volksmunde lebt. Nicht die geringste Spur findet sich unter der Regierung Albrechts von dem Auftreten und den Gewaltthaten jener genannten Vögte, im Gegenteil finden wir dort dieselben einheimischen Landammänner an der Spitze, die schon 1291 den ewigen Bund geschlossen: Werner von Attinghusen in Uri und Rudolf Stauffacher in Schwyz. Für besondere Landvögte in den Waldstätten

unter König Albrechts Regierung war schon darum kein Raum, da Schwyz und Unterwalden zum österreichischen Amte Baden gehörte und, wie Luzern, dem dort residierenden Landvogte unterstanden. In kleinen Zwistigkeiten und Auseinandersetzungen mit Klosterleuten mag wohl Albrecht eingegriffen haben; das ist aber auch alles, was wir aus der Zeit wissen, und diese Lokalfehden, wie z. B. zwischen Schwyz und Einsideln und Uri mit dem Stift Engelberg, entbrannten nach Albrechts Tode aufs neue. Von seinem Nachfolger aber, Heinrich VII. von Luxemburg, zumal er aus einem anderen Hause stammte, ließen sich die Waldstätte ihre alten Freiheitsbriefe bestätigen. Er befreite die drei Thäler von jeder auswärtigen Gerichtsbarkeit und organisierte sie als eine besondere Reichsvogtei. Doch mußten die Waldstätte wegen Wahrung ihrer Freiheit besonders den noch unter Österreich stehenden Nachbarländern gegenüber, wie Luzern, auf der Hut sein, da sie gerade mit diesen in feindliche Spannung gerieten.

Doch hiermit sind wir schon über die Grenzlinie jener Zeit hinausgeschritten, in der die Tellsgeschichte fällt, und Namen, die in derselben eine Rolle gespielt haben sollen, wie Werner Stauffacher in Schwyz und Walter Fürst in Uri gehören der jüngeren Generation an, während der Freiherr von Attinghusen noch weiter fungiert. Dieser jüngeren Generation fiel die Aufgabe zu, die von den Vätern gewonnene Unabhängigkeit mit dem Schwerte zu behaupten; denn die Herzöge von Österreich beruhigten sich nicht über das Resultat. Herzog Leopold suchte bei Kaiser Ludwig VII. die Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft zu erwirken, und schon waren die Untersuchungen über die Berechtigung seiner Ansprüche eingeleitet, als der Kaiser starb.

Es folgte das Doppelkönigtum Friedrichs von Österreich und Ludwigs von Bayern. Aus leicht begreiflichen Gründen hielten es die Waldstätte mit letzterem und hatten es vom Gegenkönig schwer zu büßen. Eine neuentbrannte Fehde mit Einsiedeln, in der Friedrich der Schöne als Schirmvogt angerufen ward, bot demselben willkommenen Anlaß einzugreifen. Ludwig der Bayer versprach zwar seinen lieben Getreuen in den Waldstätten seinen moralischen Schutz, persönlich aber war er nicht imstande, ihnen zu helfen. Racheschnaubend zog Herzog Leopold gegen Schwyz, in der festen Zuversicht, das „rebellische Bauernvolk" mit der Blüte seiner Ritterschaft zu zermalmen. Der Ausgang ist bekannt: in der Schlacht am Morgarten (1315) erlag der Kern des österreichischen Adels den Streitäxten und Morgensternen der Schweizer Bauern. Damit war die Freiheit der Eidgenossen besiegelt, und ihr Bund ward in Brunnen erneuert. Ludwig der Bayer bestätigte ihre Privilegien in umfassendster Weise.

Dies ist in den Grundzügen der Inhalt des Oechslischen Werkes. Eingehender als Oechsli untersucht v. Wyß die Rolle, die Uri im 13. Jahrhundert gespielt hat. Darnach blieb Uris Reichsunmittelbarkeit von 1231 bis Rudolfs Zeiten unangetastet, so daß es keine Veranlassung hatte, in dem 1240—52 geführten Kampfe gegen Österreich einzugreifen.

4. Das „weiße Buch" von Sarnen.

Es erübrigt uns nun noch, über die Stellungnahme der neuesten Forschungen zum „weißen Buche," das von Vetter sorgfältig herausgegeben und mit Anmerkungen versehen ist, das Nötigste zu erwähnen. Baucher und

Dierauer halten sich durchaus an das durch die Urkunden Gegebene; v. Liebenau hält manche Züge der Befreiungsgeschichte allerdings für sagenhaft und glaubt, daß von den Chronisten zu verschiedenen Zeiten vorgefallene Ereignisse in eine wohl zu späte Epoche verlegt worden seien (Geschichtsfreund p. 289 u. 292). Dabei stützt er sich auf die österreichische Rechtsschrift von 1461 und auf die Klage des Klosters Pfäfers von 1306 über die Gewaltthaten der österreichischen Vögte in Weggis. Während Hilty das Auftreten Tells und den Schwur auf dem Rütli zu Kaiser Albrechts Zeiten zu halten sucht, legen Oechsli und v. Wyß die Überlieferung von den Übergriffen der Vögte und der dadurch entstandenen Volkserhebung als einen Nachhall der Kämpfe von 1245—52 aus. Am meisten nimmt Bernoulli (Anzeiger f. schweiz. Gesch. XXII, 1891, p. 164: „Die Sagen der Waldstätte im weißen Buche von Sarnen") die Darstellung des weißen Buches in Schutz und sucht davon als historisch oder glaublich zu retten, was nur möglich ist; nur kommt er auch zu dem Ergebnis, daß die darin berichteten Ereignisse zeitlich früher als die Regierung Albrechts I. zu fixieren seien, nämlich ganz bestimmt vor dem 28. August 1247, dem Ausstellungstage des Erlasses Innocenz IV. Darnach scheint der Aufstand der Schwyzer und Sarner gegen Habsburg mit dem welterschütternden Kampfe zwischen Kaiser und Papst zusammengehangen zu haben, indem sie sich als Gegner des päpstlich gesinnten Habsburgers naturgemäß auf seiten des Kaisers stellten. Doch diente dies nach Bernoulli nur als willkommener Anlaß, einer langjährigen Periode der Unzufriedenheit mit der Herrschaft Habsburgs ein Ende zu machen. Diese Unzufriedenheit mit unleidlichem Druck habe

ihren Ausdruck in mehreren Erzählungen gefunden, deren Glaublichkeit Bernoulli möglichst zu stützen sucht. So hält er die Einzelheiten der an Arnold v. Melchthal und seinem Vater verübten Gewaltthaten durchaus nicht für unwahrscheinlich. Das gewaltsame Wegnehmen der Ochsen könne sehr wohl eine Pfändung für rückständige Steuern oder Zinsen bedeutet haben. Ja selbst die harte Rede, daß der Bauer selber den Pflug ziehen solle, konnte seiner Meinung nach dem gereizten Vollstrecker der Pfändung leicht entfahren, wenn er die unvermeidliche, jedoch schwer zu beantwortende Frage hören mußte: „Wie sollen wir denn das Land bebauen, wenn ihr uns die Ochsen nehmt?" Auch die Blendung des alten nach der Flucht des Sohnes der Rache des Landvogts preisgegebenen Melchthals sucht Bernoulli als eine Folge des nach dem Brauche jener Zeit in den Stock gelegten alten Mannes hinzustellen.

Ebenso sucht Bernoulli die Erzählung von der Ermordung eines Landvogts im Bade, wobei er einer Frau Ungebührliches zugemutet, glaubhaft zu machen. Er nimmt an, daß es im Rechtsverhältnis mit inbegriffen gewesen, den einreitenden Landvogt zu bewirten und ihm ein Bad zu bereiten. Auch die Überlieferung von der Eroberung der beiden Burgen auf dem Rotzberg und zu Sarnen, wonach bei ersterer eine ungetreue Magd die Verräterin gespielt und letzterer eine Sitte zu Weihnachten zu Hilfe gekommen, dem Landvogt zu diesem Feste die üblichen Geschenke zu bringen, glaubt Bernoulli durchaus nicht beanstanden zu sollen; nur nimmt er als Datum die Weinachtszeit 1246 an.

Von diesen Unterwaldner Überlieferungen wendet sich nun Bernoulli zu der Gründung des schwyzerischen Geheim-

bunds, als dessen Stifter er Werner von Stauffach hält, der noch 1267 in einer Urkunde als Zeuge erscheint. Obwohl Besitzer eines neuen steinernen Hauses war er doch nach damaligem Brauch im Lehensverhältnis zu seinem Landvogte. Vernoulli schreibt ihm als dem Wohlhabendsten und Angesehensten im Thale schon bei den früheren Bestrebungen der Schwyzer, um 1240 von dem Kaiser einen Freibrief gegen Habsburg zu erwerben, großen Einfluß zu. Nur darin irre die Darstellung des weißen Buches, daß sie allen 3 Waldstätten das gleiche Schicksal zuweise: Uri besaß vielmehr schon seit Jahren die Reichsfreiheit, wohl aber konnten die Urner mit den Bestrebungen der Schwyzer und Urwaldner sympathisieren. Warum sollten sie sich also nicht an den Beratungen und an der Verschwörung derselben beteiligt haben? Welcher Ort lag aber hierzu gelegener, als das versteckte Rütli im reichsfreien Uri, das sowohl für Schwyz, wie für Sarnen, der nächste Fleck Erde außerhalb des habsburgischen Machtbereiches war? So folgert Vernoulli aus den Sagen des „weißen Buches", nur stimme die zuerst vollzogene Zerstörung der Zwingburg nicht mit dem bereits begründeten Zustand der Reichsfreiheit Uris; ohne Zweifel sei dies eine Reminiscenz früherer Zeit. Bei all diesen Bemühungen Vernoullis, einen geschichtlichen Kern in den Sagen des „weißen Buches" herauszuschälen, verzweifelt er doch daran, die Tellsgeschichte zu retten und überläßt sie gerne den Mythologen. Nach einer älteren Quelle des „weißen Buches", als welche Vernoulli eine Schwyzerchronik annimmt, ist der Bedränger Tells und Stauffachers eine und dieselbe Person, Geßler, gewesen. Bei der Überlieferung von der Ermordung Geßlers durch einen Pfeilschuß Tells in der hohlen Gasse bei Küßnacht

möge wohl, meint Bernoulli, eine Verschmelzung mit einer Sage von der Ermordung eines Burgvogts von Schwanau durch zwei Brüder, mit deren Schwester derselbe ein sträfliches Verhältnis unterhalten, mitgewirkt haben. Diesen beiden Brüdern schreibt der Chronist Felix Hemmerlin um 1450, aber sicher mit Unrecht, die Gründung des schwyzerischen Geheimbundes zu.

Auffallend bleibt bei der ganzen, immerhin geistvollen und anregenden Beweisführung Bernoullis, daß er alle die Thatsachen, deren Vorkommen schon im 13. Jahrhundert er retten will, erst im 15. Jahrhundert, und zwar vermutlich in der seither verlorenen Schwyzerchronik, aufgezeichnet wissen will. Bei all seiner konservativen Haltung vermag er aber die Tellensage nicht zu retten. Und warum sollten alle diese merkwürdigen, zum Teil außergewöhnlichen Ereignisse nicht schon in einer früheren Chronik aufgezeichnet worden sein? Diese Frage drängt sich uns umsomehr auf, wenn wir der landläufigen Überlieferung der Erhebung der drei Waldstätte zu Kaiser Albrechts Zeiten folgen, von dessen Bedrückung der freien Schweiz die meisten neueren Geschichtsforscher nichts wissen wollen. Obwohl sich dieser Kaiser seine Rechte nicht schmälern ließ, achtete er doch das Herkommen und ernannte Landammänner aus einheimischen Geschlechtern. So bekleidete in Altorf ein Attinghausen, in Schwyz ein Stauffacher und Yberg dieses Amt. Daß gleichwohl Albrecht in den Ruf kam, die Freiheit der Schweiz bedroht zu haben, mag sich aus seiner Ländergier, wie überhaupt aus seinem finsteren, abstoßenden Wesen erklären. So ward er zum Sündenbock des alten, langjährigen Grolls gegen das Haus Habsburg überhaupt. Diese Beleuchtung verdankt er zumeist der Darstellung des

anti-österreichisch gesinnten Ägidius Tschudi und seiner Nachtreter. Dies ist die Anschauung der meisten Geschichtsforscher der Neuzeit, aber immer wieder wird die Streitfrage aufs neue aufgenommen. Wenn es sich nun vielleicht auch nicht nachweisen läßt, wie dies Professor Hagen in Bern versucht hat, Kaiser Albrecht sei sogar ein Beförderer der schweizer Volksfreiheit gewesen, so machen doch anderseits die Versuche, die Glaublichkeit oder Wahrheit der Tellsgeschichte zu erweisen, den Eindruck gekünstelter Beweisführung. Wenn es auch feststeht, daß sich Kaiser Albrecht bemüht hat, gewaltsam seine Oberhoheit in der Schweiz geltend zu machen, wenn auch der Annahme, daß er einen Landvogt nach Uri geschickt und dieser sich hätte Bedrückungen zu schulden kommen lassen, nichts im Weg stünde, so läßt sich doch das Märchen mit dem Apfelschuß Tells nicht als historisch erweisen. So bemüht sich Professor Dr. Hidber jüngst im „Berner Bund" Belege für die Willkürakte und Bedrückungen Kaiser Albrechts beizubringen: er habe 1292 dem Abt Wilhelm von St. Gallen das versprochene Geleite gebrochen, dem Lande Steiermark nicht die feierlich zugesicherten Rechte und Freiheiten gehalten, ja sogar einen Vogt über dies Land gesetzt, der es so hart bedrückte, daß ein Aufstand ausbrach; diesen habe auf Albrechts Geheiß sein Vertrauter, Marschall Hermann von Landenberg, mit Waffengewalt blutig unterdrückt. Aber auch in Uri läge ein Beispiel seiner Vergewaltigung vor. Zu Weggis habe das Kloster Pfäfers eine schon vom Papste Gregor V. 998 bestätigte Besitzung gehabt, die sich durch Vergabungen so vermehrte, daß die meisten Bewohner mit ihren Gütern zum Kloster gehörten. Zu Ende des 13. Jahrhunderts habe der Abt Konrad von Rauchenberg Kaiser

Albrecht die Vogtei über Weggis verliehen, und nun habe dieser sie ohne alles Recht mit der Kirche Sancta Maria und ihrem Gute zum habsburgisch-österreichischen Amte Habsburg am See geschlagen. Nun schonte nach Hidbers Darstellung Albrecht in seiner unersättlichen Habsucht nicht einmal das Kirchengut, und seine Vögte erlaubten sich die größten Grausamkeiten, wogegen der Abt zwar feierlich, aber nutzlos protestierte (1306). Ähnliches konnte doch wohl auch — so folgert Hidber — am Vierwaldstättersee vorkommen. Um damit des Landes Recht und Brauch in Einklang zu bringen, nimmt Hidber an, daß die deutsche Landesbevölkerung longobardischen Ursprungs sei, für welche Annahme sich viele Zeugnisse fänden und unter anderm auch die in bestimmter Reihenfolge zum Teil noch jetzt vorhandenen longobardischen Verteidigungstürme sprächen. Hidber folgert nun aus den Willkürakten Albrechts und seiner Vögte in Weggis ähnliche Äußerungen und Handlungen des kaiserlichen Vogtes in Uri, sie sollten, wenn sie nicht als Leibeigene behandelt sein wollten, sich nach ihrem alten, ihnen zukommenden longobardischen Rechte freimachen. Dabei konnte Einer statt aller die vorgeschriebene Bedingung erfüllen. Laut diesem Rechte fand an einem öffentlichen Orte eine größere Versammlung statt. Diese erfolgte durch das Aufstecken eines Hutes auf eine Stange und dann durch einen Pfeilschuß, der den Eintritt in die Freiheit bezeichnete. Der Pfeilschuß konnte durch eine Grausamkeit erschwert werden, wie solche bei den habsburgischen Vögten etwa vorkam. Der habsburgische Vogt Geßler in der nachmals züricherischen Herrschaft Grüningen ließ einem Hörigen die Zunge ausreißen. Hidber hält also nach einem dem altlongobardischen Rechte stattgehabten Vorgange die

Tellerzählung im weißen Buche für durchaus glaublich; es fehle nur der Knabe mit dem Apfel, was wohl als ausschmückende Zuthat aufgefaßt werden könne und nicht wesentlich sei.

Wir haben dafür nur ein ungläubiges Kopfschütteln und halten die ganze Beweisführung für überaus gekünstelt. Abgesehen davon, daß die Behauptung, die deutsche Landesbevölkerung in der Schweiz sei longobardischen Ursprungs, der allgemein angenommenen Ansicht fast aller Geschichts- und Sprachforscher widerstreitet, wonach die Schweizer Bluts- und Stammverwandten der benachbarten Alemannen sind, so kommt uns die grausame erzwungene Handlung eines Pfeilschusses nach dem Haupte eines Kindes ohne verbürgte Gewährsmänner so kühn und gewagt vor, daß wir sie nicht ohne weiteres für eine unwesentliche und bloß ausschmückende Zuthat eines Rechtsvorgangs annehmen können.

Was die Aufpflanzung des Geßlerhutes betrifft, so hat schon vor Jahren in Zürich Prof. Meyer v. Knonau die Vermutung ausgesprochen, daß er nichts anderes als die Reminiscenz an den Hut eines Meiers oder Amtmanns, also eines Vertreters der Grundherrschaft bedeute. Auf Grund eines urkundlichen Belegs vom Ende des 14. Jahrhundert ist Bernoulli der Ansicht, daß dieser Hut nur dann erschien, wenn es sich um die Ausübung eines mehr oder weniger bestrittenen Rechtes handelte. Demnach hält Bernoulli die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, „daß auch im Hute der Tellensage die Erinnerung an irgend einen derartigen Streit nachklinge, welcher einst im Lande Uri die Gemüter mochte erregt haben, über den uns jedoch keinerlei Urkunde erhalten sei, und dessen Tragweite wir daher nicht mehr bemessen können". Bei Ruß und im

Tellenliede ist von dem Hute nicht die Rede, wohl aber im weißen Buche. Interessant ist, daß sich im badischen Taubergrunde ganz derselbe Sagenzug von der zwangsweise anbefohlenen Verehrung eines aufgesteckten Vogthutes findet; anderseits gilt die Aufsteckung eines Hutes als ganz harmloser Gebrauch zu Bezeichnung des Weiderechts, und jene anbefohlene Reverenz ist wohl nur eine bloße Erdichtung, geschweige der Apfelschuß. Wir kommen dabei abermals auf unsere nicht zu bannenden Zweifel zurück: Sollten so seltsame, wider die menschliche Natur und alles Recht verstoßende Handlungen von gleichzeitigen Chronisten unbeachtet gelassen worden sein? Chronisten gab es aber im 14. Jahrhundert schon genug. So verfaßte noch zu Albrechts Zeiten ein steierischer Ritter Ottokar ein weitläufiges Geschichtswerk in deutschen Versen, das bis zum Jahre 1310 reicht. Da dieser eine besondere Vorliebe für sensationelle Ereignisse zeigt, denen sich auch eine poetische Seite abgewinnen läßt, so hätte er sich sicherlich die Ermordung eines tyrannischen Vogts nicht entgehen lassen; aber er gedenkt derselben in seiner Reimchronik mit keinem Worte. Ist das nicht auffallend?

Ferner zur Zeit der Schlacht bei Morgarten (1315) lebte im benachbarten Winterthur ein Knabe, dessen Vater in der Schlacht mitgefochten. Dieser Knabe, der sich später noch sehr wohl erinnerte, den flüchtigen Herzog Leopold selbst in Winterthur gesehen zu haben, schrieb nachmals (1340) eine Chronik. Es war der bekannte Minorit Johann v. Winterthur. Obwohl auch er große Vorliebe zu kuriosen Begebenheiten verrät, sagt er kein Wort von Tell, von vertriebenen und ermordeten Landvögten, die in die Waldstätte gesandt. Als Ursache des Kriegs mit

Herzog Leopold gibt er einfach die Weigerung des Bauernvolks in den Schwyzer Thälern an, sich der Botmäßigkeit, den Abgaben und den gewohnten Diensten, die es dem Herzog Leopold schuldig war, zu unterwerfen. Ebenso beobachten auch andere Geschichtsschreiber aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die über die Schlacht bei Morgarten berichten, über etwaige Bedrückungen der Vögte, ihre angebliche Vertreibung oder Ermordung ein tiefes Stillschweigen.

Der nächste einheimische Chronist, der über die älteren Zustände in den Waldstätten schreibt, ist Konrad Justinger (um 1420), Stadtschreiber in Bern. Als Beamter einer mit den Waldstätten verbündeten Stadt kann er für einen Vertreter antiösterreichischer Gesinnung gelten, und seine Angaben fußen sicherlich auf Berichten aus den Waldstätten selbst. Was erzählt uns nun dieser?

Er berichtet viel von alten Fehden der Waldstätte mit dem Hause Habsburg, dem Schwyz und Unterwalden zufallen sollten; Uri aber sollte dem Frauenkloster Zürich zugehören. Er erzählt auch viel von Freveln der herrschaftlichen Amtleute und Vögte gegen die biederen Landleute, ihre Frauen und Töchter und dem Widerstande der Bewohner, sowie vom Hilfegesuch der Schwyzer beim römischen Reiche, dem sie, wie sie aus guten Majestätsbriefen bewiesen, eigentlich angehörten. Der Hader dauerte mit Unterbrechung, teils mit Habsburg, teils mit Österreich, dem ersteres seine Rechte verkauft, fort bis zur Schlacht bei Morgarten. Obwohl genaue Zeitangaben fehlen, so ist doch ersichtlich, daß die Frevel der Amtleute in die Zeit des ersten Aufstands (vor Mitte des 13. Jahrhunderts) zu verlegen sind.

Auch ein Züricher Chorherr, Felix Hemmerlin, gibt in einer um 1450 verfaßten Schrift als Anlaß des Abfalls der Schwyzer und Unterwaldner die Ermordung eines habsburgischen Schloßverwalters durch zwei Schwyzer an, mit deren Schwester derselbe ein sträfliches Verhältnis gehabt habe. Als der Graf sie strafen wollte, verbanden sich nach und nach alle Bewohner des Thals und zerstörten schließlich das Schloß im See. Auch die Unterwaldner erstürmten hierauf in der Christnacht, während der Landenberger in der Kirche war, das Schloß Sarnen und demolierten es. Nach der Vertreibung des Landenbergers verbanden sie sich hierauf mit den Schwyzern. Ihrem Beispiele folgten die Luzerner, Berner, Zuger und endlich auch die Urner. Aber von Geßler und seiner Ermordung durch Tell erzählt weder Hemmerlin noch Justinger etwas. Überhaupt werden die Aufzeichnungen über die Befreiung der Schweiz von nun an immer unklarer, wenn auch die Berichte über Grausamkeiten der Vögte immer detaillierter lauten.

Von Tell und Geßler spricht also zuerst das um 1470 verfaßte „weiße Buch." Fast aus derselben Zeit (1482) rührt die eidgenössische Chronik des Luzerner Gerichtsschreibers Melchior Ruß, der, wie es scheint, auf Justinger fußt. Wo dieser nämlich von den Frivolitäten der Amtleute gegen Weiber und Töchter der Waldstätte spricht, führt er als spezielles Beispiel auf einmal den Apfelschuß Tells an und erwähnt auch ein Lied. In diesem von Ruß erwähnten Liede haben wir wohl eine weitere Überlieferung oder Quelle dieser Chronisten zu erblicken. Darnach vielleicht meldet Ruß, daß Tell nach seinem Apfelschusse, von dem nicht berichtet wird, wo er sich ereignete,

nach Uri fuhr, um sich darüber, vor der versammelten Gemeinde zu beklagen, und daß ihn deshalb der Landvogt nach Schwyz in das Schloß im See führen wollte. Darauf folgt der Sturm auf dem See, die Freilassung Tells und sein Sprung auf die Tellenplatte. Hier ist es auch, wo nach Ruß der gerettete Schütze sofort den Vogt erschießt, dessen Namen er übrigens nicht nennt.

Was nun jenes von Ruß erwähnte Lied betrifft, so ist uns ein solches in einer Handschrift vom Jahre 1501 erhalten, betitelt „Ein hüpsch Lied vom ursprung der Eydgnoschafft und dem ersten Eydtgenossen Wilhelm Thell genannt." In seiner jetzigen Gestalt ist das Lied im Jahre 1477, also zwischen dem weißen Buche und der Chronik von Ruß entstanden, doch scheinen gerade die ersten Strophen, welche die Tellsgeschichte enthalten, älter zu sein. Darnach wird der Ursprung der Eidgenossenschaft in Uri angenommen, und es heißt dann von Tell, wie folgt:

„wie einer must sim eigenen sun
ein epfel ab dem scheitel schon
mit sinen henden schiessen.
Der landvogt sprach zu Wilhelm Tell:
„nun lug, dass dir die kunst nit fel,
und vernimm min red gar eben;
trifstu in nit am ersten schutz,
fürwar es bringt dir kleinen nutz
und kostet dich din leben." . . . .
. . . . . .
Alsbald er den ersten schutz hat gtan,
ein pfil hat er in sin göller gelan:
„het ich min kind erschossen,
so hat ich das in minem mut,
ich sag dir für die wahrheit gut,
ich wolt dich han erschossen."

In späteren Überlieferungen von solchen Tellenliedern kommen noch kuriose Varianten vor, u. a. die nicht sehr poetische Anrede des Landvogts auf Tells Weigerung, nach seinem Kinde zu zielen:

„schweig, es muss sein,
obschon dich staltest wie ein schwein!"
es that ihn sehr verdriessen."

Kein Wunder, daß ihn ein solches Anfahren verdroß. Auffallend bleibt nur, auch bei dieser Überlieferung, daß die freimütige Antwort Tells über den Zweck des zweiten Pfeils, den er noch in seinen Goller gesteckt, keine weiteren schlimmen Folgen hat. Man ersieht daraus, daß der Zug des Pfeilschusses in der Überlieferung ganz vereinzelt dasteht, und hierin erkennen wir vornehmlich den Charakter einer Sage, die besonders bei den nordgermanischen Völkern zu Hause ist, deren Ursprung aber sich bis in ein hohes Altertum, ja bis zur Wiege der indogermanischen Völker, zurückverfolgen läßt.

5. Wilhelm Tell, ein Sagenheld.

Schon bei den Persern findet sich die Sage vom Apfelschuß, die uns der Gelehrte Benfey mitteilt und die sicherlich ein hohes Alter bekundet. Darnach hatte einst ein König einen Lieblingssklaven, dem er zuweilen zur Kurzweil einen Apfel auf den Kopf legte, um dann mit seinen Pfeilen darnach zu schießen. Der Sklave war aber dann jedesmal vor Furcht krank. Diese Sage erscheint 1175 von einem persischen Dichter behandelt; ihr Ursprung aber reicht ohne Zweifel in ein graues Altertum zurück. Schwerlich aber hat sie der Orient vom Occident entlehnt, eher

umgekehrt. Zumeist aber findet sich die Apfelschußsage im Norden Europas verbreitet, so in der nordischen Wilkinasage in Island, wie folgt:

„Da wollte der König (Nidung) einstmals erproben, ob Eigil so schießen könne, wie von ihm gesagt war. Er ließ Eigils dreijährigen Sohn nehmen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen und gebot Eigil, darnach zu schießen. Einen Pfeil sollte er nur schießen und nicht mehrere. Eigil nahm aber drei Pfeile, befiederte sie, legte den einen auf die Sehne und schoß mitten in den Apfel. König Nidung fragte Eigiln, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur gestattet worden, einen zu schießen. Eigil antwortete: „Herr, ich will nicht gegen Euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem Pfeil getroffen hätte, so waren Euch diese beiden zugedacht!" Der König nahm dies gut auf und dünkte alle, daß er biderbe gesprochen hätte."

Die meiste Ähnlichkeit hat jedoch die Tellsgeschichte mit einer dänischen Sage, die uns Saxo Grammaticus gegen Ende des 12. Jahrhunderts in seiner Geschichte Dänemarks überliefert: es ist die Sage vom Schützen Toko.

Dieser Toko — dessen Namen Grimm mit dem griechischen Worte τόξον d. i. „das Geschoß" zusammenbringt —, nach seinem Vater Palne auch Palnatoke genannt, soll in dem Heere des Dänenkönigs Harald Blauzahn (935 bis 985) als Bogenschütze gedient haben. Einst rühmte er sich bei einem Gelage einer solchen Geschicklichkeit im Bogenschießen, daß er einen kleinen, auf einen Stock gesteckten Apfel mit dem ersten Pfeile herunterschießen könne. Der König, der dies hörte, war grausam genug, ihn zu zwingen,

einen Apfel bei Strafe seines Lebens von seines Söhnleins Haupte herabzuschießen. Bevor Toko dies wagte, steckte er noch zwei Pfeile zu sich und that dann glücklich den Meisterschuß. Auf Befragen Haralds, warum er noch die beiden anderen Pfeile zu sich gesteckt, erwiderte der Schütze freimütig: „Für Deine Gewaltthätigkeit, wenn ich mein unschuldig Kind getroffen!“ Sonderbarerweise ließ der Tyrann diesmal Toko unbestraft, aber suchte ein andermal sein Verderben. König Harald besaß nämlich eine große Fertigkeit, auf Schneeschuhen das Gebirge zu durchfahren. Als sich nun auch hierin Toko einst seiner Geschicklichkeit rühmte, zwang ihn Harald, von einer Meeresklippe aus den lebensgefährlichen Rutsch in die Tiefe zu wagen. Toko steuerte mit seinem Leitstab zwar blitzschnell — für die Zuschauer ein grausiger Anblick! — aber sicher die Klippe hinab. Unterwegs zerschellten wohl seine Schneeschuhe, er selbst aber kam heil am Gestade an, tauchte lange unter, bis ihn ein Schiff aufnahm. Als man später die Trümmer seiner Schrittpatten auffischte, hielt man ihn für tot. — Harald aber fuhr in seinen Grausamkeiten gegen seine Unterthanen zu wüten fort. So soll er z. B. Menschen und Ochsen zusammen ins Joch gespannt haben. Darüber entstand eine Empörung, an deren Spitze Sweno, des Königs eigener Sohn, trat. Diesem gesellte sich auch unser Toko zu und erschoß von einem Gebüsch aus den Tyrannen, der sich eines Bedürfnisses wegen im Walde verlor.

Dies die Sage von Toko, der nach anderen ein Finnenhäuptling gewesen sein soll, dessen Existenz sich aber nicht erweisen läßt. Von seinem Vater Palne erzählt man sich eine ganz ähnliche Sage. Offenbar ist dieser Palne oder Palnatoke eine Abzweigung des höchsten Sonnengottes

Wodan (Odin), der in Schweden als „wilder Jäger", sogen. Palne-Jäger, jagt. Die Ähnlichkeit dieser Sage mit unserer Tellgeschichte liegt auf flacher Hand. Ja, auch einzelne Züge verraten eine auffallende Verwandtschaft. So erinnert das Zusammenjochen von Menschen und Ochsen an die That und Äußerung des Landenbergers dem Melchthal gegenüber: „Wenn der Bauer Brot wollt' essen, mög' er selbst am Pfluge ziehn." Auch der verwegene Bergrutsch hat etwas Familienähnlichkeit mit dem Sprung auf die Tellplatte. Saxos Werk ist zwar erst 1514 gedruckt, hat aber sicherlich schon früher in den Klosterbibliotheken kursiert. So existierte schon 1431 ein Auszug daraus, und die erste schweizer Chronik, die der Tellsgeschichte Erwähnung thut, das „weiße Buch" ist um 1476 verfaßt; also kann die erstere Arbeit sehr wohl auf die schweizer Chronik litterarisch eingewirkt haben.

In Norwegen erscheint diese Sage in mehreren Formen. Nach einer Überlieferung forderte König Harald (im elften Jahrhundert) den Sohn eines reichen Landmannes, Heming, zum Wettstreite im Bogenschießen heraus. Als er besiegt wurde, zwang er Heming, bei Verlust seines eigenen Lebens seinem Bruder Biörn eine Haselnuß vom Haupte zu schießen, was demselben auch glücklich gelang. Als dann später (1066) Harald einen Einfall in England machte, stellte sich Heming auf die Seite der Feinde und bezeichnete den König durch einen abgeschossenen Pfeil so genau, daß ein anderer Schütze ihn erkannte und glücklich traf.

Nach der Deutung der Mythologen versinnlicht der Apfel sowohl, wie die Nuß, den noch winterlich schlummernden Samenkern des noch nicht geborenen Sommerlebens, der Knabe aber, das Kind des Schützen, (unter dem man

sich den Sonnengott selbst vorzustellen hat), bedeutet die Pflanze oder Blume, die der Sonnengott im Hochsommer scheinbar mit seinen Strahlenpfeilen bedroht; doch wendet er lieber den Todespfeil ab auf seinen Gegner hin, den winterlichen Dämon; denn einen solchen hat man sich ursprünglich statt des Landvogts Geßler zu denken. Man hat zwar allerdings den Mythologen nicht so ganz ohne Grund den Vorwurf gemacht, daß sie alles mit ihren Sonnengöttern, ihrem Lichtwechsel und Jahreszeitenumlauf erklären wollen; allein es unterliegt doch wohl kaum mehr einem Zweifel, daß den ältesten Sagengestalten und mythischen Vorgängen diese ersten und natürlichsten Vorstellungen von einem Kampfe des Lichtes mit der Finsternis, des Sommers mit dem Winter zu Grunde liegen. Die Natur der Sache, der kindliche Standpunkt unserer Vorfahren, die ersten Anschauungen in der Schöpfung selbst geben diese Sagenkeime und ursprünglichen Bilder an die Hand. Die Sagenvergleichung mit dem Nachweis dieser Ähnlichkeit und der Verwandtschaft der Bilder bestätigt dies, und noch sind deutliche Spuren in unseren Volksgebräuchen erhalten. Die mimisch dargestellten Zweikämpfe mit Bären und Drachen, die Einholung einer entführten Maibraut, die Vertreibung des personifizierten Winters in Gestalt eines Strohmanns u. drgl. gehen alle auf diese beliebte Vorstellung hinaus. Mitunter rückt der Frühlingsgott mit Laub geschmückt, wie ein Belagerer, heran, ja er heißt geradezu „König Grünewald", und so entstand auch die Sage vom „wandelnden Walde", die aus Macbeth bekannt ist. In dem gelehrten Werke von Rochholz: „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" findet man alles nur Denkbare in dieser Hinsicht zusammengetragen.

Die nordische Schützensage kehrt aber in allen Nachbarländern in ähnlicher Gestalt wieder. So erzählt man sich in Stormarn im Holsteinischen von einem Hauptmann Heming Wulf, der sich gegen König Christian I. (1448—81) empörte, aber von ihm gefangen genommen ward. Und nun kehrt dieselbe Vergewaltigung mit dem Apfelschusse nach seines Sohnes Haupte wieder; nur daß Heming nachher geächtet wird und fliehen muß.

Durch die Dänen, oder vielleicht schon durch die Angelsachsen wanderte die Sage nach England, wo sie den Inhalt einer Ballade bildet. Dort wird William of Cloudesly wegen Übertretung der strengen Jagdgesetze geächtet, aber auf Verwendung der Königin begnadigt. Nun erbietet er sich freiwillig, um eine Probe seiner Geschicklichkeit zu geben, seinem 7jährigen Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen und vollbringt es glücklich, wodurch er Ruhm und Ehre erwirbt.

Aus dem Vorkommen dieser Sage im hohen Norden darf man aber nicht mit Notwendigkeit eine direkte Einwanderung und Übertragung mit Besiedelung der Schweiz durch Schweden, Friesen oder Sachsen folgern, wie wir bereits gelegentlich eine darauf bezügliche Tradition zu widerlegen versucht haben. Wir haben ja eingangs dieses Kapitels gezeigt, daß unsere Schützenfrage auch im Orient zu Hause ist und daß wir es hier ohne Zweifel mit einem uralten indogermanischen Sonnen- und Jahreszeiten-Mythus zu thun haben. Wir finden außer im Norden Europas, auch im Süden Spuren derselben, z. B. am Rheine. Außer der bereits gelegentlich erwähnten verwandten Sage von dem geblendeten Schützen in Sooneck, erzählt man sich eine ganz ähnliche Schützensage von dem Helden Puncher

von Rohrbach bei Heidelberg. Dieser wird gezwungen, seinem Sohne einen Denar vom Haupte zu schießen; auch er steckt zuvor noch einen zweiten Pfeil zu sich und gibt auf Befragen nach dem Grunde die Antwort: „Wenn ich mein Kind getroffen hätte, würde ich mit dem Pfeile Euch getötet haben".

Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß sich diese Schützensage auch in der Schweiz auf einen wegen der Geschicklichkeit seines Bogenschießens berühmten Schützen übertragen habe. Für den Namen „Tell" ist es vielleicht auch nicht unwesentlich, daß auf den von Schweden und Esthen bevölkerten Inseln Ösel, Dagden, am finnischen und rigaischen Meerbusen Sagenhelden, Namens Töllo oder Tell, allerdings von mehr riesenhaftem Charakter vorkommen. Wie man in der Schweiz eine Tellsplatte zeigt, so auf den beiden oben genannten Inseln einen Tellsstein. Wie man in der Schweiz auch von drei Tellen spricht, worunter man die drei Koryphäen des Rütlibundes versteht, und einer Tellskapelle, so spricht man auch bei den Inselschweden von Töll und seinen beiden Brüdern und einer ihnen gehörigen Kapelle, die jedoch vor das Christentum fällt. Wie man ferner in der Schweiz den sagenhaften Tell dadurch zu einem historischen Nationalhelden stempeln wollte, daß man zu Bürglen sein Wohnhaus zeigte und ihn zu einem Adeligen machte, so zeigt man auch auf der Insel Ösel die Burg Töllist als Edelsitz des Töllus. Wie man weiter vom Schweizer Tell erzählt, er habe bei Morgarten mitgefochten, so soll auch Töllus gegen die Feinde siegreich gekämpft haben. Wie endlich Tell der Volkssage nach verzaubert im Axenberge sitzt, so liegt auch Töllus im Zauberschlafe. Die Scene mit dem Apfelschuß fehlt freilich bei

dieſer Töllusſage, doch ſie findet ſich bei den benachbarten Finnen wieder. Dort fehlt auch nicht der in ſeinem Urſprung ohne Zweifel rieſenhafte, in Wirklichkeit ganz unglaubliche, wenn nicht unmögliche Sprung auf die Felsplatte.

Verſchwindet ſo der Name Tell, wenigſtens was den Apfelſchuß, den Sprung auf die Tellsplatte und die Erſchießung Geßlers betrifft, ins Nebelreich der Mythologie, ſo geht es dem Namen Geßler, wenigſtens als habsburgiſcher Landvogt dieſes Namens zu Kaiſer Albrechts Zeiten, nicht viel beſſer; als ſolcher iſt er aus der Geſchichte zu ſtreichen. Wohl exiſtierte um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine Sippe dieſes Namens im Kanton Aargau, wovon einige in den Stand von ſchutzbefohlenen Halbfreien kleiner Landdynaſten übergingen. Zur Zeit der Schlacht bei Morgarten ſtehen bereits Geßlers als Diener in der Hofburg zu Wien, aber um 1307 waren ſie alle noch ſimple Lehensbauern, und keiner war Landvogt und Bedrücker eines Tell. Erſt 1319 erlangte ein Heinrich Geßler unter Herzog Leopold die Ritterwürde, und 1375 war einer gleichen Namens Vogt zu Grüningen und Rapperswyl. Ein Hermann Geßler von Brunegg hat urkundlich vor und nach 1307 nicht exiſtiert; die Burg Brunegg kam erſt Ende des 14. Jahrhunderts an einen Ritter Heinrich II. Geßler. Ein Sohn dieſes Heinrich II. hieß Hermann. Kleinlicher Klatſch und geringfügiger Streit der Bauern haben dieſen Hermann und ſeinen Vater Heinrich zu Verrätern am Herzog von Öſterreich und an Rapperswyl geſtempelt. Dabei ward ein Dienſtmannn Hermann Geßlers, ein Züricher Bürger, vom öſterreichiſchen Herzog, mit dem ſich Geßler inzwiſchen wieder verglichen hatte, auf eine Anklage der Veruntreuung hin grauſam verſtümmelt und geblendet. Da ſein Herr,

Hermann Geßler sich seiner nicht annahm, sondern auf des Peinigers Seite stand, so schob man ihm die Mitschuld zu. So kam es, daß später Hermann Geßler als Partisan jenes Vogtes Landenberg erschien, der den alten Melchthal blenden ließ. Durch Tschudi und Joh. v. Müller kam denn auch Hermann Geßler von Brunegg als Landestyrann in den Schillerschen Theaterzettel. Ja der Name Geßler wurde infolgedessen so verhaßt, daß noch in der jüngsten Zeit ein Träger dieses Namens förmlich aus der Schweiz hinausgeprügelt ward. Anderseits war ein Nachkomme dieses Geschlechtes so unverfroren, einen Wechsel auf rückständige Besoldung seines Ahnen als Landvogt auszustellen. Eine Geßlerburg in Uri bei Altorf läßt sich aber gar nicht nachweisen, eher ließe sich etwas derart in Altorf im Zürcherlande finden.

Weil wir nun vom Schloße Brunegg sprachen, ist es vielleicht auch angebracht, eine Hypothese über die Schöpfung des Edelfräuleins Bertha v. Brunegg vorzubringen. Der Züricher Chorherr Felix Hemmerlin erzählt von einem Schloßfräulein, dessen Geist den Burgvogt verfolgt, weil er ihr Gewalt angethan. Und ein Junker Wilhelm Geßler soll seine Gemahlin Anna mehrere Wochen heimlich im Kerker zu Brunegg gefangen gehalten haben. So entstand die Sage vom gefangenen Schloßfräulein v. Brunegg, woraus Schiller seine Bertha schuf, die von Rudenz (aus einem seit dem 14. Jahrhundert beurkundeten Unterwaldener Geschlechte) und Melchthal bei der Erstürmung und Verbrennung der Burg gerettet wird.

Obwohl sich schon sehr frühe die Kritik und Zweifelsucht an der überlieferten landläufigen Tellsgeschichte regte, so läßt sich doch anderseits das zähe Festklammern der

Schweizer an einer Erzählung erklären, die ihrem Lande einen eigenen, ja poetischen Nimbus verlieh. Doch die geschichtliche Forschung ist unerbittlich, und die Wahrheit muß durchdringen. So hat schon 1607 ein Freiburger Professor Guilliman in einem Privatbriefe die ganze Tellsgeschichte für eine bloße Fabel erklärt. Als aber 1760 der Berner Pfarrer Freudenberger in einer anonymen Schrift: „Guillaume Tell, fable danoise" die Existenz Tells leugnete und eine deutsche Übersetzung unter dem Volke verbreiten wollte, da ließ die Regierung von Uri dieselbe durch Henkershand verbrennen und verlangte auch von den übrigen Kantonen den Ausdruck ihres Mißfallens. Auch der bekannte Joh. v. Müller, dem Schiller in seinem Tell den ehrenvollen Titel eines „glaubenswerten" Mannes gibt, spricht seine Bedenken und Zweifel bezüglich der Existenz Tells unverhohlen aus (1785). Darnach hat denn zunächst der gründliche schweizer Forscher Kopp in einer Reihe von kritischen Arbeiten die Haltlosigkeit der bisherigen Überlieferung der schweizer Chroniken schonungslos dargethan, die Nebel, welche dieselben einhüllten, zerstreut und der Wahrheit zum Siege verholfen. Zahllos sind denn nun die nachfolgenden Schriften, teilweise zur Verteidigung und Rettung eines geschichtlichen Tell, aber meistens zur gründlichen Widerlegung der geläufigen Tradition, wie die Werke Hubers („Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden mit einem Anhang über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell" und „Die Tellsage") und v. Rochholz („Tell und Geßler in Sage und Geschichte") u. a. Eine Zeitlang ruhte dann die Streitfrage, bis sie bei Gelegenheit der letzten Säcularfeier der schweizer Eidgenossenschaft (1891) aufs neue angeregt ward und noch bis in die jüngste

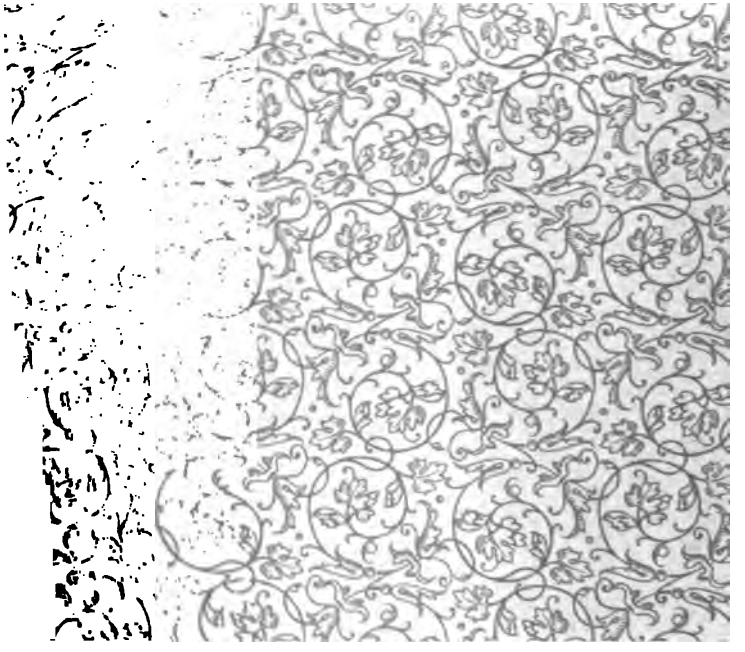
Gegenwart dauert. So hat bei einer Versammlung der Historiker in der Schweiz kürzlich Herr A. Gisler einen Vortrag gehalten, der als Substrat einer Festschrift zur Einweihung des Telldenkmals dienen soll, worin er aufs neue für die Existenz eines Landvogt Geßler und Tell zu Kaiser Albrechts Zeit eintritt und die Glaubwürdigkeit der Chroniken des 15. Jahrhunderts aufrecht erhalten will. Doch nach den beweisenden und überzeugenden Darlegungen eines Kopp, Rochholz, Huber, Bernoulli, Rilliet, Dierauer, Oechsli u. m. a. kann uns dieser erneute Versuch zur geschichtlichen Rettung eines Geßler und Tell nicht wieder beirren. Auch der Nachweis, daß Tellskapellen, Tellsprozessionen und sonstige Tellslokalitäten ohne historischen Untergrund nicht denkbar wären, will uns nicht einleuchten. Wie Rochholz darthut, stammen die Kapelle in Bürglen bei Tells angeblichem Wohnhaus und die an der Tellsplatte erst aus dem 16. Jahrhundert und alle Beziehungen zu dem Befreier der Schweiz sind nachweislich erst später aufgebracht und vermutlich durch ähnlich klingende Ortsbenennungen in der Nachbarschaft (z. B. Tellingen bei Bürglen) veranlaßt worden. Auch standen die üblichen Bittfahrten und Prozessionen ursprünglich nicht mit Tell in Verbindung. Die Seefahrten hingen zum Teil mit alten Einsegnungen der Fischweide zusammen, teils gab es Prozessionen nach Steinen zur Kapelle bei Stauffachers Haus und nach Bürglen zu einer Heiligen, Namens „Kümmernis", eine Personifikation des Herzeleids. Die Tellsplatte endlich erklärt sich am einfachsten durch die „Platte an der Dellen", d. h. an der Einbuchtung des Sees. Es ist sehr wohl denkbar, daß dieser Name zur Erfindung des verwegenen Sprunges eines Tell geführt.

sowie die Roßtrappe im Harz zu dem Riesensprung des Rosses. Wie sich aus Ortsbenennungen Sagen entwickeln, beweisen am Rhein die Lorelei (eigentlich Lur-lei d. i. Lauerfels) und der Mäuseturm (eigentlich Mauts- d. i. Zoll- oder Museturm d. i. Auflauerturm) bei Bingen. Ja, in der Schweiz selbst ist aus Mißverständnis des Namens Pileatus, d. h. „mit einem Filzhut versehen", wegen seiner hutartigen Nebelbekleidung, der Name Pilatus und im Zusammenhang damit die Sage entstanden, als sei der irrende Geist des römischen Landpflegers Pilatus in die Schweiz gewandert.

Ist sonach die schöne, zudem von Schiller so herrlich verewigte Tellsgeschichte auch nur eine Sage, was braucht uns diese Thatsache leid zu thun? Verliert sie dadurch an ethischem Wert und ästhetischem Reiz? Gewiß nicht! Im Gegenteil! Nach Schiller schöpft sich der Künstler seine wirkungsvollsten Stoffe nicht aus dem wirklichen Leben, sondern aus den Sagen und Märchen, aus seiner eigenen ewig schaffenden Phantasie. „Alles wiederholt sich nur im Leben, ewig jung ist nur die Phantasie: Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie!" sagt darum der Dichter mit Recht. Auch liegt kein Grund vor, solche sagenhafte Ausschmückungen aus den Geschichtsbüchern, zumal für die Jugend, auszumerzen; jedenfalls aber hat die Tellsage als ethischer und ästhetischer Bildungsstoff dieselbe Berechtigung wie die Nibelungensage. Geht doch in beiden der Kern der Sage auf die Grundvorstellung des Kampfes und Wechsels von Tag und Nacht, von Frühling und Winter zurück. Darum sagt der ebenso gründliche Sagenforscher wie sinnige Dichter Uhland in seiner Ballade

„Tells Tod“ treffend in seiner Anfangsstrophe: „Euch stellt, ihr Alpensöhne, mit jedem neuen Jahr des Eises Bruch vom Föhne den Kampf der Freiheit dar.“ Und wahr wird es sicher bleiben, was er am Schlusse von Tells Unsterblichkeit singt:

„Weithin wird lobgesungen,
Wie Du Dein Land befreit;
Von großer Dichter Zungen
Vernimmts noch späte Zeit.“



3 9015 05838 7989